Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Dreizehnter Band.

Neuere Geschichte V.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1863.

Vorwort.

Mit dem Erscheinen des vorliegenden 13. Bandes, dem die Bände 14 bis 18 schon voraufgegangen sind, ist die neue Ausgabe der Becker'schen Weltgeschichte vollendet, und daher der Anlaß gegeben, noch einmal dem Publicum von unserm Unternehmen Rechenschaft abzulegen. Knüpft sich doch an dasselbe die Hoffnung, daß es dazu beitragen werde, in weiten Kreisen die Kenntniß der Geschichte zu verbreiten, den Geist zu befruchten, das Gemüth zu erwärmen und die Gesinnung zu stählen! Und wohl dürfen wir Alle, die wir thatkräftig an dem Unternehmen mitgewirkt, uns das Zeugniß geben, daß wir mit Eifer, ja mit Begeisterung dafür Sorge trugen, nur wirkliche Geschichte zu überliefern, die Kunde der Thatsachen gewissenhaft zu läutern, Unechtes auszuscheiden, neue sichere Ergebnisse der Forschung einzuführen, und die Schaaren von Ungenauigkeiten, woran derartige Werke dem Leser unbewußt nur allzu oft und allzu stark leiden, soweit als irgend menschenmöglich zu vertilgen. Nicht minder waren wir bestrebt, auch unsererseits nach Kräften einer Auffass ung der Geschichte Bahn zu brechen, die gleicherweise den Thatsachen der Vergangenheit und den Zielen der Zukunft in der Entwickelung der Völker gerecht wird.

Das Programm des Unternehmens, wie wir es im Vorwort zum ersten Bande dargelegt, ist streng zur Ausführung gekommen. Von den achtzehn Bänden der nun beendeten achten Ausgabe sind die vier ersten (die Alte Geschichte) von Herrn Professor Dr. Gustav Hertzberg, die vier folgenden (das Mittelalter) von Herrn Dr. Otto Rasemann in Halle, die Bände 9—13 (die Neuere Geschichte) von dem Unterzeichneten, und

Band 14—18 (die Neueste Geschichte) von Herrn Eduard Arnd selbstständig bearbeitet worden. Die Gesammtredaction des Unterzeichneten erstreckte sich nur auf die ersten dreizehn Bände.

Ueber die Art unserer Thätigkeit begnügen wir uns mit folgenden Bemerkungen. Die Gliederung und Gruppirung des Stoffes ist fast vollständig neu und nach Einem Plane durchgeführt. Ueberall sind die neuesten und eindringlichsten Forschungen, gelegentlich die der Bearbeiter selbst, zu Grunde gelegt. Die meisten Abschnitte wurden gründlich umgestaltet und ergänzt; eine Reihe von neuen Artikeln eingefügt. Was insbesondere die Alte Geschichte betrifft, so ist der Darstellung der orientalischen und der klassischen Völker durchweg eine geographische Schilderung beigegeben worden; in der griechischen Geschichte haben die älteren Zeiten bis auf Perikles, in der römischen die Kapitel über das älteste Italien, über Karthago, über die Zustände der Gracchenzeit und über das Principat die durchgreifendsten Aenderungen und Erweiterungen erfahren. Bei dem Mittelalter wurde die biographische Seite stärker als früher ausgeprägt, die großen hervorragenden Persönlichkeiten genauer, schärfer und plastischer gezeichnet, ein reicheres Detail beigebracht, und in vielen Partien das Material völlig erneut. Bedeutend erweitert, und beziehungsweise erneut, sind namentlich die Artikel über Verfassung, Cultur und Literatur; zumal die über die älteren deutschen Verfassungszustände, über die mittelhochdeutsche Literatur, über den Humanismus und den Meistergesang. Die Neuere Geschichte haben wir in vier Zeiträume zerlegt, obwohl sie strenggenommen nur zwei Zeitalter umfaßt: das Reformationszeitalter im weitern Sinne bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und das Gleichgewichtszeitalter bis zur französischen Revolution, woran sich als drittes das Revolutionszeitalter oder die Neueste Geschichte anschließt. Das erste ist religiösen, das zweite internationalen Charakters; jenes will ein Gleichgewicht der Confessionen, dieses ein Gleichgewicht der Staaten herstellen; während die Neueste Geschichte oder das Revolutionszeitalter vorzugsweise politischen Charakters ist und darauf ausgeht, ein Gleichgewicht der Kräfte im

Staats- und Gesellschaftsleben herzustellen. Nur der gleichmäßigeren Massenvertheilung halber hielten wir es für angemessen, jedes der beiden Zeitalter in zwei Hälften zu zerlegen, und zwar dergestalt, daß wir die englische Revolution nicht zu der zweiten Hälfte des ersten Zeitalters oder dem zweiten Zeitraum, sondern zu der ersten Hälfte des zweiten Zeitalters oder dem dritten Zeitraum zogen. Zu der reichen Zahl der neuen oder wesentlich umgestalteten Artikel gehören beispielsweise die über die religiöse Aufklärung vor der Reformation, über den Adels- und den Bauernkrieg, über Philipp II. und Don Carlos, über Wallenstein, über Friedrich den Großen, über die erste Theilung Polen's und über die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Uebrigen halten wir noch heut an dem Ausspruch unsers ersten Vorwortes fest: Die großen und zahlreichen Schwierigkeiten eines Unternehmens, wie es das vorliegende ist, wollen lieber nach Kräften durch die That überwunden, als öffentlich besprochen werden. Und so können wir im Allgemeinen nur wiederholen, was in dieser Beziehung ein früherer Herausgeber gesagt: Um die Mühe und die Sorgfalt zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter den Ersatz für das, was ihm an literarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtsein, den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Erkenntniß der Geschichte nach Kräften verholfen zu haben.

Jena, den 11. August 1863.

Adolf Schmidt.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Neuere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Dritter Abschnitt. West- und Südeuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Ludwig XV.

Vierter Abschnitt. Nord- und Osteuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Katharina II., Friedrich der Große und Joseph II.

Fünfter Abschnitt. England und die nordamerikanische Revolution.

Sechster Abschnitt. Literatur und Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Dritter Abschnitt.

West- und Südeuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Ludwig XV.

1. Frankreich unter Ludwig XV.; Herrschaft der Buhlerinnen.

Nach dem Tode des Cardinals Fleury (1743) erklärte zwar Ludwig XV. seinen Entschluß, selbst regieren zu wollen; aber schon nach wenigen Tagen wurde er der Kabinetsarbeiten überdrüßig. Bei vielem gesunden Verstande und einer großen Festigkeit, wenn es auf Behauptung seiner Königsrechte ankam, vergaß er, unter den schmählichen Banden der Wollust, seine Pflichten gegen das Volk, und verschwendete nicht nur an seine Buhlerinnen die Einkünfte des Staats, sondern gestattete ihnen auch Theilnahme am Ministerrathe, ja überließ ihnen gewissermaßen die Zügel der Herrschaft. Nur den kriegerischen Sinn seiner Ahnherren verleugnete er nicht ganz.

Um den während des österreichischen Erbfolgekrieges mehrfach geschlagenen Truppen wieder Muth einzuflößen, fand der Kriegsminister d'Argenson nöthig, daß der König sich selbst an die Spitze des Heeres stelle. Ludwig ging zu dem Ende Anfangs Mai 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Furnes, und hierauf einem Zuge in den Elsaß bei. In der That

wirkte dies so günstig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen seitdem siegreich waren, sondern auch die daheim gebliebenen Bürger den Druck der Kriegssteuern willig ertrugen, und ihren König, so schlecht er sich auch um sie verdient gemacht hatte, vergötterten. Diese Liebe der Franzosen zu ihrem Könige zeigte sich besonders, als eine Krankheit, die ihn am 8. August zu Metz ergriff, seinem Leben Gefahr drohte. Die Pariser liefen unaufhörlich nach der Post, nach dem Schlosse und in die Häuser der Vornehmen, um Nachrichten von des Königs Befinden zu erhalten, und alle Kirchen waren voll von Solchen, die für sein Leben beteten. Die sanfte Königin, obgleich tief gekränkt, wollte nicht die Letzte sein unter den Vielen, die ihm ihre Liebe bewiesen. Sie borgte in der Eile tausend Louisd'or — so sehr war sie entblößt von Geld, indeß die Buhlerinnen im Ueberflusse schwelgten — und trat schleunig die Reise nach Metz an.

Die Krankheit hatte sich indeß so verschlimmert, daß die Aerzte riethen, dem Könige die Sacramente zu reichen. Dieser heiligen Handlung mußte thätige Reue vorangehen; deshalb drangen die Geistlichen ernstlich auf die Entfernung seines damaligen Kebsweibes, der Herzogin von Chateauroux, die sich Tag und Nacht nicht von ihm trennte, und tausend Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie sträubte sich gegen die Trennung; endlich aber mußte sie doch aus seiner Nähe sich entfernen. Der Beichtvater verlangte nun mit strengem Ernste von dem Kranken, mit aufrichtigem Herzen dem eben entfernten Gegenstande seiner Lüste zu entsagen, und Gott wegen des gegebenen Aergernisses in Gegenwart des ganzen Hofes um Vergebung zu bitten. Ludwig that es willig, und ertheilte unverzüglich den Befehl, die Buhlerin solle das Lager verlassen (14. August). Auf ihrer Reise nach Paris fehlte es ihr nicht an wohlverdienten Beschimpfungen. Der König empfing indeß das Abendmahl, und schien an Leib und Seele zu verzweifeln. Da trat die fromme Gemahlin zu ihm, so theilnehmend, als ob er sie nie beleidigt hätte. Die verderbtesten Hofleute sahen mit Rührung ihre zärtliche Hingebung, die weibliche Tugend, welche hier in ihrem schönsten Glanze strahlte. Weinend küßte ihr der beschämte, zerknirschte Gatte die Hände und schwur, von nun an ihr ganz allein zu leben. Und als wollte der Himmel ihm die Gelegenheit gewähren, seinen Schwur zu erfüllen, so erholte er sich allmählig, und erlangte seine volle Gesundheit wieder. Das Pariser Volk glich jetzt einem Haufen Trunkener. Der erste Eilbote, der die Nachricht von des Königs Besserung brachte, wurde fast erdrückt; man küßte sein Pferd und seine Stiefeln, und führte ihn im

Jubel durch die Stadt. Alle Zünfte stellten festliche Aufzüge und religiöse Feierlichkeiten an, und mehrere Wochen wurden in Lustbarkeiten hingebracht. Des Königs Einzug in Paris war geräuschvoller als ein römischer Triumph. Ihn selbst brachte dieser erschütternde Auftritt zu dem Ausruf: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!" Aus Dankbarkeit gegen die Bürger blieb er drei Tage lang in dem Palaste der Tuilerien, wo Jedermann ihn sehen konnte, und nahm eine Einladung zu einem Mahle auf dem Rathhause an.

Aber so sehr kann die Sinnlichkeit jede moralische Kraft im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Regungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden, und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Unvermögend und ungewohnt, sich geistig zu beschäftigen, kannte er nur dies eine unwürdige Mittel, die Leere in seinem Kopfe auszufüllen und die langsam schleichenden Stunden zu beflügeln. Die Chateauroux ward wieder aufgesucht, und die schamlosen Gelage im Schlosse zu Choisy wurden, erst heimlich, dann aber bald wieder ganz ungescheut, fortgesetzt. Und jetzt hatte die Buhlerin gar die Frechheit, sich über ihre Wegsendung zu beschweren, und dem Könige eine Liste von den Personen zu überreichen, die sie deshalb bestraft wissen wollte. Der Bischof von Soissons, des Königs Beichtvater, erhielt demnach zuerst den Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben. Aber kurz darauf starb die Chateauroux plötzlich.

Die in der höhern Gesellschaft herrschende Sittenverderbniß war so groß, daß die Stelle eines königlichen Kebsweibes vielen vornehmen Frauen als der Gipfel des Glücks erschien, und daß sie die gemeinsten Wege nicht scheuten, sich derselben zu bemächtigen. Die Gemahlin des Finanzpächters d'Etioles bestach, um dem Könige zugeführt zu werden, dessen Kammerdiener. Als sie ihren Zweck erreicht hatte, ließ sie durch einen Verwandten ihrem Gatten ihre Erhöhung, oder richtiger, ihre Erniedrigung bekannt machen. Dieser, der sie zärtlich liebte, wurde schmerzlich ergriffen, und bat sie in einem rührenden Schreiben, zu ihm zurückzukehren. Die Dame aber las den Brief dem Könige vor, und begleitete ihn mit spöttischen Bemerkungen. Ludwig besaß noch Sittlichkeitsgefühl genug, um ihr ernst zu erwiedern: „Madame, Sie haben einen edeldenkenden Mann," er hatte jedoch nicht die Kraft, diesem Gefühle zu folgen. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge es rathsam fanden, sich vor ihr zu beugen. Keine wichtige Stelle im Königreiche wurde ohne ihre Einwilligung ver-

geben. Sie erhielt den Titel: Marquise von Pompadour; der Glanz ihrer Lebensweise, die Menge ihrer Landgüter und Lustschlösser, die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre; jede ihrer Launen wurde befriedigt. Dabei besaß sie Geist und Bildung genug, um der Literatur einige Theilnahme zu bezeigen und die bedeutendsten Schriftsteller in ihr Interesse zu ziehen, obwohl Ludwig selbst an geistigen Genüssen durchaus keinen Geschmack fand.

Drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren damals für den Landkrieg in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern schlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen, und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem sechzehnjährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornick ein. Vier Tage darauf kam es zu der schon erwähnten Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenoy, wo der König, den man zurück zu bleiben ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Dauphin so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch abhielt. Der Marschall wollte sich während der Schlacht vom Könige Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sei nicht zugegen, um zu commandiren, sondern um sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward nur mit Mühe und unter großen Verlusten gewonnen. Eine Kanonenkugel tödtete den Herzog von Grammont und sein Pferd. Der Graf von Löwendahl, der das Pferd hoch aufspringen sah, rief ihm zu: Nehmen Sie sich in Acht, Ihr Pferd ist erschossen! — „Ich auch!" antwortete der Herzog und starb. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde umher, und nahm mit tiefer Bewegung wahr, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben, und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!" Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier, sagte der Vater zu ihm, wie kostbar und schrecklich der Krieg ist." Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: „wie die Unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde."

Auch diesmal ward der Vielgeliebte — denn so nannten ihn die Pariser — bei seiner Rückkehr mit lautem Jubel empfangen. Die Schmeichler besangen in ihm den Helden und den Sieger, und Voltaire verfertigte auf Befehl der Marquise von Pompadour zu den Winterlustbarkeiten eine Oper, in welcher Ludwig XV., unter dem Namen

Trajan, von der Göttin des Ruhmes (der Pompadour) gekrönt wurde. Nach der Aufführung dieses Stückes vergaß der eitle Dichter sich so sehr, daß er dem Könige, als derselbe aus der Loge trat, sehr vertraulich sich näherte und pathetisch sprach: Trajan, bist du zufrieden? Ludwig antwortete mit einem finstern Schweigen, und wollte nie mehr von Voltaire etwas hören.

In dem Feldzuge von 1746 begleitete die Pompadour den König, weshalb man den Dauphin zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte Ludwig noch, daß er seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Der Marschall von Sachsen gewann die blutige Schlacht bei Raucoux. Die Siegeszuversicht der Franzosen war so groß, daß man am Abende vorher im Lager Komödie spielte, und nach der Vorstellung ankündigte: „Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Schlacht; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen ꝛc.“

Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Die Belagerung von Mastricht durch die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres war die letzte Waffenthat dieses Krieges; denn noch vor Beendigung derselben wurden, wie im vorigen Bande erzählt ist, die Friedenspräliminarien mit England und Holland zu Aachen unterzeichnet (30. April 1748). Alles kam leicht zu Stande, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande siegreich gewesen waren, doch keine Entschädigungen verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist, allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen; die Minister seien eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Marquise sei es satt, immer mit dem Könige im Felde umherzuziehen. Der Marschall überlebte den Frieden nicht lange; nachdem er einen ehrenvollen Besuch bei Friedrich dem Großen abgestattet, starb er auf dem Schlosse Chambord, wo er namentlich mit Gelehrten und Künstlern verkehrte, in Folge eines Blutsturzes am 30. November 1750.

Ludwig ergab sich seit dem Frieden wieder ganz den gewohnten Vergnügungen, unter denen nur zuweilen Hofhändel seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Pompadour wollte auch unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen sein, wozu nur die Gemahlinnen der Prinzen und Pairs berechtigt waren. Der König bewilligte es (1752), und der Tag der Einführung ward angesetzt. Die Ceremonie dabei war die, daß die Aufzunehmende von der Königin und dem Kronprinzen umarmt

wurde, und sich dann auf einen Armstuhl niederließ. Die Königin war zu gutmüthig, um bei dem widerlichen Geschäft eine Miene zu verziehen; aber der Dauphin erlaubte sich, zur Belustigung des ganzen Hofes, den Muthwillen, indem er ihr die Wange zum Kusse hinreichte, die Zunge über ihre Schulter hinauszurecken. Das Kebsweib ward wüthend, als man ihr den Schimpf hinterbrachte. Sie ruhte nicht eher, als bis der Prinz nach Meudon verwiesen ward, und die Bedingung seiner Rückkehr war eine öffentliche Abbitte. Er erklärte in derselben bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr hinterbracht; worauf sie erwiederte, sie habe es auch nicht geglaubt. Bald darauf verlangte sie, zu einer Dame du Palais erhoben zu werden, und es geschah (1756). Seitdem hatte sie nur Einen Stuhl im Zimmer, auf dem sie sitzend den Stehenden Audienz ertheilte, und hinter welchem ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden, stand. Der Prinz von Conti setzte sich einmal ohne Umstände auf ihr Bett, und rief: „Madame, das ist ein vortreffliches Lager!" Der französische Nationalcharakter zog alle jene Vorgänge ins Lächerliche. Aber es bekam den Lachern schlecht. Mancher Spötter wanderte für einen witzigen Einfall in die Bastille; der Seeminister Maurepas mußte wegen einiger Stachelverse, die sie einmal zu Marly unter ihrem Tellertuche fand, und die man ihm zuschrieb, alle seine Stellen niederlegen; und ein gewisser Desforges, der ein beißendes Gedicht gemacht hatte, in welchem sie eben so wenig geschont war als der König, ward auf mehrere Jahre in einen berüchtigten Käfig zu St. Michel eingesperrt. Die Marquise aber blieb unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister ein und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Creaturen, und durften nichts thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb. Ludwig empfand diese Abhängigkeit, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu entziehen. Da er nun mit der Politik der von der Marquise ernannten Minister nicht immer einverstanden war, so unterhielt er an den fremden Höfen geheime Agenten, welche den Bemühungen und Anträgen der Gesandten Frankreich's im Stillen entgegenwirken mußten. Ein solcher Agent war der Chevalier d'Eon, der, als ihm endlich der französische Gesandte Guerchy in London auf die Spur kam, Weiberkleider anlegte und auf Ludwig's Geheiß sich für ein Weib erklären mußte, um der Rache des Gesandten zu entgehen und weiteren Entdeckungen vorzubeugen.

Indeß strengte die Marquise ihre Erfindungskraft an, immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Baulust in ihm; sie errichtete eine Porcellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die

sie ihn zu interessiren suchte, und die daher oft besucht ward; sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele und übernahm selbst am Hofe Rollen in denselben; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein. Neben diesem anständigen Zeitvertreib hielt sie es aber auch für nothwendig, den König, um ihn von ernsten und ihrem Ansehn gefährlichen Neigungen abzuhalten, in seinen schändlichsten Begierden zu befriedigen, und ihm bald da bald dort immer neue Maitressen von dunkler Herkunft, unerfahrene Jungfrauen, harmlose und einfältige Kinder zuführen zu lassen, deren Unschuld den Hauptreiz seiner Lüste bildete. Und endlich schritt sie sogar dazu (1755), für ihn, nach dem Beispiele morgenländischer Fürsten, einen förmlichen Harem, ein Frauenhaus anzulegen, das unter dem Namen Hirschgarten (parc aux cerfs) eine Fallgrube für ganz junge Mädchen wurde, und eine ungeheure Menge von Opfern verschlang, die, wenn sie der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Lasterhaftigkeit in derselben verbreiteten. Eine Legion von Ober- und Unterkupplern, voran der berüchtigte Weiberlieferant Lebel, war in beständiger Bewegung, um in allen Provinzen des Reiches Mädchen aufzuspüren, anzulocken, herbeizuschaffen, abzurichten, auszuputzen, durch alle Kunstmittel reizend zu machen, und endlich für ihre Sclaverei, ihre Verschwiegenheit, oft auch für die Verschmähung ihrer Reize zu belohnen. Man rechnet, daß diese Anstalt dem Staate mehrere hundert Millionen gekostet hat.

Daß die entsetzliche Verderbniß des Hofes einen Umsturz herbeiführen werde, wurde schon damals von einzelnen Beobachtern geahnt. Da aber die Staatsgewalt von ihren Militairmitteln schonungslosen Gebrauch machte, blieb sie stärker, als die unruhige Bewegung, welche hin und wieder zum Vorschein kam, indem theils der Druck der Steuereinnehmer an einigen Orten Aufstände verursachte, theils das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle Widersetzlichkeit zeigte. Am merkwürdigsten war die Pariser Emeute vom 16., 22. und 23. Mai 1750. Auf Befehl griff die Polizei die hülflosen Kinder, die kleinen Vagabunden auf, um sie als Colonisten nach dem Mississippi zu senden, wobei die Häscher auch Bürgerkinder einfingen, um von den Eltern Lösegelder zu erpressen. Da entstand das Gerücht, der König sei in Folge seiner Ausschweifungen aussätzig geworden, zu seiner Heilung nehme er Bäder von Menschenblut, und dazu würden die Kinder geraubt. Das wüthende Volk tödtete mehrere Häscher und Spione, verwüstete

mehrere Häuser von Polizeiofficianten, zwang den Generalstatthalter der Polizei, sowie die zufällig nach Paris gekommene Pompadour zur schleunigen Flucht, und drohte, Versailles zu verbrennen. Nur mit Mühe wurde der Aufruhr beschwichtigt, indem man einige Häscher gefangen setzte; erst zwei Monate später wagte die Regierung, drei Haupturheber des Aufruhrs mit dem Tode zu bestrafen*).

Die kirchliche unter Ludwig XIV. entstandene Parteiung der Jansenisten dauerte fort, wie die Richtung derselben gegen den Hof, der die Jesuiten, die Gegner der Jansenisten, beschützte. Die Geistlichen dieser beiden Parteien verfolgten einander mit tödtlichem Hasse sowohl persönlich als in Schriften und Predigten. Die Jansenisten vertheidigten mit Eifer die vom Bischof Janse von Ypern (s. Thl. XI. S. 326) nach dem Beispiel der deutschen und schweizerischen Reformatoren vorgetragene Lehre des Augustinus von dem natürlichen Verderben des Menschen und der ewigen Vorherbestimmung einiger Menschen zur Seligkeit und anderer zur Verdammniß. Vergebens hatte Papst Clemens XI. durch die Bulle Unigenitus 1713 ihre Lehren verdammt; die Jansenisten mehrten sich, denn Alles, was die Jesuiten haßte, trat zu ihnen über; man stritt, wie häufig, nicht gegen Lehren, sondern gegen Personen und Sachen. Indessen blieben doch die Lehren das Panier, das man vortrug, und endlich wurden Wunder zu Hülfe genommen. Die Bewohner der Stadt, die sich der größten Aufklärung rühmte, wallfahrteten mehrere Jahre hindurch (1727—1732) zum Grabe eines Jansenistischen Priesters, Franz Paris, der aus schwärmerischem Streben nach Heiligkeit sich eines strengen Lebens beflissen, und durch freiwillige Kasteiungen seinen Tod herbeigeführt hatte, dafür aber im Grabe Wunder thun sollte und, wie man behauptete, nun wirklich that. Immer werden diese Vorgänge dem Psychologen merkwürdig bleiben, insofern sie auf eine auffallende Weise darzuthun scheinen, mit welcher Kraft der Glaube, der den Gedanken von der Möglichkeit des Gegentheils gar nicht duldet, sogar auf den physischen Organismus des Menschen zu wirken vermag. Gichtige, Wassersüchtige, und andere Kranke wurden durch die bloße Berührung dieses Grabes angeblich und für den Augenblick geheilt, Andere bekamen Verzückungen; Tag für Tag ward die Stätte nicht leer von Zuschauern, von denen viele, die spottend hingegangen waren, gläubig wieder zurückkehrten, und selbst, wie der Parlamentsrath Mongeron, dicke Bücher schrieben von den Wundern auf Paris' Grabe. Die Jesuiten trugen

*) Vgl. u. A. Martin, hist. de France, 4. éd. T. XV. p. 435.

Bedenken, die Möglichkeit dieser Wunder zu läugnen, weil sie sich ehemals wohl selbst solcher angeblichen Wunder zur Förderung ihrer eigenen Sache bedient hatten; sie griffen nur die Lehren der Jansenisten an, und verweigerten allen Sterbenden, die nicht einen Beichtzettel von einem rechtgläubigen Pfarrer beibringen konnten, die Sacramente, worüber endlose Streitigkeiten entstanden. Die Regierung aber ließ zuletzt den Kirchhof, wo die Wunder geschahen, schließen, und die Gläubigen durch Soldaten zurückweisen*).

Der Streit der Jansenisten und Jesuiten dauerte auch seitdem ununterbrochen fort, hin und wieder heftig auflodernd. Andere Gährungsstoffe gesellten sich seit dem Aachener Frieden immer häufiger hinzu. Die hierdurch entstandene und genährte Aufregung machte sich im Jahre 1756 auf offener Straße in lauten Schmähungen gegen die Pompadour und den König Luft; dieser wurde nun nicht mehr als der „Vielgeliebte", sondern als der „Tyrann der Franzosen" bezeichnet. Da ereignete sich zu Anfang des Jahres 1757 ein Vorfall, der geeignet schien, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen. Es war ein kalter und finsterer Winterabend (5. Januar gegen sechs Uhr), als er aus dem Thore des Versailler Schlosses auf den vorgefahrenen Wagen zuging, um sich nach Trianon zu begeben. Plötzlich erhielt er einen Stoß in die Seite, nach dessen Ursache er vielleicht nicht weiter gefragt haben würde, wenn er nicht gleich darauf an dem warm hervorquellenden Blute gemerkt hätte, daß es zugleich ein Stich gewesen sei. Der Thäter wäre indessen doch wohl unerkannt geblieben (denn Niemand hatte ihn gesehen), wenn er nicht in seinem Wahnsinn vergessen hätte, den Hut abzunehmen, so daß er unter allen Umstehenden der einzige Bedeckte war. Daran ihn erkennend, rief der König schnell: „der Mensch da hat mich verwundet! Nehmt ihn fest, aber thut ihm kein Leid."

Die Sache machte gewaltiges Aufsehen, und tausendfach vergrößert kam das Gerücht davon nach Paris. Man vermuthete eine große Verschwörung zum Umsturze des Thrones; aber das Interesse an dem Könige, welches sich während seiner frühern Krankheit geäußert hatte, war verschwunden. Der Verbrecher ward unter einer starken Bedeckung nach Paris geführt, und die Verhöre wurden mit großem Geräusch eröffnet. Es ergab sich darin, daß die That einzig die Frucht einer trübsinnigen

---

*) Man schlug nach dieser Sperrung die Spottverse an den Kirchhof:
De par le roi: Défense à Dieu
De faire miracles en ce lieu.

Gedankenverwirrung, und an gar keine Verschwörung zu denken war. Der Mensch hieß Robert Franz Damiens, war Bedienter bei mehreren Parlamentsgliedern gewesen, und hatte hier oft Gelegenheit gehabt, von der schlechten Verwaltung des Staats, von der Sorglosigkeit des Königs und von dessen zu großer Gunst gegen die Jesuiten sprechen zu hören. Als eifrigen Katholiken hatte ihn auch die Verweigerung der Sacramente erbittert. Drei Jahre lang hatte er darüber gebrütet, wie man wohl den in Lüsten begrabenen König aus seinem Schlummer wecken und zur Erkenntniß seiner Pflicht bringen könne; und endlich war er dabei stehen geblieben, man müsse — nicht ihn tödten, sondern ihm nur den Tod von ferne zeigen — ihn verwunden. Zu diesem Ende hatte er sich nur eines Federmessers mit ganz kurzer Klinge bedient; und wirklich war auch die ganze Verwundung nicht viel mehr, als ein Aderlaß.

Nach der grausamen Weise der französischen Criminaljustiz verurtheilte das Pariser Parlament den Damiens zu der ordentlichen und außerordentlichen Folter, und hierauf noch zu der entsetzlichen Todesstrafe Ravaillacs. Der Unglückliche selbst hörte es mit derselben dumpfen Betäubung an, die er schon bei den Verhören bewiesen hatte. Der 28. März 1757 war der Tag der Vollstreckung. Nach zweistündiger barbarischer Folterqual langte der Verurtheilte auf dem Greveplatze an, der mit Tausenden von Zuschauern bedeckt war, während andere Tausende an den Fenstern und auf den abgedeckten Dächern standen, wo man Plätze um hohe Preise vermiethet hatte. Fünf Viertelstunden dauerte die zweite höllische Marter. Zuerst ward die rechte Hand verbrannt, dann der nackte Körper mit glühenden Zangen gezwickt, dann in die Wunden geschmolzenes Blei gegossen, und hierauf wurden vier Pferde angespannt, um den noch immer lebenden Unglücklichen zu zerreißen. Aber trotz allem Anziehen konnten sie damit nicht zu Stande kommen, und man mußte das Beil zu Hülfe nehmen. Der Rumpf wurde hierauf mit den abgerissenen Gliedern verbrannt, und die Asche in die Luft gestreut. Dies geschah zu Paris, nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! Und gerade die weiblichen Zuschauer starrten am aufmerksamsten nach dem entsetzlichen Schauspiele hin, während die Männer in den schrecklichen Augenblicken wenigstens das Gesicht wegwendeten. Damen der vornehmen Welt hatten die Plätze an den Fenstern sich um die höchsten Preise in Gold streitig gemacht.

Die Unglücksfälle des inzwischen ausgebrochenen siebenjährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen und auf allen Meeren geführt ward, sind schon im vorigen Bande erwähnt worden.

Die großen inneren Uebel, an welchen der kranke Staatskörper litt, wurden durch diesen Krieg nicht wenig vermehrt. Da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, an deren Spitze sie stehen sollten. Fast alle ostindischen und amerikanischen Colonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Der Unverstand, begleitet vom Unglück und von der Schande, wäre ein passendes Symbol des damaligen Frankreich's gewesen. Den schwersten Stand hatten die Finanzminister. Einer nach dem andern ward abgesetzt, weil er aus dem schon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspressen konnte. Ein Herr von Silhouette, der 1759 diesen Posten erhielt, trieb die Plünderung so weit, daß man ihn mit den Straßenräubern in eine Klasse setzte, und dennoch konnte er nicht erfüllen, was er versprochen hatte. Dies gab dem französischen Volke, das auch in der Verzweiflung noch lachen kann, Anlaß, den Namen desselben in den gerade damals erfundenen Schattenrissen zu verewigen, die deswegen, weil sie schwarz und leer zugleich waren, spöttisch Bildnisse à la Silhouette genannt wurden.

Auf den nun schon physisch und moralisch völlig erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin, der Pompadour, herannahen, der am 15. April 1764, im dreiundvierzigsten Jahre ihres Lebens, nach einer langen Abzehrung erfolgte. Sie erwartete ihn mit Ergebung, und schien sich der Auflösung eines Lebens zu freuen, das von dem allgemeinen Hasse verfolgt wurde. In Paris hatte sie sich ohne eine starke Bedeckung an keinem öffentlichen Orte mehr sehen lassen dürfen. Sie hinterließ ihren Verwandten Millionen; die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und groß war die Menge der seltensten Kunstwerke, Kostbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit, welche dabei zum Vorschein kamen.

2. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich.
(1764.)

Der Streit der Jansenisten mit den Jesuiten und dem die letzteren beschützenden Hofe entwickelte sich in einer dem Ursprunge desselben entgegengesetzten Richtung. Das jansenistisch gesinnte Parlament zu Paris trat nämlich als Vertheidiger der weltlichen Macht gegen die Jesuiten auf, und erklärte es für einen sträflichen Eingriff in die Rechte des Staats, daß die Jesuiten nur dem General ihres Ordens und dem Papste unterworfen sein wollten. Hierzu gesellte sich der Einfluß der neuen Meinungen, der Geist der Aufklärung, angeregt, gefördert und vertreten durch Schriftsteller, welche in ihrem Unwillen über die verrotteten politischen und socialen Zustände, über das alte Staatswesen mit seinen fortdauernden schweren Verletzungen des Sitten- und natürlichen Rechtsgesetzes, über die staatliche Rechtslosigkeit des Volkes und das sociale Elend der niederen Klassen, bald mit tiefem Ernste gegen das morsch und untauglich Gewordene, gegen Beschränktheit und veraltete Mißbräuche, denen der fortgeschrittene Geist des Geschlechts entwachsen war, nachdrücklich ankämpften und der trostlosen Wirklichkeit ein rettendes Ideal vorzuhalten bedacht waren, bald aber auch in leichtfertiger Weise mit sophistischer Rhetorik, mit höhnischem Spott und Witz ihre Waffen wider alles Bestehende, wider jegliche Autorität ohne Unterschied richteten. Statt nun ächte Aufklärung zu befördern, und in ihr die kräftigste Schutzwehr gegen die trüben und seichten Elemente des neuen Zeitgeistes aufzurichten, glaubten die Inhaber der Gewalt nichts anderes thun zu dürfen, als das Alte mit allen seinen Fehlern und Mängeln rücksichtslos aufrecht zu erhalten. Man verbot die Werke, worin jene Ansichten enthalten waren; und ganz vorzüglich waren es die Jesuiten, die sie aus allen Kräften zu unterdrücken suchten. Aber das erzeugte in der Nation einen heftigern Reiz, sich von den streitigen Gegenständen zu unterrichten. Man verschlang die neuen Lehren, und seitdem Voltaire den Ton angegeben hatte, wurde zumal die Geistlichkeit und die Religion, in ihren wirklichen oder vermeintlichen Blößen und Schwächen, eine Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Auch hier berührten sich die Extreme: von der Bigotterie ging man plötzlich zur absoluten Freigeisterei über, die alles bezweifelte oder verneinte.

Die Wirkungen dieser Revolution der Meinungen mußten besonders die Jesuiten empfinden, die wegen ihrer Umtriebe sich überall verhaßt gemacht hatten. Indem man die höchste Autorität der Kirche bestritt,

ging man auch ihnen zu Leibe; denn nur unter jener Autorität konnten sie die Könige und die Völker beherrschen. Ihr Sturz in Portugal, der weiter unten erzählt werden wird, durch eine wahre oder angebliche Verschwörung wider das Leben des Königs veranlaßt, gab ihren Feinden in Frankreich neue Waffen in die Hände. So kam es bald dahin, daß man die Jesuiten durchgängig als Königsmörder und Sittenvergifter anklagte; wo immer eine Frevelthat geschehen war, da setzte man voraus, daß sie von Jesuiten verübt worden sei. Die nächste Ursache ihres Untergangs in Frankreich ward indeß ein Rechtsstreit, den ein Marseiller Handlungshaus gegen den Pater La Valette führte, der als Vorsteher der Mission in Westindien auf den dortigen zu Frankreich gehörigen Inseln große Anlagen errichtet, den Handel daselbst förmlich monopolisirt, und dergestalt den Orden außerordentlich bereichert hatte. Dieser Mann hatte kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges einige reichbeladene Schiffe nach Europa abgehen lassen, in deren Erwartung jenes Marseiller Haus für mehr als für anderthalb Millionen von ihm auf dasselbe gezogene Wechsel acceptirt hatte. Nun nahmen aber die Engländer die Schiffe weg (1755), das Handlungshaus mußte jene ganze Geldsumme aus seiner Tasche bezahlen und ward dadurch dem Bankerott nahe gebracht (1756). Es erschien unzweifelhaft, daß der Orden dafür Entschädigung zu leisten habe; und wirklich zeigte er sich auch Anfangs dazu bereit. Plötzlich aber weigerte er sich, selbst vor Gericht, indem er behauptete: er könne für die Operationen des Pater La Valette nicht verantwortlich sein, weil dieser die Ordensgesetze übertreten habe, die den Handel verböten; auch bestehe zwischen den verschiedenen Missionen oder Collegien in Bezug auf die zeitlichen Güter keine solidarische, sondern eine getrennte Verwaltung. Das Marseiller Consulargericht nahm auf die Ausflüchte keine Rücksicht, da jenes westindische Monopol notorisch im Interesse des ganzen Ordens ausgebeutet worden war, und erkannte gegen denselben (29. Mai 1760). Dieser erhob Einspruch, und der Proceß gelangte nun an das Pariser Parlament, das alsbald, zur Aufklärung des Sachverhältnisses, die bisher geheimgehaltenen Constitutionen des Ordens vorzulegen gebot. Es geschah. Doch sprach schließlich das Parlament ihnen mit Fug die Gültigkeit in einer Rechtssache ab, und bestätigte am 8. Mai 1761 das Urtheil erster Instanz, indem es den Orden zur Bezahlung der von La Valette gezogenen Wechsel verurtheilte*).

*) Martin (a. a. O.), T. XVI (1860), p. 205 ff.

Bei diesem ersten Schlage blieb das Verhängniß nicht stehen. Längst ein entschiedener Feind der Jesuiten, benutzte das Parlament die gegebene Gelegenheit, eine Reihe von Sätzen aus jenen Constitutionen als aufrührerisch und gefährlich zu bezeichnen, und die ausschweifenden Vorrechte, welche die Päpste den Jesuiten ertheilt hatten, für Mißbräuche zu erklären, die mit aller kirchlichen, weltlichen, sittlichen und natürlichen Ordnung im Widerspruche ständen. Der Minister Herzog von Choiseul (früher Graf Stainville), der im Jahre 1756 nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Oesterreich, welches er als Gesandter in Wien eingeleitet hatte, durch die Gunst der Pompadour aus Ruder gekommen war und mit den Philosophen der neuen Geistesrichtung Verbindungen unterhielt, ermunterte die Schritte des Parlaments. Der König selbst war viel zu sehr mit seinen Vergnügungen beschäftigt, um dieser Angelegenheit besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ungeachtet seiner Anhänglichkeit an die herkömmliche Form und Lehre der Kirche ließ er sich durch die Versicherung beruhigen, daß es nicht auf eine gänzliche Aufhebung des Ordens, sondern auf eine Verbesserung seiner Einrichtungen abgesehen sei. Auch machte man dem Ordensgeneral den Vorschlag, einen gebornen Franzosen als Vicar für Frankreich zu bestellen, von dem alle Jesuiten im Reiche abhängig sein sollten. Der General behauptete aber, es stehe nicht in seiner Macht, eine so wesentliche Veränderung der Verfassung zuzugeben. Die Jesuiten, hieß es zu Rom, müssen entweder bleiben wie sie sind, oder überhaupt aufhören zu sein (Sint ut sunt, aut non sint). Da erfolgte denn endlich am 6. August 1762 der Parlamentsbeschluß, wonach die Gesellschaft Jesu in Frankreich völlig aufgehoben sein sollte, weil ihre Fortdauer mit der Wohlfahrt des Staats unverträglich sei. Doch wurde ihnen der Besitz von Pfarrämtern und geistlichen Pfründen gestattet, unter der Bedingung, daß sie sich durch einen Eid verpflichteten, aller Gemeinschaft mit dem Orden und der verderblichen Sittenlehre desselben zu entsagen. Unter Tausenden fanden sich nur wenige, die diesen Eid leisteten; die meisten erklärten, derselbe sei wider ihr Gewissen. Das Parlament schritt nun weiter, und gab im März 1764 den Befehl, daß alle Jesuiten binnen vier Wochen das Reich verlassen sollten. Der König milderte aber, als er im November desselben Jahres die Aufhebung des Ordens bestätigte, den Ausspruch des Parlaments dahin, daß die gewesenen Jesuiten in Frankreich bleiben könnten, wenn sie unter der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe als treue Unterthanen den Reichsgesetzen gemäß leben wollten. Von den unzweifelhaft schädlichen Einflüssen der Jesuiten, über welche

die Philosophen und Anhänger der neuen Geistesrichtung mit Recht geklagt hatten, war man nun insofern befreit, als sie fortan nur in sehr vorsichtiger und verkappter Weise sich geltend machen konnten; um so mehr hätte man aber auch darauf denken sollen, den theilweisen Nutzen, den sie gestiftet, auf andere Weise zu ersetzen. Daß dies nicht geschah, wurde besonders in den Schulen fühlbar, wo seitdem der Unterricht in den alten Sprachen in einen kläglichen Verfall gerieth.

---

3. Die letzten Jahre Ludwig's XV.

(1769 — 1774.)

Der Tod der Pompadour veränderte nichts Wesentliches in der Regierung; denn der Herzog von Choiseul, den sie zum Premierminister gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiste fort. Der König hatte für nichts mehr Sinn, als für seine Ausschweifungen, und obgleich er den Hirschgarten wegen des öffentlichen Aergernisses hatte eingehen lassen, so behielt doch sein Oberkammerdiener das Geschäft, für die Befriedigung der Lüste des Gebieters immer wieder andere Geschöpfe herbeizuschaffen. Der Dauphin verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit, und starb am 20. December 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen hatte, folgte ihm siebzehn Monate später (13. Mai 1767). Noch den Tag vor ihrem Tode hatte sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Kinder unterrichtet, ein Geschäft, in welchem ehemals ihr Gemahl selbst ihr beigestanden hatte. Das älteste dieser Kinder, der neue Dauphin und der nachherige König Ludwig XVI., war dreizehn Jahre alt, als seine treffliche Mutter starb. Ein Jahr darauf (25. Juni 1768) verschied auch die Königin Maria Lesczinska, nachdem ihr Vater König Stanislaus bereits zwei Jahre vorher (23 Februar 1766) die im Wiener Frieden ihm zur Entschädigung für die polnische Krone abgetretenen Herzogthümer Lothringen und Bar (479 Quadratmeilen mit 1,220,000 Einwohnern) als Erbgut seiner Tochter der Krone Frankreich hinterlassen hatte. Dergestalt brachte die Vermählung Ludwig's XV. mit einer Prinzessin, der ihr Vater kaum den nothdürftigen Unterhalt reichen konnte, als sie durch eine Hofintrigue plötzlich zur

Königin von Frankreich erhoben wurde, diesem Königreiche größeren Vortheil, als die reichste und glänzendste Heirath hätte bringen können.

Ludwig blieb bei dem Tode der Seinigen nicht gleichgültig. Er umarmte, in einer Anwandlung von Reue und Rührung, den Leichnam seiner Gemahlin; seine Schwiegertochter hatte er bei des Dauphins Tode auf eine herzliche Weise getröstet. Aber seine besseren Aufwallungen waren nicht von Dauer oder nicht stark genug, auf seinen Willen zu wirken. Für das Wohl seiner Unterthanen zeigte er völlige Gleichgültigkeit. In einem zufälligen Gespräch mit dem Pfarrer von Versailles hörte er, daß es jetzt mehr Arme im Sprengel gebe als sonst. „Wie geht das zu?" fragte er lebhaft. „Sire, antwortete der Pfarrer schüchtern, Ihre eigenen Leute kommen zu mir, und betteln um Almosen." „Das erklärt sich leicht, sagte der König sich wegwendend, — sie werden ja nicht bezahlt."

Damals, im Jahre 1768, erwarb Frankreich die Insel Corsika, indem die Republik Genua, der dieselbe seit mehr als vier Jahrhunderten gehörte, sich außer Stande fand, einen daselbst ausgebrochenen langjährigen Aufstand zu unterdrücken, und daher die Insel mittelst eines von Choiseul abgeschlossenen Vertrages an Frankreich überließ (15. Mai). Funfzehn Monate später wurde auf Corsika in einer Familie des Mittelstandes der Mann geboren, der einst Frankreich mit strahlendem Ruhme beherrschen sollte. Paoli, der Verfechter der corsischen Freiheit, mußte schließlich der Uebermacht der französischen Truppen weichen und suchte Zuflucht in England.

Ludwig, immer tiefer in Unwürdigkeit versinkend, legte es förmlich darauf an, dem Throne jeden Rest von Achtung zu rauben und den Umsturz desselben vorzubereiten. In seinem sechzigsten Jahre (1769) wurde er Sklave der Reize eines Frauenzimmers der untersten Klasse, einer feurigen Lothringerin, die den Lüstlingen unter dem Namen l'Ange bekannt war. Sie diente als Ladenmädchen in einem Putzgeschäft der Rue de la Ferronnerie, und hieß Johanna Vaubernier. Auf Veranstaltung eines liederlichen Höflings, des Grafen Dubarri, der sie einige Zeit unterhalten hatte, wurde sie durch Lebel dem Könige zugeführt und gewann durch schrankenlose Frechheit sogleich eine noch größere Gewalt über denselben, als ihre Vorgängerinnen gehabt hatten. In dem Augenblick, da sie es wagte, den König ohne Weiteres zu dutzen und ihn dabei La France zu tituliren, sank die allerchristlichste Majestät rettungslos im taumelnden Entzücken zum Kumpan und Knecht der gemeinsten Pariser Lustdirne herab. Um den äußeren Schein zu bewahren, wurde dieselbe

mit dem Bruder des Dubarri vermählt und als Gräfin dieses Namens bei Hofe vorgestellt, wie viele Mühe auch der Minister Choiseul mit seiner Schwester, der Herzogin von Grammont, die selbst Absichten auf den König hatte, sich gab, die Präsentation zu hintertreiben. Die andern vornehmen Herren und Damen des Hofes beeilten sich, sobald sie ihre Gegenwirkungen vereitelt sahen, rechtzeitig einzulenken und die allgewaltige Maitresse, die neue Sonne, zu vergöttern und anzubeten; der Kanzler Maupeou erklärte sich ohne Schaam für ihren Vetter. Nur Choiseul grollte, konnte aber nicht hindern, daß dem übermüthigen Weibe und den habgierigen Händen der Dubarri's der Staatsschatz zur Plünderung überlassen wurde *).

In der Blüthe dieses Hofskandals kam die künftige Königin nach Frankreich. Choiseul hatte die Verbindung des Dauphins, Enkels des Königs, mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich (geboren den 2. November 1755), der Tochter Maria Theresia's, im Einverständnisse mit dem Fürsten Kaunitz betrieben, und die Kaiserin ihre Einwilligung ertheilt, weil sie glaubte, das für den Frieden Europa's ersprießliche Bündniß Oesterreich's und Frankreich's hierdurch auf lange Zeit hinaus sicher zu stellen. Am 16. Mai 1770 wurde die Vermählung in Versailles vollzogen. Während der Einsegnung tobte ein furchtbares Gewitter, und vierzehn Tage nachher, am 30. Mai, entstand bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris zum Beschluß der Vermählungsfestlichkeiten auf dem Platze Ludwig's XV. gab, durch den Mangel gehöriger Vorkehrungen ein so entsetzliches Gedränge, daß im Zusammenstoße der von zwei Seiten einander entgegenwogenden Volksmassen mehrere hundert Menschen erdrückt oder zertreten wurden. Es galt dies schon Manchem als ein Vorzeichen düsterer Verhängnisse.

Choiseul, der Stifter dieses Ehebundes, fand sich in der Hoffnung getäuscht, durch denselben sein Ansehen für immer befestigt zu haben. Daß er der Dubarri die Aufmerksamkeit, die ihr der ganze Hof in sklavischer Unterwerfung und selbst die Dauphine mit zuvorkommender Freundlichkeit erwies, seinerseits zu versagen fortfuhr, ja sogar gelegentlich ihr seine Verachtung blicken ließ, empfand Ludwig sehr übel; er gab jedoch dem Andringen der Dubarri, den Minister zu entlassen, nicht eher Gehör, als bis der Kanzler Maupeou ihm darthat, daß Choiseul, um sich unentbehrlich zu machen, einen neuen Krieg mit England herbeiführen wolle, und zugleich die Widersetzlichkeit der ihm befreundeten

*) Vgl. Schlözer, Choiseul u. s. Zeit, 1848. S. 127 ff.

Parlamente im Stillen begünstige und nähre. Jenes war der Friedensliebe des in Trägheit und Wollust versunkenen Königs, dieses seiner Vorliebe für schrankenlose Gewalt gleich sehr zuwider.

Das Parlament zu Paris, obwohl zunächst nur ein Gerichtshof höchsten Ranges, hatte aus der lang hergebrachten Uebung, daß die königlichen Edicte ihm zur Eintragung in seine Register zugefertigt wurden, und aus dem Umstande, daß sie erst mit diesem Akte Gesetzeskraft erlangten, schon frühzeitig, wie wir sahen, die Folgerung gezogen, daß ihm das Recht zustehe, gegen deren Inhalt Vorstellungen zu machen und falls diese kein Gehör fänden, die Eintragung zu verweigern. Der Hof war aber weit entfernt, diesen Anspruch des Parlaments anzuerkennen; er ermangelte nie, die verweigerte Eintragung eines Edictes durch ein Lit de Justice zu erzwingen, indem der König persönlich, umgeben von den Pairs und seinem Hofstaate, im Schooße des Parlamentes erschien und die Eintragung befahl. Der König pflegte in diesem Fall das Parlament nach Versailles zu bescheiden, und in einem Zimmer des Schlosses, auf einem Lager zwischen Kissen ausgestreckt, das Lit de Justice abzuhalten. Bei einer solchen Gelegenheit hatte Ludwig 1766 dem Parlamente öffentlich erklärt, daß dasselbe zu gar keinem Widerspruche berechtigt, sondern nur zum Einschreiben verpflichtet sei, weil Er seine Krone allein von Gott habe. Die Streitigkeiten dauerten aber fort, und wurden gegen Ende des Jahres 1770 besonders heftig, als der König dem Herzoge von Aiguillon, gewesenem Gouverneur der Bretagne, den das Parlament zu Rennes wegen seiner Verwaltung in einen Criminal-Prozeß gezogen hatte, seine Gunst zuwendete, das gegen denselben eingeleitete Verfahren cassirte, und ihn bei einem Lit de Justice am 7. December 1770, worin das Parlament von Paris neuerdings eine scharfe Zurechtweisung erlitt, seinen Sitz unter den Pairs nehmen ließ. Der Haß gegen die Dubarri und der auf dem Volke lastende Druck der Auflagen bewirkte, daß Vornehme und Geringe für das Parlament Partei ergriffen; die niederen Stände sahen in dem Widerstande desselben gegen die geforderte Eintragung eines neuen Abgabe-Edictes eine Vertheidigung des Volkswohls, obgleich das Parlament im Grunde nur für seine Corporations-Rechte kämpfte. Die Waffe, die es dem Befehle des Königs entgegenstellte, war, nach wiederholten Gegenvorstellungen, die Einstellung aller gerichtlichen Handlungen, weil — so lautete die Erklärung — der tiefe Schmerz über diesen Befehl dem Parlament nicht genug Geistesfreiheit übrig lasse, um über Gut, Leben und Ehre der Unterthanen des Königs zu entscheiden.

In diesen Tagen der allgemeinen Aufregung wurde Choiseul entlassen (24. December 1770). „Mein Vetter," lautete das königliche Schreiben, „das Mißfallen, welches mir Ihre Dienste verursachen, nöthigt mich, Sie nach Chanteloup zu verweisen, wohin Sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden begeben werden. Ich würde Sie noch viel weiter geschickt haben, wenn ich nicht besondere Achtung für die Frau Herzogin hegte und für deren Gesundheit Theilnahme empfände. Hüten Sie sich, daß Ihr Betragen mich nicht zu noch anderen Maaßregeln bestimme. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme."

Auf die Kunde davon strömten die zahlreichen Gegner des Hofes in Masse nach dem Hotel des Ministers, um durch Begrüßung desselben ihre Abneigung gegen die, welche ihn gestürzt hatten, an den Tag zu legen, so daß seine Verabschiedung das Ansehen eines Triumphes gewann. Der Kanzler Maupeou ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Da das Parlament bei seiner Weigerung beharrte, wurden die Mitglieder desselben in der Nacht zum 20. Januar 1771 in ihren Wohnungen von Mousquetairen des Königs aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, sich mit Ja oder Nein über die Befolgung des königlichen Befehls zu erklären. Im ersten Schrecken erklärten sich Alle mit Ja; aber am Morgen nahmen sie, nach gemeinsamer Berathung, dieses Ja zurück. In der Nacht darauf wurden sie wieder geweckt. Gerichtsdiener behändigten ihnen einen Beschluß des Staatsraths, der sie ihrer Aemter entsetzte, und ihnen sogar verbot, sich Parlamentsräthe zu nennen; gleich nachher erschienen Mousquetaire mit Verhaftbriefen, durch welche sie Alle nach verschiedenen weit entfernten Orten verwiesen wurden. Aus den Mitgliedern des Staatsraths wurde ein neuer Gerichtshof bestellt und vom Kanzler, trotz der Volkshaufen, die sich auf der Straße versammelten und ihn mit Pfeifen empfingen, im Parlamentshause eingesetzt. Von allen Seiten ward diesem „unächten Parlamente" mit der größten Mißachtung begegnet. Dennoch setzte der Kanzler beharrlich das Werk der Vernichtung der Parlamentsgewalt fort. Zu Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lyon und Poitiers wurden ebenfalls anstatt der Parlamente neue Obergerichtshöfe (Conseils supérieurs) errichtet. Die Geistlichkeit sah in dieser Niederlage ihrer Feinde die Rache des Himmels und that, was in ihren Kräften stand, das Unternehmen des Kanzlers zu fördern. Umsonst protestirten die Prinzen von Geblüt und mehrere Pairs gegen die Veränderung der Verfassung; der König, von der Dubarri ermuntert und von dem Kanzler ermuthigt, hielt am

13 April 1771 ein Lit de Justice ohne die Gegenwart der Prinzen, ließ mehrere Edicte über die Aufhebung der zeitherigen Parlamente und des Steuerhofes (Cour des aides), der auch ein Recht der Eintragung besaß, sowie über die Zusammensetzung des neuen Parlaments oder großen Rathes verlesen, und schloß die Sitzung mit einer kleinen Rede des Inhalts: „Ihr habt meine Absichten gehört. Ich will, daß man sich darnach richte. Ich befehle euch, Montags eure Geschäfte anzufangen. Mein Kanzler wird euch einführen. Ich verbiete euch jede Berathschlagung, die meinen Willensmeinungen entgegen ist, und alle Vorstellungen zu Gunsten meines gewesenen Parlaments; denn ich werde niemals eine Aenderung treffen."

Diesem Machtgebote verschaffte die entschlossene Festigkeit des Kanzlers durch Verhaftbriefe und Kerker Gehorsam. Das Militair und die Befehlshaber der Provinzen leisteten den Aufträgen, die ihnen ertheilt wurden, bereitwillig Folge; und es floß nur darum kein Blut auf Schaffoten, weil Niemand Lust zum Märtyrerthum hatte. Die öffentliche Meinung war, bei der geringen Beliebtheit der alten Parlamente und bei ihrem widerwärtigen Kastengeist, getheilt und lau. Die opponirenden Prinzen und Pairs wurden sehr bald durch Gunstbezeigungen und Geldspenden gewonnen; die verbannten Parlaments-Präsidenten und Räthe waren Einer nach dem Andern froh, durch Unterwerfung Erlaubniß zu Rückkehr und Entschädigung für ihre verlornen Aemter zu erkaufen. Dennoch sollte die Thatsache immer einleuchtender werden, daß mit den veralteten Parlamenten auch die letzten Schranken despotischer Willkür gebrochen waren.

Denn der König und die Dubarri mit ihrem Anhange fühlten sich seitdem jeder Rücksicht enthoben und setzten der Verschwendung keine Grenzen mehr. In demselben Maße stiegen die Auflagen; der Finanzminister, Abbé Terray, trug kein Bedenken, das Geld der Unterthanen durch die drückendsten Steuergesetze für den Schatz zu erpressen. Einst stellten ihm Deputirte der Geistlichkeit die offenbare Ungerechtigkeit eines solchen Edictes vor. „Aber wer sagt denn, erwiederte er, daß das Edict gerecht sein soll? Wozu wäre Ich denn da?" — Das heißt ja, den Leuten die Taschen ausräumen, rief ein Deputirter entrüstet. — „Wo soll ich es sonst hernehmen?" fuhr Terray mit seiner vorigen Gelassenheit fort. Terray, der Herzog von Aiguillon als Minister des Auswärtigen, und der Kanzler Maupeou handelten mit einander und mit der Dubarri im besten Einverständnisse, und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; um das Glück

und die Ehre der Nation kümmerten sie sich nicht. Damals (1772) geschah die weiter unten zu erzählende erste Theilung Polen's durch Rußland, Preußen und Oesterreich, ohne vorgängige Mittheilung an Frankreich. Als davon in Ludwig's Gegenwart gesprochen ward, sagte er: „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen."

Der zweiundsechzigjährige Monarch war so schaamlos und kindisch geworden, daß er an dem Spaße gefallen fand, sich in die Zahl der Bedienten der Dubarri, unter dem Namen La France, aufnehmen zu lassen. Während er eines Morgens ihren Kaffee kochte, fuhr sie aus dem Bette ihn an: „So gieb doch Acht, La France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel!" Diese Art der Erniedrigung vor dem gemeinsten Auswurf des weiblichen Geschlechts ging damals in Versailles so weit, daß man eines Tages sogar den päpstlichen Nuncius und den Großalmosenier, Cardinal von La Roche-Aimon, der Dubarri beim Verlassen des Bettes die Pantoffeln darreichen sah*). Da bei dem König indeß das Alter anfing, seine Rechte geltend zu machen, so sann die Dubarri auf neue Reizmittel, und führte ihm nach dem Beispiele der Pompadour zur Abwechselung jugendliche Lustopfer zu. So hörte Ludwig bis zum fünfundsechzigsten Jahre nicht auf, seiner gewohnten Lebensart zu folgen, und der Tod überkam ihn unter den Lüsten, wie eine Schlange unter Blumen. Ein für ihn erspähtes schönes und kaum mannbares Landmädchen, das nur mühsam durch Lockungen und Drohungen gewonnen worden, trug ohne es zu wissen Blatterngift im Körper und steckte den König mit den Kinderpocken an. Diese Krankheit wurde für ihn, durch die verkehrte Behandlung der Leibärzte, tödtlich. Ludwig selbst ahnte anfangs keine Gefahr, und seine Umgebungen suchten ihm dieselbe so lange als möglich zu verheimlichen. Als ihn endlich ein treuer Diener mit der Wahrheit bekannt machte, befahl er, die Dubarri solle sich auf ihre Güter entfernen. „Ich will nicht, sagte er, daß der Auftritt von Metz sich wiederhole." Seine Töchter blieben bei ihm, und auch die Geistlichkeit fand sich ein. Dem Beichtvater gestand er die Angst, mit welcher er der Ewigkeit entgegensehe, und sprach von dem Feuerpfuhl, der ihn für sein lasterhaftes Leben erwarte. Dagegen lautete die Erklärung, die der Großalmosenier im Namen des Kranken vor dem Empfange der Sterbesacramente abgab, sehr mild: „Obgleich der König von seinem Verhalten nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist, so thut es ihm doch leid, seinen Unterthanen Aergerniß gegeben zu haben, und

*) **Martin**, a. a. O. T. XVI. p. 307.

er erklärt, künftig nur für die Erhaltung der Religion und für das Wohl seiner Völker leben zu wollen." Das Ende war schrecklich. Ludwig mußte sehen, wie sein Körper, mit den ekelhaftesten Geschwüren und Eiterbeulen bedeckt, in Fäulniß überging, wie Arme und Beine verweseten und zartere Theile in Stücke zerfielen. Nur wenige ertrugen den Geruch und das Aechzen des Leidenden. Der Tod erfolgte am 10. Mai 1774.

Der Hof ging sogleich von Versailles nach Choisy und nur einige Bedienten blieben bei dem Leichnam. Die Aerzte mochten ihn vor Ekel nicht einbalsamiren. An ein anständiges Leichenbegängniß wurde gar nicht gedacht. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach Saint Dénis, von vierzig Gardes du Corps und einigen Pagen mit Fackeln begleitet. Der Sarg stand in einer Jagdkutsche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutscher fuhr hastig über Stock und Stein, und die Leute in den Dörfern und Wirthshäusern schrieen Schimpfreden nach. Ueberall ward die Todesnachricht mit Freude und Jubel aufgenommen; denn es war Allen zu Muthe, wie wenn eine ungeheure Last sich von dem Herzen wälze; Jedermann richtete seine Hoffnungen auf den Dauphin, einen ernsten bescheidenen Jüngling von zwanzig Jahren, der bei dem allgemeinen Hasse gegen seinen Vorgänger mit dem Beinamen: der Ersehnte (le désiré) begrüßt wurde. Der Staatshaushalt in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerschwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel gelähmt, Irreligiosität und Sittenlosigkeit durch alle und zumal die höchsten Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verschwunden, die Gesetze von den Inhabern der Gewalt verleugnet, die vorhandenen Grundlagen der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung von dem Geiste der Aufklärung bestritten oder verhöhnt — das war die Summe der Hinterlassenschaft Ludwig's des Funfzehnten.

---

4. Portugal unter Pombal's Verwaltung.

(1750—1777.)

Unter den Königen aus dem Hause Braganza hatte Portugal seine frühere Bedeutung nicht wieder erlangt. Seit dem spanischen Erbfolge=

kriege hielt es sich aus Furcht vor Spanien zu England; da es bei dem letztern auch den Markt für seine Weine fand, wurden die politischen Bande noch durch die des Handels verstärkt. Aber diese doppelte Verbindung wirkte dennoch nicht befruchtend auf den Geist der Regierung, der, trotz der Bundesgenossenschaft mit dem protestantischen England, unter Johann V. (1705—1750) sehr tief in dumpfe Bigotterie versank. Der König war fast nur mit kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen beschäftigt. Der Papst belohnte ihn dafür durch den Titel: der Allergetreueste. Mit einem Aufwande von vielen Millionen erbaute Johann das Kloster St. Mafra, in einem Lande, wo es so wenig an Klöstern gebrach; die Erhebung des Erzbischofs von Lissabon zum Patriarchen wurde als die wichtigste Staatshandlung betrieben und in Rom mit großen Kosten zu Stande gebracht, während die See- und Landmacht sich im tiefsten Verfalle befand, und die innere Verwaltung an einer Menge verjährter Mißbräuche krankte. Ein Franziscaner, Gaspard Aveiro, war unumschränkter Minister; der hohe Adel vermochte Alles, wenn er in den am Hofe herrschenden Ton einzustimmen verstand.

Johann's Sohn, Joseph Emanuel, war ein schwacher, dem Sinnengenuß ergebener Fürst; nur dadurch wurde er für Portugal wichtig, daß er die Regierung gänzlich seinem Minister Pombal überließ, der den Willen und die Kraft hatte, ein veraltetes Staatswesen umzuwerfen, dem es aber doch an hinreichender Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gebrach, um der Schöpfer eines neuen, und Portugal's wahrer Wohlthäter zu werden. Sebastian Joseph von Carvalho (dies war Pombal's ursprünglicher Name), Sohn eines geringen Edelmanns, geboren den 13. Mai 1699, hatte durch seine Heirath mit einer reichen und vornehmen Wittwe bedeutendes Vermögen und Zutritt bei Hofe erworben, aber auch einen glühenden Haß gegen die großen Familien gefaßt, die seiner Heirath Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Geschichte, Politik und Gesetzgebung waren schon auf der Hochschule seine Lieblingsstudien gewesen. Als Gesandter in London und in Wien lernte er die Welt noch von anderen Seiten kennen, als sie sein Vaterland darbot; London namentlich, mit seinen zahlreichen Gewerben und Manufacturen, mit seiner großartigen Handels- und Seemacht, wurde für ihn eine Schule der Volks- und Staatswirthschaft, Wien eine Schule des Staats- und Kirchenrechts. Hier verheirathete er sich auch in zweiter Ehe mit der Tochter des Feldmarschalls Daun. Nur auf die allgemeine Wohlfahrt bedacht, ging er mehr und mehr auf die streng mate-

rielle Ansicht vom Staat und dessen Zwecken ein, der alle aufstrebenden Geister des Jahrhunderts sich zuwandten, und die, wenn auch nicht die höchste, doch im Gegensatz zu der Verdumpfung und Erschlaffung der am Alten klebenden Regierungen eine höhere war.

An der Spitze der Verwaltung begann er nun mit rastlosem Eifer die Umgestaltung Portugal's nach den Grundsätzen, die sich in seinem Geiste befestigt hatten. Vor allem war er bedacht, die zahlreichen Mißbräuche in der Verwaltung abzustellen, die zerrütteten Finanzen zu verbessern, den gesunkenen Handel zu heben, verdorrte Nahrungszweige zu beleben, den Behörden eine bessere Einrichtung, einen zweckmäßigeren Geschäftsgang zu geben. Er ermuthigte die Landwirthschaft, veredelte den Weinbau, hob wieder den Fischfang, ermunterte die Seidenzucht durch Prämien, förderte die Gewerke und Manufacturen, erweiterte den Handel, indem er ihn für die Nation vortheilhafter machte, und schuf zugleich eine Seemacht. Nicht minder thätig wirkte er für die geistigen Interessen der Nation, indem er Aufklärung und Kenntnisse verbreitete, und das Unterrichts- und Erziehungswesen zu einem besondern Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte. Er errichtete überall im Reiche Primärschulen und verbesserte die höheren Bildungsanstalten; die Universität Coimbra ward durch eine weitgreifende Reform den Forderungen der Zeit gemäßer eingerichtet, und mit zwei neuen Facultäten, der mathematischen und philosophischen, sowie mit neuen Lehrern aus der Fremde, zumal Italienern, ausgestattet. Der Buchhandel ward in Schutz genommen, die Büchercensur der Geistlichkeit entzogen und auf freisinnigere Grundlagen gestellt, und eine neu angelegte königliche Buchdruckerei dem Buchhändler Pagliarini anvertraut, den Papst Clemens XIII. wegen des Druckes feindseliger Schriften gegen die Jesuiten aus Rom vertrieben hatte. Pombal beschränkte auch die Inquisition, hob den gehässigen Unterschied zwischen alten und neuen Christen auf, wies die Uebergriffe der Geistlichen zurück, stellte die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht fest, beschränkte die Gütererwerbungen für die Kirche, und verminderte die Zahl der Klöster. Ebenso betrieb er die Verbesserung der Rechtspflege, verschaffte dem vaterländischen Recht eine höhere Geltung und häufigere Anwendung, trennte die Justiz von der Polizei, und unterzog die letztere einer Reform. Dann wandte er seine Sorgfalt auch den auswärtigen Besitzungen zu, gab den Indianern die Freiheit, und suchte den Wohlstand Brasilien's auf dauerndere Grundlagen, als auf Gold- und Diamantengewinn, zu bauen. Endlich verlieh er Portugal eine achtunggebietende Stellung nach außen, wahrte dessen

Unabhängigkeit gegenüber von Großbritannien, und befestigte die Grenzen seines Vaterlandes im Kampfe mit Spanien*).

Bei der Fülle der Reformpläne, die Pombal's Geist beschäftigten, bei der Zähigkeit und Energie, mit der er sie durchzusetzen beflissen war, und bei dem mannigfachen Widerstand, auf den sie, zumal im Kampfe mit verrotteten Vorurtheilen, nach allen Seiten hin stießen, kann es nicht auffallen, wenn er zuweilen in Zweck und Mitteln fehlgriff, oder wenn es ihm begegnete, daß er Uebel, die aus dem vieljährigen Zusammenwirken verwickelter Verhältnisse entstanden waren, in einem Augenblicke, mit einem Schlage vernichten, und plötzlich einen Zustand erzeugen wollte, der nur die Frucht langer Vorbereitungen und langsam reifender Einsichten sein konnte. Zur Erhebung des gesunkenen und in fremde Hände gefallenen Handels wurde das damals beliebte Verbots- und Zwangswesen eingeführt, und ein Gesetz gegeben, das zur Tragung inländischer Fabrikate verpflichtete, bevor es Fabriken gab, welche dieselben zu angemessenen Preisen liefern konnten. Denen, die ausländisches Tuch trugen, wurden auf Befehl des Ministers auf offener Straße die Kleider vom Leibe gerissen. Ebenso rücksichtslos ließ er, um den Ackerbau zu befördern, in der Provinz Alemtejo die Weinberge zerstören, und an deren Stelle Aecker zum Getreidebau anlegen. Um den Verkehr der Engländer mit Portugal abzuschneiden, übertrug er den Handel mit Wein, dem Haupterzeugnisse des Landes, einer Compagnie, und beeinträchtigte dadurch die Weinbauern, indem er dabei nicht einmal dem Verdachte des Eigennutzes entging, da er selbst zu den Theilnehmern der Handelsgesellschaft gehörte.

In diesem durchgreifenden Geiste verfuhr er namentlich auch mit den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit, zweier Körperschaften, die seit Jahrhunderten, besonders aber unter der letzten Regierung, in Portugal so mächtig gewesen waren, und deren Widerstand er besonders zu fürchten und zu erdulden hatte. Dem Adel entzog er durch eine gewaltsame Reduction im Jahre 1753 die großen Besitzungen in Amerika, welche die Krone in früheren Zeiten an ihn verschenkt hatte. Die Geistlichkeit erbitterte er durch die von ihm angefangenen oder beabsichtigten Reformen im oben dargelegten Sinne. Vornehmlich aber wurde durch seine Maßnahmen der Haß der Jesuiten gegen ihn geschürt.

---

*) Schäfer, Gesch. von Portugal, Bd. V (1854). S. 237 ff. S. 384 f. Derselbe, über Pombal, in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Gesch. Bd. IV. S. 293 ff.

Nirgends hatte dieser Orden sich so fest gesetzt als in Portugal. Das Ansehn desselben war so groß, daß der Minister in einem seiner Berichte sagen konnte: seit vielen Jahren habe kein Staatsbeamter sich getraut, einen königlichen Befehl zu vollziehen, der den Jesuiten nur einigermaßen mißfällig geschienen. Sollte die Umgestaltung im Geiste der neuern Zeit gelingen, so mußten daher vor allen Dingen Diejenigen bei Seite geschafft werden, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hatten, die ältere Form der menschlichen Verhältnisse, nach einer sehr beschränkten Ansicht, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Pombal, welcher durch frühere Verbindungen mit Jesuiten das Innere ihres Ordens kennen gelernt hatte, begann den Kampf ohne Furcht, weil er die Schwäche seiner Gegner durchschaute. Ueberdies begegneten ihm diese auf einem Wege, den er allein gehen wollte, auf dem des materiellen Gewinns durch Handel und Herrschaft, den der Orden in der letzten Zeit vornehmlich ins Auge gefaßt hielt. Der Punkt, an welchen Pombal seinen Kampf knüpfte, lag in Amerika. In der den Spaniern gehörigen Landschaft Paraguay hatten die Jesuiten eine Schöpfung gegründet, die gewissermaßen das Bild eines vollkommenen Staates darstellen sollte, und in vieler Hinsicht den communistischen Träumereien neuerer Zeit entsprach.

Vor allem hatten die Jesuiten die Bewohner Paraguay's zum unbedingten Glauben und Gehorsam gegen sich, ihre Lehrmeister, bekehrt. Die ganze Anordnung des Lebens war gemodelt nach dem Muster einer großen, in sich geschlossenen Familie. Um die Bekehrten und Unterthanen im Gehorsam gegen die Väter, die sie als Heilige durch Fußkuß und Kniebeugung verehrten, zu bestärken, ward das Eigenthum, als ein Gegenstand, an dem sich für jeden Menschen erst das eigene Dasein mit eigenen Zwecken entwickelt, völlig aufgehoben und aus den öffentlichen Vorrathshäusern, wohin Jeder die Früchte seines Fleißes brachte, dem Einzelnen dasjenige, was zu seinem Unterhalte nöthig war, verabreicht. Dabei hatte man gesucht, dieses neue Reich den Augen der Welt zu entziehen. Keinem Bischofe, keinem Statthalter, keinem geistlichen oder weltlichen Beamten, ja überhaupt keinem Spanier war der Zugang verstattet. Um die Absonderung zu vollenden, wurde auch die spanische Sprache außer Gebrauch gesetzt, und nur die Landessprache, das sogenannte Guareni, beibehalten. Die Jesuiten sollen ihren Unterthanen Haß gegen alle Weiße, als Verächter Gottes und Verfolger der Guten, eingeflößt haben. Um der Gewalt eines feindlichen Angriffs begegnen zu können, waren sowohl die wehrhaften Zöglinge in den

Waffen geübt, als die Zugänge des Landes befestigt und mit Geschütz versehen worden.

Diese Anstalten zu erproben kam bald Gelegenheit. Die Colonie San Sagramento, welche Portugal an der Mündung des Plataſtroms angelegt hatte, war ein Gegenstand des Haders zwischen Spaniern und Portugiesen geworden. Um den Zwistigkeiten ein Ende zu machen, ward 1750 ein Vertrag abgeschlossen, durch den Portugal diese Ansiedelung gegen denjenigen Theil von Paraguay vertauschte, wo jene Anlagen der Jesuiten gegründet waren. Die Jesuiten suchten die Ausführung des Vertrages zu hindern; sie legten nicht allein Widerspruch ein bei dem spanischen Statthalter von Buenos Ayres, sondern auf ihre Anregung griffen auch die Indianer zu den Waffen. Pombal schickte nun seinen Bruder Franz Xaver von Mendoza mit einem ansehnlichen Heerhaufen als General-Capitain nach Amerika; dieser schlug zwar die Indianer, schrieb ihm aber offenherzig, man werde mit den Jesuiten nicht fertig werden, wenn nicht der Hauptschlag in Europa geschehe. Der Widerstand dauerte fort, und der ganze Tauschvertrag ward endlich im Jahre 1761 wieder aufgehoben, weil Pombal die Behauptung der Colonie San Sagramento am Ende als wichtiger erkannte. Indeß hatte diese Angelegenheit dem Minister einen Stoff zur Anklage gegeben, den die Jesuiten durch Reizungen anderer Art vermehrten. Ein Aufstand zu Oporto gegen die zum ausschließenden Weinhandel berechtigte Compagnie galt als Werk ihrer Aufwiegelungen; die Jesuiten sollten ausgesprengt haben, daß der Wein, den die Compagnie verkaufe, verfälscht und zur Messe untauglich sei. Das schreckliche Erdbeben, das am 1. November 1755 fast die ganze Stadt Lissabon umwarf, und einen Theil der Einwohner unter den Trümmern der Gebäude oder in den Wellen des aufgeschwollenen Tago begrub, sollte von ihnen als ein Mittel benutzt worden sein, den Uebriggebliebenen, welche die Angst für den Aberglauben empfänglicher machte, die Strafgerichte des erzürnten, mit Portugal und seinem Minister unzufriedenen Gottes zu zeigen. Und grauenvoll genug waren allerdings die Verheerungen gewesen, die jenes Erdbeben angerichtet; nicht weniger als 30,000 Häuser und vierzig Pfarrkirchen, außer den vielen Klöstern, waren zertrümmert worden; der päpstliche Nuncius in Lissabon datirte einen Brief, den er nach Madrid schrieb, „von dem Orte, wo Lissabon gestanden.“ Pombal aber hatte eine unermüdete Thätigkeit und bewunderungswürdige Besonnenheit an den Tag gelegt; gleichzeitig und gleich nachdrucksvoll war er beschäftigt gewesen, die Verwundeten zu versorgen, den raubenden und plündernden

Pöbel zu strafen, das abergläubische und erhitzte Volk zu belehren, und die an jedem Wiederaufbau verzweifelnden Bewohner von der Auswanderung zurückzuhalten.

Immer noch war der königliche Palast voll von Jesuiten, die theils als Beichtväter, theils als Lehrer der königlichen Familie wirkten; vorzüglich übte der Pater Moreira, Beichtvater des Königs, zum Besten seines Ordens einen bedeutenden Einfluß aus. Aber auf Grund der Darstellung, die Pombal von den Händeln in Paraguay gab, gelang es dem Minister, seinen Gebieter zu einem Befehl zu bestimmen (am 19. September 1757), kraft dessen die Jesuiten sämmtlich den königlichen Palast räumen, und ferner weder als Beichtväter noch als Lehrer daselbst erscheinen sollten. Auf ihre Gegenvorstellungen erhielten sie keine Antwort. Es erschien aber unter dem Titel: „Kurze Erzählung der letzten Handlungen der Jesuiten in Portugal und ihrer Ränke am Hofe zu Lissabon" ein öffentlicher Bericht, der zur Rechtfertigung des gegen sie beobachteten Verfahrens dienen sollte. Zugleich ließ Pombal durch den portugiesischen Minister in Rom dem Papste in Berichten, Vorstellungen und Beschwerden den kläglichen Verfall des Ordens schildern, und wie es mit ihm dahin gekommen sei, daß die meisten Mitglieder nicht sowohl Ordensbrüder wären, als vielmehr Kaufleute, Soldaten und Anmaßer, bedacht sich als Monopolisten Reichthümer zu erwerben, sich zu Herren der weltlichen Regierung aufzuwerfen und das Dominium der Souveräne zu usurpiren; deshalb möge der Papst, da des Königs Wirksamkeit nur auf weltliche Dinge sich erstrecke, dem geistlichen Uebel steuern, den Mißbräuchen, Ausschreitungen und Verbrechen der Jesuiten ein Ende machen, und den Orden zu seiner ursprünglichen Regel zurückführen.

Benedict XIV., oder vielmehr der Staatssecretair Cardinal Passionei, ein Gegner der Jesuiten, erfüllte die Wünsche des Ministers, der bei seinen Schritten gegen den Orden dem Volke gegenüber das päpstliche Ansehn nicht entbehren konnte. Der ernannte Visitator, Cardinal Saldanha, erklärte den Orden der Verbesserung bedürftig und die Mitglieder desselben für strafbar, wider das geistliche Recht als Kaufleute Handel getrieben zu haben (15. Mai 1758). Es war dies im Grunde nur eine Anwendung der Verbote, die der Papst schon im Jahre 1741 wiederholt gegen die Handlungsweise der Jesuiten in Asien, Afrika und Südamerika erlassen hatte. Kurze Zeit darauf (7. Juni 1758) wurde ihnen Kanzel und Beichtstuhl verboten, und so die Hauptquelle ihres Einflusses verstopft. Zu ihrer gänzlichen Vernichtung aber bot sich mehrere Monate später ein besonderer Anlaß dar.

Bei einer nächtlichen Fahrt des Königs, wahrscheinlich nach einem Besuche bei der jungen Marquise von Tavora, am 3. September 1758, wurden zwei Schüsse auf den Wagen abgefeuert, und der König, der mit seinem Kammerdiener darin saß, verwundet. Die Sache machte großes Aufsehen, und erregte eine dumpfe Erwartung. Der König verschloß sich in seinen Palast zu Belem, und ließ Niemand als seinen Arzt und seinen Minister vor sich. Die Ermittelung der Thäter ward im tiefsten Geheimniß betrieben, als solche erkannte man endlich zwei Diener des Herzogs von Aveiro, Polycarpio und Ferreira. Hierauf erst schritt man zu offenen Maßregeln. Am 13. December Morgens wurden der ältere Marquis von Tavora, der Schwiegervater jener jungen Dame, der Graf von Atouguia, dessen Schwiegersohn, und der Herzog von Aveiro, welche die allgemeine Stimme sogleich als Urheber der That bezeichnet hatte, als „Häupter der Verschwörung" in Verhaft genommen; ihnen folgten alsbald ihre nächsten Anverwandten beiderlei Geschlechts, sowie ihre Freunde und Diener; unter den letzteren namentlich Ferreira, während sein Genosse Polycarpio sich glücklich der Verhaftung entzog und nie wieder aufgespürt ward. An dem gleichen Tage wurden auch in allen Provinzen die Häuser der Jesuiten besetzt, und jeder Verkehr nach Außen ihnen versperrt. Ein außerordentlicher Gerichtshof aus weltlichen und geistlichen Richtern erklärte am 12. Januar 1759 den Herzog von Aveiro, den Marquis von Tavora, dessen beide Söhne und Gemahlin, die Marquise Eleonora, dessen Schwiegersohn und mehrere Andere für schuldig des Mordanschlags auf den König, mehrere Mitglieder des Ordens Jesu aber für Urheber, Rathgeber und Mitwisser. Sie hätten, hieß es, die beiden Familien Aveiro und Tavora, die angesehensten des Reichs und selbst mit dem königlichen Hause verwandt, nachdem sie lange mit einander verfeindet gewesen, ausgesöhnt und dann bewogen, den Anschlag auf das Leben des Königs auszuführen, um eine Regierungsveränderung zu bewerkstelligen, welche für die bedrohten Jesuiten, wie für den stolzen, des Herrschens gewohnten Adel gleich wünschenswerth geschienen. In Briefen, die bei dem Herzoge gefunden worden, kamen u. a. die Worte vor: „Um die Autorität des Königs Sebastian (Pombal) zu zerstören, müssen wir die des Königs Joseph vernichten." Der Herzog selbst sagte aus: er sei durch die Rathschläge des Paters Malagrida und anderer Jesuiten verleitet worden." Auch andere Häupter legten ähnliche Geständnisse ab.

Am 13. Januar wurden die sämmtlichen für schuldig erklärten Hauptpersonen, die schon im Gefängnisse mit der äußersten Härte behandelt worden waren, nach dem Spruche des Gerichtshofes auf höchst grau-

same Weise hingerichtet. Auf einem hohen vor dem Schlosse zu Belem erbauten Gerüste ward zuerst Donna Eleonora, des alten Marquis von Tavora Gemahlin, enthauptet; ihre beiden Söhne, ihr Eidam und zwei Diener Aveiro's nach einander auf ein eisernes Kreuz gelegt, und, nach vorgängiger Erdrosselung, ihre Gebeine mit Keulen zerschlagen; dann der alte Marquis von Tavora lebendig gerädert, und der Herzog von Aveiro auf eben diese Art zu Tode gequält. Die Tochter des Königs, die nachmalige Königin Maria Isabella, gerieth bei dem Geschrei der ihr sämmtlich genau befreundeten Unglücklichen, das in den Zimmern des königlichen Palastes gehört ward, in eine Gemüthsbewegung, die sich später zum Wahnsinn entwickelte. Zuletzt ward Ferreira, der Kammerdiener des Herzogs, der mit Polycarpio das Attentat vollzogen hatte, lebendig verbrannt. In einem Winkel des Gerüstes an einen Pfahl gebunden, hatte er die Hinrichtung der Uebrigen mit ansehen müssen; jetzt wurde er an seinem Pfahle mitten auf das Blutgerüst gesetzt, dann dieses mit ihm und allen Körpern verbrannt, und die Asche ins Meer geworfen. Die Paläste des Herzogs von Aveiro und der Herren von Tavora wurden niedergerissen, ihre Güter eingezogen, ihre Namen vertilgt, und alle Spuren ihres Daseins ausgerottet. Pombal, der damals noch Carvalho hieß, ward für seine Thätigkeit mit dem Titel eines Grafen von Oeyras belohnt.

Drei Jesuiten, Malagrida, Alexander und Mattos, welche namentlich für Anstifter und Begünstiger des Königsmordes erklärt worden waren, konnten nicht ohne Erlaubniß des Römischen Hofes bestraft werden; aber der damalige Papst Clemens XIII., ein Freund des Ordens, wollte diese Erlaubniß nicht geben. Malagrida, der bedeutendste unter ihnen, ein Greis von vierundsiebzig Jahren, den Viele als einen Heiligen, Propheten und Wunderthäter betrachteten, und der sowohl als Beichtvater und Rathgeber der Familie Tavora, wie durch seine vorgeblichen Weissagungen in Bezug auf die Verschwörung, tief in diese verwickelt war, wurde endlich wegen gotteslästerlicher Lehren von der Inquisition in Anspruch genommen; Pombal aber stand nicht an, die Rücksicht der Aufklärung diesmal bei Seite zu setzen, und den Angeklagten dem Inquisitionsgerichte zu übergeben. Malagrida wurde von demselben in der That als Ketzer verurtheilt, und am 21. September 1761 öffentlich hingerichtet, indem man ihn erst erdrosselte und dann seinen Körper verbrannte.*)

Zuvor schon, nämlich am 3. September 1759, war der Orden selber aus allen Ländern des Königs von Portugal ausgewiesen worden.

---

*) Vgl. Schäfer, Gesch. v. Portugal, Bd. V. S. 253—314.

Seine Güter wurden vorläufig mit Beschlag belegt, und seine Mitglieder, mit Ausnahme der Gefangenen, eingeschifft und nach Italien gebracht. Von den hundertvierundzwanzig damals Verhafteten starben siebenunddreißig sehr alte im Gefängnisse, sechsunddreißig wurden noch später nach Italien gebracht, die übrigen erst nach des Königs Tode freigelassen.

Clemens XIII. sah in diesem schonungslosen Vorgehen einen Angriff gegen sein und der Kirche Ansehn. Allein Pombal trotzte seinem Zorne, und suchte, wie es schien, absichtlich eine Gelegenheit, um jeden Einfluß des Papstes auf das Königreich vollends abzuschneiden. Die Vermählung der Erbtochter des Königs, Maria, mit ihrem Oheim Don Pedro (6. Juni 1760), ebenfalls ein Werk des Ministers, wurde durch eine allgemeine Erleuchtung gefeiert; der päpstliche Nuncius Acciajuoli nahm jedoch nicht Theil, weil ihm allein unter den Gesandten die Vermählung der Prinzessin nicht amtlich bekannt gemacht worden sei. Dennoch ward die Unterlassung von Seiten des Hofes für eine Beleidigung erklärt, da in Folge der obwaltenden Spannung ein amtlicher Verkehr zwischen dem Ministerium und dem Nuncius nicht mehr bestanden habe, und diesem der Befehl ertheilt, sofort das Königreich zu räumen; eine bewaffnete Bedeckung führte ihn bis an die Grenze. Ueberdies wurden aus Rom der Gesandte und alle Unterthanen Portugal's zurückberufen, alle päpstlichen aus Portugal ausgewiesen, und die Nunciatur aufgehoben, so daß es schien, der allergetreueste König wolle sich ganz von dem heiligen Stuhle trennen. Auf diesem Höhepunkte des Streites, und während die Jesuiten von Rom her boshafte Libelle und Satiren gegen die portugiesische Regierung verbreiteten, erließ diese das Decret vom 25. Februar 1761, wodurch das Eigenthum der ersteren in Portugal confiscirt ward. Dies und die Hinrichtung Malagrida's verschärfte die Erbitterung Clemens des XIII. bis zur dauernden Unversöhnlichkeit. Erst sein Nachfolger, Clemens XIV., der die Gesellschaft Jesu seinerseits förmlich aufhob, glich sich mit Portugal wieder aus.

Mitten unter den Bewegungen im Innern, wo Alle, die durch Blut oder Neigung mit den Hingerichteten in Verbindung standen, Alle, die aus Vorurtheil oder Mitleid den gestürzten Jesuiten anhingen, Alle endlich, deren Nutzen oder Recht durch die neuen Reformmaßregeln verletzt worden, sich der Regierung feindselig gegenüber stellten: in einem Zeitpunkt, wo der herrschende Minister im Eifer für die innere Verwaltung die bewaffnete Macht vernachlässigt, und die einzigen Freunde und Vertheidiger, die Engländer, durch seine Unternehmungen beleidigt hatte, trat von Außen ein Feind auf, der einen minder entschlossenen Mann, als

Pombal war, in schwere Verlegenheit gesetzt haben würde. Frankreich und Spanien, durch den Familienpact verbündet, ließen Portugal nur die Wahl zwischen einem Kampfe gegen die alten Bundesgenossen, die Engländer, wozu sie ihm ihre Hülfe anboten, oder einem Kriege mit Spanien. Pombal wählte das letztere, so sehr auch der verfallene Zustand des portugiesischen Heeres und die Entfernung der Hülfe, welche England anbot, das Gegentheil zu rathen schienen. Zweiundzwanzig tausend Spanier, die im Mai 1762 zwischen dem Minho und Duero eindrangen, fanden keinen andern Widerstand, als die Tapferkeit der Bewohner dieser gebirgigen Gaue. Ein anderer spanischer Heerhaufe drang mit Erfolg bis Almeida vor und eroberte diese Stadt.

Unterdessen waren Verstärkungen aus England gelandet, und mit ihnen ein ausgezeichneter Feldherr, der deutsche Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg. Mit ungemeiner Thätigkeit vereitelte dieser kühne und umsichtige Führer aus der Schule Friedrich's des Großen die weiteren Absichten des ungeschickten Feindes, und raubte Spanien die Hoffnung, sich für die Verluste, die ihm England auf dem Meere und in seinen Ansiedlungen zufügte, in Portugal zu entschädigen. In dem Frieden von Paris (10. Februar 1763) mußten daher die Spanier die wenigen eroberten Festungen, sowie San Sagramento, das sie noch kurz zuvor genommen hatten, zurückgeben.

Portugal ging also aus diesem Kriege, der es hatte vernichten sollen, nicht nur nicht geschwächt, sondern neu gestärkt hervor. Seine Bewaffnung ward jetzt durch den unermüdlichen Pombal gleichsam neu geschaffen. Das Heer wurde von dem Grafen von der Lippe, dessen Andenken wegen seiner Verdienste im Munde der Portugiesen noch heute fortlebt, bevor er schied, völlig umgebildet, auf eine zweckmäßigere Weise in den Waffen geübt, und auf 32,000 Mann gebracht. Durch andere Officiere, einen Schweden und einen Preußen, ward auch das Geschützwesen verbessert, und die Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Marine wollte der Minister ebenfalls in einen bessern Zustand setzen, und zog zu diesem Behufe viele Engländer in den Dienst. Dabei vermehrte er den königlichen Schatz, so daß sich beim Tode des Königs 129 Millionen Livres in demselben gefunden haben sollen. Es war dies nicht bloß Frucht seiner materiellen Neuerungen oder der Sparsamkeit, womit er z. B. mehrere hohe Stellen einzog und deren Einkünfte der Krone vorbehielt, sondern auch Ertrag einer besondern, weniger unbedenklichen Maaßregel, indem er 1769 einen eigenen Gerichtshof errichtete, um alle ehemals der Krone gehörigen und jetzt von ihr abgekommenen Herrengüter zu untersuchen,

und sie Denen zu nehmen, welche ihr Eigenthumsrecht nicht beweisen konnten.

Wie groß auch die Willkür war, welche Pombal mit seinem Reformeifer verband, und wie schwer auch Viele die Zuchtruthe traf, die er über Portugal schwang: dennoch hat er den Ruhm verdient, den er als „großer Staatsminister" wegen der Größe seiner Ziele und der Energie seines Charakters in- und außerhalb Landes erlangte. Trotzdem daß das Volk in Portugal ihn vielfach verwünschte, weil er es gewagt, die Lieblingsvorurtheile desselben anzugreifen: wurde er anderwärts, und zumal in Frankreich, von den Organen der öffentlichen Meinung mit Recht als ein Freund der Menschheit gepriesen.

In seinem Vaterlande blieben die bittersten Erfahrungen ihm nicht erspart. Am 24. Februar 1777 starb König Joseph, und seine Nachfolgerin Maria I. begann ihre Regierung mit Pombals Entlassung. Der achtundsiebzigjährige Minister hatte diese, im Gefühl seiner abnehmenden Kräfte, selbst gewünscht und schon am 5. Februar die Ernennung von Nachfolgern ohne Zeitverlust begehrt. Aber seinen Feinden war dies nicht genug; sie sannen auf Rache. Der Proceß der Königsmörder ward zur nochmaligen Untersuchung vorgenommen, und auf das ungestüme Verlangen der Königin in einer Nachtsitzung vom 7. zum 8. April 1781 das vollstreckte Urtheil für nichtig erklärt. Die definitive Entscheidung vom 23. Mai ging indeß nicht so weit, in sofern sie nur in Bezug auf den Marquis von Tavora und seine Gemahlin, ihre beiden Söhne und ihren Schwiegersohn Atougia, das Urtheil widerrief, das Andenken derselben wieder herstellte und ihren Familien alle Ehren und Güter zurückgab. Dennoch erhob der Generalprocurator dagegen Einspruch, unter Aufrechthaltung des ersten Verdammungsurtheils; und die Folge war, daß die Entscheidung des Revisionsgerichtes, entgegen der hergebrachten Ueberlieferung, niemals von der Krone bestätigt, geschweige veröffentlicht ward *). Das Verhängnißvolle aber war, daß Pombal selbst in diesen Revisionsproceß verstrickt und in eine langwierige, für den achtzigjährigen kranken Greis doppelt qualvolle, Untersuchung gezogen wurde. Schließlich entging er indeß einer weiteren Verfolgung durch die mächtigen Verbindungen, in die er während seiner siebenundzwanzigjährigen Herrschaft auf dem Wege von Heirathen und Verschwägerungen mit mehreren großen Familien getreten war. Er behielt seine Titel und Einkünfte, und starb in hohem Alter am 5. Mai 1782. Die Jesuiten, die unterdeß im ganzen katholischen

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 580—583.

Europa aufgehoben worden waren, gewannen nichts durch den Sturz des Mannes, der das Meiste zu ihrem Falle beigetragen hatte. Von seiner übrigen Thätigkeit erhielten sich nur wenige Spuren, weil die Folgezeit seine Bahnen wieder verließ und in die frühere Schlafsucht zurückfiel.

In der Selbstvertheidigung, die Pombal vor seinem Tode aufsetzte, stellte er sich mit großem Selbstvertrauen, aber — wie die parteilose Nachwelt urtheilen darf — nicht ganz mit Unrecht, dem berühmten Sully an die Seite. Der französische Gesandte, Marquis von Blosset, verglich ihn in einer Denkschrift 1777 mit Richelieu, Mazarin und Alberoni, und bewunderte die imponirende Energie seines Charakters, die unerschütterliche und erfolgreiche Festigkeit, womit er die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des Landes lenkte. Das sachkundigste Urtheil fällte ein portugiesischer Staatsmann „nach eigener Beobachtung." Vergleicht man, schrieb er, den Zustand Portugal's im Jahre 1750 mit dem von 1777, so muß Pombal's Name durchaus in der Reihe der großen Staatsminister stehen. Johann V. hinterließ weder baares Geld, noch einen öffentlichen Schatz; von den Finanzen des Staats konnte keine Rechnung abgelegt werden; eine Land- und Seemacht gab es nur dem Namen nach. Die Nation lag seit zwei Jahrhunderten in einer tödtlichen Schlafsucht, war in die tiefste Unwissenheit und den schrecklichsten Aberglauben versunken, ohne Ackerbau, ohne Industrie und ohne Handel. Die Kaufleute waren die Factoren der Engländer, und in Portugal gab es nur wenige Capitalisten. Alle Handlungsbeflissene waren Ausländer, und höchst selten fand man einen Portugiesen, der zur Führung seiner eigenen Rechnungen genug arithmetische Kenntnisse besaß. Im Jahre 1777 dagegen war das baare Geld des Königs mit dem Schatze vereint; es herrschte die größte Ordnung in den Rechnungen, und die Summe der Baarschaften war nicht gering. Die Landarmee war gut disciplinirt, die Flotte in sehr gutem Stande, der Handel beträchtlich gehoben, die Colonien besser angebaut als zuvor, die Zahl der Kauffahrteischiffe ansehnlich vermehrt. Es gab nun viele und große Capitalisten im Reiche, die Handlungsdiener waren in den Schulen, die Pombal zu diesem Zweck gestiftet, erzogen; es waren jetzt lauter Portugiesen und sehr geschickte Leute. Die Nation machte in der Aufklärung schnelle Fortschritte, und es gab schätzbare Philosophen, Politiker und Mathematiker im Lande. Wohl hat Pombal nicht stets die besten Mittel ergriffen, und wohl bleibt noch gar Vieles zu wünschen übrig. Dennoch muß man staunen über das, was binnen so kurzer Frist zu Stande kam, und wie er die so sehr zurückgebliebene Nation, im Vergleich mit dem vorgefundenen Zustande, zu einer solchen Höhe habe hinaufführen

können. Die Verwunderung wächst aber noch, wenn man sich die Lage des Ministers, der so viel Großes ausgeführt, lebhaft vergegenwärtigt. Ein fürchterliches Erdbeben, das die Hauptstadt gänzlich zerstörte, eine Verschwörung gegen die Person des Königs, ein schrecklicher und unerwarteter Krieg gegen eine weit stärkere und vorbereitete Macht, erschwerten seine Unternehmungen; und eine Nation, die ihm ihr Wohlsein verdankte, schwärzte ihn, weil er ihre Lieblingsvorurtheile angriff, durch ungerechte Verläumdungen aller Art an, indem sie gleicherweise ihm Gutes und Böses vorwarf.

In neuester Zeit stellte Don Pedro durch ein Decret vom 10. October 1833 das verkümmerte öffentliche Andenken Pombal's wieder her, als desjenigen Portugiesen, der während des vorigen Jahrhunderts den größten Ehrenglanz auf Portugal geworfen habe, der — ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und die Festigkeit seines Charakters, erleuchtet durch seine Reisen und Beobachtungen, und vor allem begabt mit Liebe zu seinem Vaterlande, mit Eifer für das öffentliche Wohl und mit Interesse für die Nationalehre und Unabhängigkeit — stets in edler Weise bedacht gewesen sei, das Beste des Landes zu fördern und in dasselbe die Vortheile der Civilisation, der Industrie, der Gewerbe und des Handels zu pflanzen. Der Unbestand der Zeiten und die Störrigkeit der Menschen habe in seinem eigenen Lande den Ruf eines Genius zu beflecken gesucht, der anderwärts niemals in Frage gestellt worden sei. Die jetzige Generation weise die Verantwortlichkeit und den Irrthum von sich, indem sie die Spuren der Undankbarkeit vertilge, und einem so großen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit gewähre*).

---

5. Spanien unter Karl III.

(1759 — 1788.)

Nach dem Tode Ferdinand's VI., am 10. August 1759, gelangte dessen Halbbruder Karl III. auf den spanischen Thron. Das Königreich Neapel und Sicilien, das dieser bisher inne gehabt, trat derselbe nunmehr seinem dritten Sohne Ferdinand ab, jedoch dergestalt, daß er eine Art von Vormundschaft beibehielt. Karl III. war ein Fürst von würdiger äußerer

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 586—591.

Haltung, aufgeklärte Minister standen ihm zur Seite, und dem über Europa sich verbreitenden Staatsgeist der Neuerungen und Verbesserungen wurde unter ihm auch in Spanien, wiewohl in sehr gemäßigter Weise, gehuldigt. Es war diesem Geiste gemäß, daß jetzt viel eifriger als sonst auf Wege gedacht wurde, den Schatz zu füllen, und besonders dem Mutterlande einen reichlichern Gewinn aus den amerikanischen Besitzungen zu verschaffen. Allein die neuen Einrichtungen, die man machte, um die Einkünfte aus denselben zu vermehren, erregten einen so bedenklichen Widerstand, besonders in Quito, daß die Regierung, den gänzlichen Abfall der Colonien fürchtend, Schritte zurückthat und ihre Plane beseitigte. In Spanien selbst regte sich das Gefühl des Volks gegen das Ausländische, das die Regierung an sich und um sich hatte. Karl III. zeigte namentlich große Vorliebe für die Neapolitaner, die er seit 1735, wo er das Königreich beider Sicilien den Oesterreichern entrissen, ein Vierteljahrhundert hindurch beherrscht hatte. Zwei Italiener, Grimaldi und Squillace, hatten die oberste Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten Spaniens. Der Letztere, der durch die neuen Einrichtungen in Amerika, die er hauptsächlich betrieben, dort so vielen Widerstand erzeugt hatte, erregte noch mehr Haß gegen sich in Spanien, besonders in der Hauptstadt. Unter einer Menge von neuen Anordnungen waren manche löblich und zweckmäßig, andere aber drückend und lästig, oder alten Gewohnheiten entgegen. So übertrug er die Versorgung der Stadt Madrid mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen einer Compagnie, wovon eine Steigerung der Preise die natürliche Folge war; so ferner verbot er, um die allgemeine Sicherheit besser zu fördern, die bisherige Kleidertracht, indem die breiten Krempen der Hüte leicht das Gesicht, und die langen Mäntel verborgene Waffen versteckten. Besonders das letztere Verbot machte den allgemeinen Unwillen rege, der auch endlich zum Ausbruch kam

Als am 23. März 1766 ein junger Mensch, der im langen Mantel und mit niedergeklapptem Hut vor dem königlichen Palast vorbeiging, von der Wache festgehalten wurde, versammelte sich ein Haufe Volks, der, schnell anwachsend, wüthend nach dem Hause des Marquis von Squillace eilte, ihn selbst zwar verfehlte, aber seinen Wagen zerschlug, sein Haus stürmte, und unter dem beständigen Ausruf: Spanien für immer! Lang lebe der König, nieder mit Squillace! durch die Straßen tobte. Den englischen Gesandten, der nach Hofe fuhr, begrüßte er mit dem Ausruf: England für immer, Untergang für Frankreich, Friede mit England! Denn der letzte Krieg, der, gegen den Wunsch der Nation begonnen, nichts als Schande und drückende Abgaben hinterließ, hatte die Gemüther erbittert. Verwun=

det und getödtet wurden jedoch nur einige von der wallonischen Leibwache, die den Aufruhr hemmen wollte.

Der König unterhandelte endlich förmlich mit dem aufrührerischen Haufen. Er erschien auf dem Balcon seines Schlosses und versprach, den Marquis von Squillace zu entlassen und einen Spanier an seine Stelle zu setzen, das Verbot wegen der Kleidertracht aufzuheben und den Handel mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen wieder frei zu geben. Diesen Vertrag recht feierlich zu machen, las ein Mönch, das Crucifix in der Hand, die einzelnen Punkte vor, und bei jedem gab der König durch Zeichen seine Zustimmung zu erkennen. Als aber, die Nacht darauf, der Hof in Begleitung Squillace's heimlich Madrid verließ, brach der Lärm von Neuem los. Man schickte einen der Anführer des Volks, einen Stellmacher, nach Aranjuez, des Königs Rückkehr zu fordern. Karl III. entschuldigte sich mit Krankheit, übergab ihm aber einen offnen Brief an den Rath von Castilien, worin er die Entlassung Squillace's und die Ernennung seines Nachfolgers ankündigte und sein voriges Versprechen erneuerte. Hierdurch ward endlich das Volk beruhigt.

Eine Folge dieses Aufruhrs war der Sturz der Jesuiten. Spanien folgte dabei dem Beispiele Frankreich's, wie Frankreich dem Beispiele Portugal's. Der französische Minister Choiseul war bisher vergebens bemüht gewesen, die Jesuiten auch in Spanien zu beseitigen; denn Karl III. war ihnen ergeben. Jetzt machte man es ihm wahrscheinlich, daß die Jesuiten hauptsächlich jenen Aufruhr verursacht hätten, und daß sie überhaupt gegen die Person des Königs und das ganze königliche Haus gefährliche Anschläge schmiedeten. Eine strenge Untersuchung ward eingeleitet, deren geheimer Verlauf den König, mehr wie die Vorstellungen Choiseul's, von der Schuld der Jesuiten überzeugte. Ihr Plan, versicherte Karl dem französischen Gesandten, sei dahin gegangen, ihn unter die Vormundschaft einer Partei zu stellen, die Spanien der Wohlthat der wenigen Fortschritte, die es zu machen begonnen, berauben wolle; sie hätten sich in Sanien für ihre Verluste in Portugal und Frankreich zu entschädigen gedacht*). So ward denn ihr Untergang beschlossen, und der Graf von Aranda, der an Squillace's Stelle getreten war, führte ihn aus. Damit der Schlag ganz unerwartet und desto sicherer treffe, übernahm Aranda ganz allein mit dem Könige die

*) **Martin**, a. a. O. T. XVI. p. 217 f. Vgl. **Raumer**, Beiträge zur neuern Gesch. aus dem brittischen und franz. Reichsarchive. Thl. III. (Europa vom Ende des 7jährigen bis zum Ende des amerikan. Krieges, Bd. I.). S. 88.

Leitung. Der Letztere schrieb mit eigner Hand die Befehle. Am 31. März 1767 wurden mitten in der Nacht alle Collegien mit Bewaffneten umringt, die Jesuiten herausgeholt und in Wagen nach Carthagena und anderen Häfen des Reichs abgeführt, von wo sie nach Italien weiter gebracht werden sollten. Und diese Vertreibung schränkte sich nicht bloß auf Europa ein; in den Colonien wurde dieselbe Maaßregel getroffen. Aus Mexico allein wurden 700 Jesuiten abgeführt. Nachdem viele den Beschwerlichkeiten unterlegen waren, indem der Papst anfangs die Aufnahme der Jesuiten in den Kirchenstaat verweigerte, und sie daher lange auf den Schiffen bleiben mußten, wurden doch noch etwa 2300 in Corsica ausgesetzt, wo ihnen der französische Hof ein einstweiliges, aber ärmliches Unterkommen ausgemittelt hatte. Das von der Krone in Beschlag genommene Eigenthum der Vertriebenen soll den Werth von 77 Millionen Piaster erreicht haben.

Dem Beispiele Spanien's folgten die stammverwandten Herrscher von Neapel und Parma. Der Letztere vertrieb nicht nur die Jesuiten, sondern machte auch noch andere Einrichtungen zur Beschränkung der kirchlichen Macht. Er untersagte den Kirchen und Klöstern die Annahme von Erbschaften an liegenden Gründen, verbot die Einführung geistlicher Verordnungen ohne Genehmigung der Regierung, und hob die Steuerfreiheit geistlicher Güter, unter gewissen Bedingungen, auf. Papst Clemens XIII., gekränkt durch die Mißhandlung und Vertreibung eines Ordens, den er 1765 erst von Neuem bestätigt hatte, wandte seinen Zorn gegen den schwächsten dieser Höfe; er sprach nicht nur über den Herzog von Parma den Bannfluch aus, sondern nahm sogar dessen Land als ein Eigenthum der Kirche in Anspruch. Aber die beiden größeren bourbonischen Mächte, Spanien und Frankreich, thaten sogleich Einhalt; Frankreich zog Avignon ein, und Spanien verbot die Bekanntmachung der Bulle in seinen Ländern. Da der Papst mitten unter diesen Bewegungen starb, so brachte Frankreich's und Spanien's vereinter Einfluß in der Person Clemens' XIV. einen Mann auf den päpstlichen Thron, der durch die schon erwähnte kirchliche Aufhebung der Jesuiten den Streit endete.

Wie Spanien und Frankreich, oder vielmehr die dort regierenden Minister, vereinigt gegen die Jesuiten handelten, so hielten sie auch gegen England zusammen. Beide Staaten vermehrten ihre Land- und Seemacht, besonders die letztere, wie es schien, um den Flotten eines Gegners gewachsen zu sein, den sie zu reizen und auf den Kampfplatz zu rufen Gelegenheit suchten. Eine solche bot der Zustand von Corsica

bar. Diese Insel war beinahe stets in offener Fehde mit Genua, das dem Namen nach die Oberherrschaft darüber führte, aber einen im Jahre 1735 begonnenen Aufruhr nur mit Hülfe Frankreich's zu dämpfen vermochte. Die Corsen brachen bald wieder los unter Anführung des tapfern Paoli. Genua wandte sich von Neuem an Frankreich, und die Unterhandlung gelangte endlich dahin, daß jener Staat 1768 seine Rechte dem letztern gegen eine Geldentschädigung abtrat. England, in innere Zwiste verstrickt, ließ es zu.

Bald erschien eine andere Veranlassung. England hatte im Jahre 1748 die eines Streits nicht werthen Falklandsinseln besetzt, aber sie bald wieder verlassen. Als indeß Choiseul dieselben in Besitz nahm, machte es sein älteres Recht wiederum geltend. Auch Spanien, das Jeden, der sich dem großen amerikanischen Festlande näherte, mit Eifersucht betrachtete, beschwerte sich darüber, so daß Frankreich die Inseln sogleich wieder verließ; den englischen Ansiedlern aber befahl es, ohne weiteres abzuziehen, und bediente sich endlich gewaltsamer Mittel. Doch auch diesen Streit schlichtete England auf gütlichem Wege, und Choiseul's Sturz brachte in alle Bewegungen eine Art von Stillstand. „Mein Minister will Krieg," schrieb Ludwig XV. an Karl III., „aber ich will ihn nicht."

Spanien's damaliger Minister, Grimaldi, wollte nun die gesammelten Streitkräfte gegen einen Feind versuchen, dessen Bezwingung zwar nicht in das ganze Dasein des Staats eingriff, aber doch Vortheil versprach und dem Volksgeiste schmeichelte. Ein großes Unternehmen gegen Algier ward beschlossen. Man rüstete (1775) eine Flotte von siebenundsechzig größeren und kleineren Schiffen aus, mit einem Heere von 26,000 Mann, also eine Macht, dergleichen seit Karl V. kein König von Spanien den afrikanischen Küsten gezeigt hatte. Allein der Zug lief unglücklich ab, und nach einem Verluste von 5000 Menschen mußte man schimpflich zurückkehren. Der Unwille der Nation richtete sich gegen den Anführer des Unternehmens, den General O'Reilly, einen Ausländer, und der König, der ihn schätzte, mußte ihn von Madrid entfernen. Auch Grimaldi trat bald darauf ab, obwohl ein neuer Krieg mit Portugal, der wegen des Besitzes von San Sagramento ausgebrochen war (1776), bessere Erfolge herbeiführte. Sein Nachfolger, Graf Florida Blanca, endigte denselben, nach Pombal's Entfernung, am 11. März 1778 durch einen vortheilhaften Frieden zu Pardo, in welchem Portugal den Quell vielfacher Neckereien verstopfte, indem

es San Sagramento gegen ein Gebiet an der Grenze von Brasilien vertauschte.

Wenn unter Grimaldi's Verwaltung Spanien's Macht sich aus langer Erstarrung wieder aufrichtete und nach außen wandte, so hatte Grimaldi's Vorgänger, Aranda, die Kräfte im Innern zu entfesseln gestrebt. Dieser Minister arbeitete mit großem Eifer an der Verjüngung Spanien's nach den Grundsätzen, welche um diese Zeit in allen besseren Köpfen sich regten. Er beschränkte die Gerichtsbarkeit des Papstes, traf Anordnungen zur Verbesserung der Zucht in den Klöstern; er wagte sich sogar an das Inquisitionsgericht, das unter den bourbonischen Königen allmählig aufgehört hatte, furchtbar zu sein und fanatische Glaubensakte zu feiern. Schon unter Squillace (1762) war der Großinquisitor nach einem fernen Kloster verwiesen worden, weil er ein französisches Buch: Vérités Chrétiennes, wider den Willen des Königs, durch eine Bulle verboten hatte; zugleich war befohlen worden, daß er Verbote dieser Art vorher dem Könige vorlegen solle. Der König hatte zwar diesen Befehl im folgenden Jahre, auf Antrieb seines Beichtvaters, zurückgenommen, aber Aranda ließ denselben erneuern. Er wollte nunmehr auch der Inquisition das Recht nehmen, sich der Güter der Verurtheilten zu bemächtigen, damit Eigennutz und Habsucht auf die Urtheilssprüche keinen Einfluß üben möchten; allein seine Absicht ward vereitelt, weil man dem Könige vorstellte, daß die Besoldung der Inquisitionsrichter, die von diesen eingezogenen Gütern bestritten wurde, dem Staate zur Last fallen würde.

Nicht minder war dieser geistlichen Behörde ein anderer Schritt Aranda's mißfällig. Der Minister entwarf den Plan, die menschenleere und wüste Sierra Morena durch Ansiedelungen nutzbar zu machen. Ein gewisser Olavides, aus Lima in Peru gebürtig, der sich ihm durch seine Kenntnisse und seine auf Reisen erlangten freieren Ansichten empfohlen, hatte die Sache zuerst in Anregung gebracht und ward daher besonders mit der Ausführung beauftragt. Olavides zog Ansiedler aus der Schweiz und aus Deutschland herbei, unter denen sich auch Protestanten befanden. Diesen war freie Uebung ihres Gottesdienstes versprochen worden, und Olavides, unter dem Schutze des gleichgesinnten Ministers, sicherte sie darin gegen alle Bekehrungsversuche der Mönche und Geistlichen.

Doch alle derartigen Maaßregeln beleidigten die große Masse des der Kirche blind ergebenen Volkes. Und auch durch andere Einrichtungen, unter denen viele wohlthätiger Art waren, z. B. Einrichtung des

Schulwesens nach Vertreibung der Jesuiten, Verbesserung der Münze u. s. w., manche hingegen alte spanische Sitten und Gewohnheiten verletzten, oder selbst der damaligen königlichen Machtvollkommenheit durch Wiedererweckung vormaliger ständischer Rechte entgegen schienen, erweckte sich Aranda so zahlreiche Gegner, daß er der vereinten Kraft aller endlich unterlag, und von seinem Platze weichen mußte (1773).

Die sogleich wieder auftauchende Macht der Inquisition feierte ihren Sieg an einem seiner treuesten Gehülfen, Olavides. Die oben angeführten Maaßregeln dieses Mannes, seine Aeußerungen gegen das kirchliche Wesen, oft zu heftig und unvorsichtig ausgesprochen, wurden ihm jetzt zum Verbrechen gemacht. Unter dem Vorwande, daß er Bericht über den Fortgang seiner Ansiedelungen erstatten solle, rief man ihn nach Madrid und setzte ihn daselbst gefangen. Zwei Jahre, während deren er in den Kerkern der Inquisition festgehalten wurde, dauerte die Untersuchung, und er verdankte es nur dem Schutze des Königs, daß er nicht in einem Auto da fé verbrannt, sondern nur durch ein Autillo da fé zum Verlust seines Vermögens und seiner Aemter, und zu einer achtjährigen Einsperrung in ein Kloster, mit der Verpflichtung, Andachtsbücher zu lesen und alle Monate zu beichten, verurtheilt wurde. Er erhielt nachher von dem Könige die Erlaubniß, die Bäder in Catalonien zu gebrauchen, um, wie es scheint, ihm die Flucht möglich zu machen. Er entkam nach Frankreich. Aber 1798 durfte er nach Spanien zurückkehren, nachdem er 1796 in einem gedruckten Werke einen Widerruf seiner Meinungen, ja sogar eine Vertheidigung der Inquisition bekannt gemacht hatte.

So scheiterte in Spanien, zum Theil durch die Hast, womit er betrieben wurde, mehr noch wie in Portugal der Versuch, den lebhaften Drang eines großen Theils der Gebildeten nach einer Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes und nach einer Umwandlung der älteren Formen des Staatswesens zu befriedigen.

6. Italien.

Die politischen Verhältnisse Italien's waren durch die Verträge zu Wien (1735 und 1738) und zu Aachen (1748) bestimmt worden. Der größte und schönste Staat dieser Halbinsel, das Königreich beider Sici-

lien, war Erbtheil einer Nebenlinie der spanischen Bourbons. Ein anderer Zweig dieses Hauses besaß die Fürstenthümer Parma und Piacenza. Toskana war dem Kaiser Franz, dem Gemahl der Maria Theresia, zur Entschädigung für Lothringen überlassen worden; nach dem Schlusse des Hubertsburger Friedens ward bestimmt, daß dasselbe als Secundo-Genitur von den Erbländern der österreichischen Monarchie abgesondert bleiben, und nach dem Tode des Kaisers seinem zweiten Sohne Leopold und dessen Nachkommen zufallen sollte. Der Kirchenstaat bestand in der Ausdehnung, die ihm durch die Staats- und Kriegskünste der Päpste des funfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts gesichert worden war. In Modena regierte noch die Familie Este. Das Herzogthum Mailand nebst Mantua war eine österreichische Provinz; aber ein beträchtlicher Theil desselben hatte in den letzten Friedensschlüssen dazu gedient, dem Beherrscher von Savoyen und Piemont seinen oftmaligen Rollenwechsel in den Kämpfen der Mächte zu bezahlen.

Victor Amadeus II. von Savoyen, durch den Frieden zu Utrecht im Jahre 1713 König von Sicilien, verlor diese Insel nach fünfjährigem Besitze, und ward genöthigt, das unergiebige Sardinien zur Entschädigung anzunehmen. Dieses Besitzthum gewährte ihm wenig mehr als einen Titel, der ihm und seinen Nachfolgern einen Platz unter den Königen anwies. Die Macht seines Staates beruhte auf dem fruchtbaren und sehr bevölkerten, durch ansehnliche Landstriche vergrößerten Piemont. Savoyen, das arme und gebirgige Stammland, machte ihn zum Herrn der Eingänge Italiens. Nachdem Victor Amadeus, von 1675 an, fünfundfunfzig Jahre lang viele Kriegs- und Staatskünste als ein Spiel um Vergrößerung getrieben, in den letzten Jahren aber die innere Verwaltung seiner Länder nach den im Norden Europa's herrschenden streng militärisch-finanziellen Grundsätzen eingerichtet und auf einen dem damaligen preußischen sehr ähnlichen Fuß gesetzt hatte, überraschte er plötzlich Europa durch eine von dem Geiste seines Zeitalters wie von seinem eigenen Charakter weit abweichende Handlung. Am 3. September 1730 versammelte er die Großen seines Hofes, und erklärte ihnen, daß er, ermüdet durch eine so langjährige Regierung, und die Blicke wendend nach dem Ziele, welches den Königen und ihren Unterthanen ein gemeinsames sei, beschlossen habe, sich einen Ruheplatz zwischen dem Throne und dem Grabe zu wählen, und der Krone mit ihren Lasten zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Dieser Erklärung folgte sogleich die That, indem er durch eine förmliche Urkunde die Regierung dem neuen Könige, Karl Emanuel III., übergab.

Er zog am Tage darauf nach Chambery, um in dem dasigen Schlosse, mit einem Einkommen von hundertfünfzigtausend Livres den Rest seiner Tage im Genuß des Privatlebens zu verbringen.

Allein seine Rechnung war irrig; die Glückseligkeit, die er zu genießen gehofft, wurde nach wenigen Monaten seiner an Thätigkeit gewöhnten Seele zum Ekel. Fünfundsechzig Jahre alt, hatte er sich vor seiner Abdankung im Stillen mit einer Jugendgeliebten, die nun hoch in den Vierzigern stand, mit der verwittweten Gräfin San Sebastiano vermählt (12. August 1730), ohne sie von seiner Absicht der Thronentsagung in Kenntniß zu setzen. Diese ehrgeizige Frau, die den Namen einer Marchesa di Spigno angenommen hatte, soll nach dem Urtheil der Zeitgenossen Miturheberin seiner Reue und seines Entschlusses gewesen sein, den Thron wieder zu besteigen*). Daß sie den Vater gegen den Sohn unmittelbar aufgereizt oder ein Complot geschmiedet habe, ist durch nichts zu erweisen; aber es scheint gewiß, daß sie die Sorgen des Ersteren nicht zu zerstreuen bedacht war, daß sie seine entstehende Verstimmung steigerte. Nach einer königlichen Heirath strebend, ertrug sie nur ungern die stille Zurückgezogenheit, den Mangel an Einfluß, Ansehn und Pomp, und sehnte sich danach, einen Akt rückgängig gemacht zu sehen, der ihr statt eines Monarchen nur einen unliebenswürdigen Ehemann gelassen hatte. Dennoch regte sich in Victor Amadeus auch ohne ihr Zuthun die Reue. Seit dem Beginn seiner Einsamkeit war er von dem Sohn selbst bei den geringfügigsten Dingen brieflich um Rath gefragt worden; wöchentlich gingen Berichte an ihn ab; ehe er es merkte, fand er sich wieder ganz in die Geschäfte hineingezogen, und nach kaum drei Monaten dünkten ihm schon die wöchentlichen Berichte viel zu mager und kurz. Als er im Februar 1731 erkrankte und auf Grund dieser Krankheit die Berichte aus Turin ganz eingestellt wurden, trat die erste entschiedene Verstimmung ein. Den Bruch aber führten namentlich zwei Angelegenheiten herbei: einmal die Revision des Katasters, wodurch das Werk seiner eigenen Regierung geändert und damit indirect getadelt ward; dann die Händel der neuen Regierung mit Rom, wegen der Nichtanerkennung des früher abgeschlossenen Concordates, wobei Victor

---

*) Die Anecdotos de l'abdication du Roi Victor Amadée II par le Marquis de F., Genêve 1734, sind nicht mehr stichhaltig. Die besten Aufklärungen gab neuerdings Carutti in seiner Gesch. der Regierung des Königs V. A. 1858. Vgl. Reumont, des Königs V. A. Thronentsagung und Ende, in Sybel's Hist. Zeitsch. 2. Jahrg. 1860. Heft 3. S. 36 — 69, besonders S. 50 ff. Wir nehmen oben die neuesten Enthüllungen auf.

Amadeus es übel nahm, daß man ihn nicht um Rath gefragt und das System des passiven Widerstandes mit hastigem Dazwischenfahren vertauscht habe. Seine Verstimmung ward noch gemehrt durch anonyme Briefe, die seine eigene Verwaltung der Tyrannei und der Irreligiosität beschuldigten. Dazu kamen endlich die schlimmen Wirkungen der Unthätigkeit und die physischen Leiden, während er in seiner Umgebung, von Seiten seiner Gemalin kein besänftigendes Wort vernahm. So gedieh denn ungehemmt der Entschluß der Wiedererhebung zur Reife und Ausführung.

Im August des Jahres 1731 verließ der alte König seine Einsamkeit in Chambery, weil die kalte Luft Savoyen's ihm nicht zusage, und begab sich nach dem Schlosse Montcalier bei Turin, wo er den Besuch seines Sohnes, des ganzen Hofes und der vornehmsten Behörden empfing. Er begann alsbald ohne Weiteres wieder als Herrscher aufzutreten; er erklärte, alles sei in Unordnung, er müsse dem Ruine vorbeugen; er bezeigte sich ungnädig gegen seinen Sohn, suchte ihn nach Fenestrelle zu verweisen, und ertheilte den Ministern von sich aus Befehle. Endlich dictirte er seinem vormaligen Beichtvater Boggio einen förmlichen Widerruf seiner Abdankung. Boggio eilte nach Turin und entdeckte sich dem jungen König. Da rieth diesem der Minister d'Ormea, sich der Person seines Vaters zu versichern. Karl Emanuel schwankte; aber eine erweiterte Staatsrathssitzung, woran auch der Erzbischof von Turin Theil nahm, entschied sich einstimmig für diesen Ausweg; und so unterzeichnete denn endlich, tief bewegt, der Sohn den Haftbefehl wider den Vater. Gegen seine Absicht ward die Maaßregel mit großer Härte ausgeführt. Das Schloß Montcalier wurde in der Nacht zum 29. September 1731 von Soldaten umringt, das königliche Schlafzimmer durch Sapeurs erbrochen, die Marquise im Nachtgewand gewaltsam aus dem Bett und aus den Armen ihres Gemals gerissen, und der alte Mann selbst, trotz seiner Weigerung, ja trotz seines thätlichen Widerstandes, fortgeschleppt und eiligst in einem Wagen nach dem Schlosse Rivoli geführt, wo er bis an seinen Tod als Staatsgefangener bleiben sollte. Seine Gemalin, die man bei dem gewaltsamen Auftritte mit Stößen und Schlägen gemißhandelt, wurde Anfangs nach der Festung Ceva gebracht, dem Deportationsort liederlicher Frauenzimmer, dann aber (11. Dec.) ihm nach Rivoli nachgesandt. Das Volk nahm die Kunde dieser Vorgänge mit Gleichgültigkeit auf. Die Grundsätze, nach welchen Victor regiert hatte, waren, wenn sie ihn auch hätten beliebt machen können, nicht geeignet, den öffentlichen Geist zu beleben und ein leben=

diges Verhältniß zwischen dem Monarchen und seinem Volke zu erzeugen. Die Last des Militär= und Finanzwesens, die in Preußen durch den hausväterlichen Sinn Friedrich Wilhelm's des Ersten gemildert, durch die Regentengröße seines Nachfolgers überstrahlt ward, und überdies in dem Aufstreben der deutschen Bildung und Wissenschaft ein wohlthätiges Gegengewicht fand, lag in Piemont mit ungemäßigter Schwere auf dem Nacken des Volks.

Am 10. April 1732 ward Victor Amadeus seiner sinkenden Gesundheit halber wieder nach Montcalier gebracht, wo er am 31. October starb. Sich seiner Person zu versichern, war eine traurige Nothwendigkeit für die Regierung gewesen; die Art, wie man ihn behandelt hatte, war eine barbarische Grausamkeit. Die öffentliche Meinung war dem jungen König Karl Emanuel nicht günstig. Auch war die Denkungsart, welche die neue Regierung in ihren Staatshandlungen enthüllte, so angethan, daß sie alle Ideen von Recht und Staatsehre mit Füßen trat. In den Kriegen, die wegen der polnischen und wegen der österreichischen Erbfolge geführt wurden, ergriff Karl Emanuel immer für den Meistbietenden die Waffen, und wechselte mitten im Kampfe seine Partei, wenn der Gegner ein Mehrgebot that. Als Lohn dieser Politik erwarb er Novara, Tortona, Vigevano und andere Bezirke von Mailand. Da nach dem Frieden zu Aachen Italien einer langen Ruhe genoß, kam auch das sardinische Kabinet außer Thätigkeit. Karl Emanuel starb 1773, und ihm folgte sein Sohn Victor Amadeus III.

Toscana erhielt im Jahre 1765, als Kaiser Franz I. starb, in dem zweiten Sohne desselben, Peter Leopold, einen Fürsten, der im Lande residirte und eine sehr verständige Staatsverwaltung einrichtete. In vieler Hinsicht konnte dieselbe für musterhaft gelten. Er vereinfachte und milderte die Gesetzgebung, er gab den Handel frei, ungeirrt durch die Grundsätze, mit welchen das aufgeklärte Europa sich plagte; er entzog große Landstriche den Gewässern und vertheilte das Eigenthum derselben gegen eine mäßige Rente unter fleißige Anbauer, er verdoppelte dergestalt die Erzeugnisse des Ackerbaues, und gewöhnte seine Unterthanen an Thätigkeit und Kunstfleiß. Aber seine Versuche, die herrschende Sittenverderbniß durch strenge Aufsicht zu zügeln, verscherzten ihm die Liebe des Volks; und die kirchlichen Reformen, die er mit Hülfe des Bischofs Scipio Ricci von Pistoja durchführen wollte, fanden bei der Geistlichkeit heftigen Widerstand. Während er in ganz Europa als einer der vortrefflichsten Fürsten gepriesen ward, waren die Florentiner froh, als er,

nach dem Tode seines Bruders Joseph, das Großherzogthum seinem zweiten Sohne Ferdinand übergab.

Das Königreich beider Sicilien hatte, in Folge des Krieges um die polnische Thronfolge, seine Unabhängigkeit unter einem spanischen Fürstenhause wieder gewonnen. Die Regierung des Don Carlos (seit 1735) war wohlthätig für diese Länder, ohne die verjährten Uebel ihrer Verfassung und die Mängel ihrer Verwaltung sämmtlich zu heben. Der Minister, den König Karl an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, Marquis Tanucci, vorher Professor der Rechte an der Universität zu Pisa, huldigte, jedoch mit Vorsicht und Mäßigung, den Grundsätzen der Staatsweisheit, die das Jahrhundert zu beherrschen begann. Er hatte noch in Toscana die Aufmerksamkeit Karl's durch eine Beweisführung von der Grundlosigkeit des Asylrechtes der Kirchen auf sich gezogen und bald dessen unbedingtes Vertrauen erworben. Karl selbst war ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, übrigens so gewissenhaft, daß er bei seinem Abgange aus Neapel einen geschnittenen Stein aus dem Museum zu Portici, den er am Finger zu tragen pflegte, als nicht ihm gehörig zurückgab. Als nämlich im Jahre 1759 sein Bruder König Ferdinand VI. von Spanien ohne Erben starb, und er ihm dort als Karl III. auf dem Throne folgte, überließ er die Krone beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand, indem er den ältesten, den nachmaligen König Karl IV., als Kronprinzen von Spanien mit sich nahm, der zweite aber wegen Geistesschwäche für unfähig zum Regieren erklärt werden mußte. Ferdinand IV. war damals nicht älter als acht Jahre; die Regentschaft, deren Seele Tanucci ausmachte, stand unter der Leitung, wenigstens unter dem Einflusse des vorigen Königs. Der Geist der Staatsverwaltung blieb daher derselbe; aber ein großer Fehler wurde dadurch begangen, daß zum Erzieher des Königs ein hierzu ungeeigneter Mann, der Herzog von San Nicandro, bestellt, und entweder durch Ungeschick oder nach Absicht die geistige Bildung des königlichen Zöglings gänzlich verabsäumt ward. Fischfang und Jagd waren die einzigen Beschäftigungen desselben; der junge Fürst, der von der Natur einen gesunden Verstand und ein richtiges Gefühl erhalten hatte, blieb in allen für seinen Beruf erforderlichen Kenntnissen unwissend und lernte kaum anders als in der neapolitanischen Volksmundart sich ausdrücken. Inzwischen folgte der Minister der Richtung des damaligen spanischen Kabinets auch in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse. Als in Spanien die Jesuiten ausgestoßen worden waren, wurden sie es auch in Neapel und Sicilien, und nicht mit geringerer Härte als dort. In

der Nacht zum 20. November 1767 wurden sie aus ihren Collegien abgeholt, nach Puzzuoli geführt und von dort weiter über die Grenze gebracht. Die Vorstellungen des Papstes Clemens XIII. blieben hier, wie anderwärts, ohne Erfolg, und als derselbe seinem Unwillen gegen die bourbonischen Höfe dadurch Luft machte, daß er gegen den schwächsten derselben, den Infanten Don Philipp zu Parma, wegen einer Verordnung, nach welcher die päpstlichen Bullen der landesherrlichen Bestätigung bedürfen sollten, eine Bannbulle ergehen ließ (20. Januar 1768), wandte der Hof von Neapel, gleich denen zu Versailles und Madrid, strenge Vergeltungsmaßregeln an, und nahm die dem päpstlichen Stuhle gehörigen Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo in Beschlag. Erst unter dem Nachfolger Clemens des Dreizehnten und nach erfolgter Aufhebung des Jesuitenordens wurden diese Landschaften zurückgegeben.

Als der König sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er mit Maria Caroline, einer Tochter Maria Theresia's, vermählt. Mit dieser Verbindung kamen die alten Ansprüche des Hauses Oesterreich auf den im Wiener Frieden verlorenen Besitz des Königreichs beider Sicilien zur Erledigung; aber mit derselben verschwand auch der Einfluß Spanien's auf dasselbe vor dem Einflusse Oesterreich's und England's. Der Königin war sogar im Ehecontract Sitz und Stimme im Staatsrathe ausbedungen, sobald sie dem Reiche einen Erben würde geboren haben. Als dieser Fall im Jahre 1777 eintrat, ward Tanucci, welcher sich vergebens bemühte, dem Uebergewicht der Königin die Wage zu halten, entlassen. Die Königin ernannte zu seinem Nachfolger einen Marquis Sambuca; bald aber gelangte zum uneingeschränkten Besitz ihres Vertrauens ein Engländer, Acton, der aus dem Seedienste des Großherzogs von Toscana in neapolitanische Dienste gezogen ward, um das für das Königreich so wichtige Seewesen empor zu bringen. Daß er hierbei die Absicht faßte, einem Staate, dessen Schifffahrt und Küsten des Schutzes durch kleinere zur Aufsuchung und Verfolgung der Seeräuber geeignete Fahrzeuge bedurften, eine Flotte aus großen Kriegsschiffen zu geben, zeugt wenigstens nicht für sein richtiges Urtheil in seinem eigentlichen Fache; dennoch wurde ihm, als die Gunst der Königin für ihn zunahm, nach und nach das ganze Staatsruder in die Hände gegeben. Sein Regiment war, nach dem Sinne der Königin, in der äußern Politik unfreundlich gegen Spanien und Frankreich, in der innern Verwaltung neuerungssüchtig im Geiste Joseph's des Zweiten, doch ohne dessen Einsichten und kraftvollen Willen. Marie Caroline erntete aus demselben den Haß, den jede neuernde Verwaltung erregt, aber keine wohlthätigen Früchte,

da den unternommenen Reformen Genie und Ausdauer abging. Mit großem Aufsehn wurde gegen den päpstlichen Stuhl in seinem besondern Verhältniß zum Königreiche beider Sicilien die Politik der Unabhängigkeit zur Geltung gebracht. Die alte Lehnsherrlichkeit, welche Papst Leo IX. im elften Jahrhundert über die Normänner erworben, und Clemens III. durch Uebertragung des Königreichs an das Haus Anjou erneuert hatte, wurde in der Form durch eine Ceremonie aufrecht erhalten, indem der König alljährlich am St. Peterstage dem Papste einen weißen Zelter und eine Summe von 7000 Goldthalern überreichen ließ. Die Feierlichkeit, mit der dies in der Peterskirche geschah, gewährte dem römischen Stolze einen der wenigen im Laufe der Zeiten ihm noch übrig gebliebenen Gegenstände der Befriedigung. Im Jahre 1787 fand aber dieselbe zum letzten Male statt; denn im folgenden Jahre ließ der Hof von Neapel in Rom erklären, daß er zwar die sonst gewöhnliche Summe, als ein freiwilliges Opfer seiner Frömmigkeit und Andacht gegen die Apostel Petrus und Paulus, an die apostolische Kammer zahlen lassen, den Zelter indeß nicht mehr übersenden werde. Vergeblich wurde vom Papste gegen diese eigenmächtige Aufhebung einer seit Jahrhunderten bestehenden Verpflichtung protestirt; die Welt war päpstlichen Protestationen nicht geneigt, und bekam bald darauf andere Dinge zu denken und zu thun.

Den päpstlichen Stuhl besaß von 1740 bis 1758 Benedict XIV. (vorher Prosper Lambertini), ein gelehrter und wohlmeinender Mann, der als Regent des römischen Staats zweckmäßige Verbesserungen der mangelhaften Verwaltung machte, und als Oberhaupt der katholischen Kirche die Kunst verstand, sich in die ihr sehr ungünstige Zeit zu schicken, durch Klugheit und Mäßigung das wankende Ansehen des Oberpriesterthums aufrecht zu erhalten, und wenigstens gewaltsame Ausbrüche des Zeitgeistes zu verhüten. Wissenschaften und Künste waren der besondere Gegenstand seiner Sorgfalt, und Rom verdankt ihm in dieser Hinsicht viel. Er selbst hat funfzehn Foliobände kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke, freilich nicht bloß als Papst, geschrieben. Die schlimmeren Tage des heiligen Stuhls waren seinen Nachfolgern vorbehalten. Clemens XIII. (vorher Karl Rezzonico) wollte die Jesuiten gegen den Sturm der Verfolgung beschützen, wie er sich damals fast gleichzeitig in Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Sicilien und Parma wider sie erhob; aber seine Kräfte waren dazu nicht ausreichend. Ueber den Sturz seiner Lieblinge höchlich betrübt, glaubte sich der alte Mann auch darüber beklagen zu müssen, daß die Staaten, in deren

Schooße sich der Jesuitenorden unter Vorschub der Regenten angesiedelt und Tausende von Mitgliedern aufgenommen hatte, jetzt auf einmal alle diese Tausende als hülfsbedürftige Verbannte ohne Weiteres ihm zusandten. Zu gleicher Zeit erschien in Deutschland von dem Trierschen Weihbischof Hontheim, unter dem erdichteten Namen: Febronius, ein Werk über den Ursprung und die Beschaffenheit der Kirchengewalt, welches großes Aufsehen machte, und ungeachtet des gemäßigten Geistes, in dem es abgefaßt war, den päpstlichen Hoheitsrechten tiefe Wunden zu schlagen drohte. Als Clemens XIII. im tiefen Kummer über diese Vorgänge am 2. Februar 1769 starb, wurde der Cardinal Ganganelli durch den Einfluß der Höfe, die sich seiner Geneigtheit zur Aufhebung des Jesuitenordens versichert hielten, am 19. Mai unter dem Namen Clemens XIV. zum Papst erwählt, indem die Partei der Kronen, die Regalisten, über die Partei der Eiferer, die Zelanti, den Sieg im Conclave davontrug*). Auch dieser, obwohl mit den Grundsätzen und Ansichten der Zeit mehr als einer seiner Vorgänger befreundet, zögerte indeß noch mehrere Jahre, ehe er das Schicksal des Ordens entschied. Endlich, nachdem die zur Rettung desselben versuchten Unterhandlungen fehlschlugen, dem Andringen der Höfe nicht länger zu widerstehen war, und die auf eine Umformung des Ordens gerichtete Absicht durch die Erklärung des Jesuiten-Generals Ricci: Sint ut sunt, aut non sint, vereitelt ward, erließ Clemens XIV. am 21. Juli 1773 die Aufhebungsbulle, welche anfängt: Dominus ac redemptor noster. Er selbst glaubte, mit derselben sein Todesurtheil unterzeichnet zu haben, und als er ein Jahr darauf, am 22. September 1774 starb, pflichtete die den Jesuiten ohnehin sehr ungünstige Volksmeinung gern dem Verdachte bei, daß er vergiftet worden, ungeachtet das behutsame Urtheil der Aerzte denselben nicht stützte, sondern den Tod des neunundsechzigjährigen Greises als natürlich erscheinen ließ. Manche glaubten, Clemens habe in seiner Furcht, vergiftet zu sein, durch genommene Gegengifte sein Ende beschleunigt**).

Zum Nachfolger desselben wurde am 15. Februar 1775 der Cardinal Braschi, der als Papst den Namen Pius VI. annahm, erwählt. Durch körperliche Wohlgestalt und einnehmende Formen mehr als durch Geistesüberlegenheit und Regentenweisheit ausgezeichnet, ermangelte er nicht des vollen Gefühls der Würde und der Rechte des von ihm bekleideten Amtes, obwohl seine Zeit die letzteren nicht mehr anerkennen

*) Ranke, die röm. Päpste, 4. Aufl. Bd. III. S. 205 f.

**) Vgl. Martin, a. a. O. T. XVI. p. 222 f.

wollte. Die Veränderungen, die Kaiser Joseph, nach dem Tode seiner Mutter, in den kirchlichen Einrichtungen der österreichischen Monarchie vornahm, bestimmten den Papst im Jahre 1782 selbst nach Wien zu reisen, wo er jedoch seinen Zweck, den Reformen des Kaisers Einhalt zu thun, nicht erreichte. Joseph erwies ihm alle äußeren Ehren, blieb aber innerlich fest. „Der Papst," sagte er, „vertheidigt die Autorität der Kirche selbst in ihren Uebergriffen, ich die Rechte des Staates, dem ich diene"**). Als dagegen die deutschen Erzbischöfe sich ihrem zeitherigen Verhältnisse zur päpstlichen Curie zu entziehen und die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die päpstlichen Nuncien in ihren Sprengeln ausübten, einzuschränken oder aufzuheben versuchten, wußte Pius die Hebel der kirchlichen Politik so geschickt in Bewegung zu setzen, daß die vier Erzbischöfe ihren Plan nicht durchführen konnten, und wegen der zu diesem Behufe am 25. August 1786 zu Ems geschlossenen „Punctation" zuletzt einen Verweis der Curie hinnehmen mußten. Zu desto schwererer Kränkung gereichte dem von Eitelkeit nicht freien Papste die willkürliche Aufhebung jener Ceremonie, die seine lehnsherrlichen Rechte über das Königreich beider Sicilien bekundete. Als Regent des Kirchenstaats nahm Pius VI. die schon von mehreren seiner Vorgänger betriebene, aber seit Sixtus V. aufgegebene Austrocknung des pontinischen Sumpflandes wieder auf. Eine Strecke von 40 Miglien Länge und 4 bis 10 Miglien Breite, von Terracina bis Nettuno sollte dem Wasser und der Stickluft der Moräste entrissen werden. Das Werk begann im Jahre 1778 und ward mit großen Kosten fortgesetzt, dem Widerwillen der Römer und den ungünstigen Urtheilen der Ausländer zum Trotz. Innerhalb zehn Jahren kam man so weit, eine Menge Kanäle zu ziehen, die Flußbetten zu reinigen und eine treffliche Heerstraße (Linea Pia) durch diese öde Gegend zu legen. Diese Heerstraße ist ein bleibendes Denkmal Pius VI., während die mit den Sümpfen vorgenommenen Arbeiten allerdings dem Zweifel unterliegen, ob sie den feindseligen Einwirkungen der Natur auf die Länge werden widerstehen können, und ob sie überhaupt mit voller Kunde und Berücksichtigung der Verhältnisse des römischen Landbaues unternommen worden sind. Eine viel bedeutungsvollere Stelle, als diese Unternehmung verleihen konnte, war Pius VI., nicht zu seinem Glück, in der Geschichte und unter den großen Veränderungen des folgenden Zeitraums angewiesen.

---

*) Wolf, Marie Christine, Erzherzogin v. Oesterreich (1863), Bd. I. S. 194.

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Vierter Abschnitt.

Nord- und Osteuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Katharina II., Friedrich der Große und Joseph II.

1. Peter III., Kaiser von Rußland.

(1762.)

Das Haus der Grafen von Oldenburg, welches seit 1448 über Dänemark und Norwegen herrschte, hatte 1460 das Herzogthum Holstein durch Wahl der Stände erworben. Im Jahre 1544 theilte sich König Christian III. mit seinem Bruder Adolf Friedrich in die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Herzog Adolf Friedrich nahm seinen Sitz zu Gottorp und ward Stifter der nach diesem Orte genannten Linie. Die Fürsten derselben waren mit den Königen von Dänemark häufig im Streite über ihr Verhältniß zum dänischen Staate, dessen Unterthanen zu sein sie sich weigerten. Um auswärtigen Beistand zu erhalten, schlossen sie an Schweden sich an. Herzog Friedrich IV. heirathete Karls des Zwölften Schwester Hedwig Sophie, bezahlte aber im Jahre 1702 seine Anhänglichkeit an die Sache seines Schwagers in der Schlacht bei Clissow mit dem Leben. Im weiteren Verlaufe des nordischen Krieges bemächtigte sich der Dänenkönig Friedrich IV. des Got-

4*

torpschen Antheils von Schleswig und vereinigte ihn mit Dänemark ohne den Widerspruch des Herzogs Karl Friedrich und die Verwendungen des Zars Peter von Rußland, an welchen derselbe sich anschloß, zu beachten. Doch erhielt der Herzog von Peter die Zusage der Hand seiner ältesten Tochter Anna. Diese Verbindung ward nach des Zars Tode im Mai 1725 vollzogen, und aus derselben im Jahre 1728 Karl Peter Ulrich geboren.

Als die Kaiserin Elisabeth durch den Sturz der Familie Iwans den Thron bestiegen hatte, berief sie diesen ihren Neffen, der von seiner Mutter her eigentlich ein Näherrecht auf denselben besaß, nach Petersburg und erklärte ihn im November 1742 zum Thronfolger. Auch die Schweden wählten ihn im Jahre 1743 zum Thronfolger ihres erblosen Königs Friedrich von Hessen. Peter zog aber die Aussicht auf das mächtigere Reich vor, und überließ den schwedischen Thron seinem Vetter Adolf Friedrich von der jüngern Linie des Gottorpschen Hauses.

Der Großfürst besaß selbst keine ausgezeichneten Gaben, wurde aber von Begeisterung für den größten Mann seiner Zeit, den König Friedrich von Preußen, ergriffen. Bewunderung und Nachahmung desselben füllten seine Gedanken und Tage, erstreckten sich aber, nach dem gewöhnlichen Verhältniß mittelmäßiger Geister zu Großgeistern, vornehmlich auf das Aeußere, besonders auf die Kleidung, Haltung und Uebung der Truppen. Die geschmacklosen Formen und der steife Kleinigkeitsgeist, denen Friedrich in diesen Stücken sich und sein Heer unterwarf, gestalteten sich bei dem Nachahmer zum wirklichen Zerrbilde, gegen welches die russischen Formen vortheilhaft abstachen. Im grellen Gegensatze gegen die Bewunderung, die ihr Neffe für Friedrich hegte, war die Kaiserin Elisabeth, wie wir schon aus der früheren Erzählung wissen, die Todfeindin des Preußenkönigs, und im siebenjährigen Kriege mit Oesterreich zu seinem Verderben verschworen. Was der Großfürst wirkte, um die Kriegsoperationen zu lähmen und zu durchkreuzen, konnte den Preußen keine wesentliche Erleichterung gewähren. Der am 5. Januar 1762 erfolgte Tod der Kaiserin war daher ein sehr großer Glücksfall für Friedrich, der sich eben damals beinahe am Rande des Unterganges befand. Sein Freund und Bewunderer bestieg nun, unter dem Namen Peter der Dritte, den Thron.

Eine seiner ersten Handlungen war Friede, dann Bündniß mit Preußen. Die russischen Truppen, die so viele Jahre hindurch gegen den König gekämpft hatten, traten nun in die Reihen desselben zum Kampfe gegen ihre zeitherigen Bundesgenossen. Die Staats- und Welt-

ansicht des Jahrhunderts legte kein Gewicht auf nationale Gedanken und Gefühle; es fiel daher auch dem Kaiser Peter nicht ein, daß der plötzliche Uebergang von einem langjährigen Kampfe zur Bundesgenossenschaft mit dem zeitherigen Gegner in Rußland irgend eine Mißstimmung hervorrufen könne. Dabei wurde Heer- und Staatsverwaltung, so viel sich thun ließ, auf preußischen Fuß gesetzt. Da dies aber mit den russischen Regimentern so schnell nicht bewerkstelligt werden konnte, legte er den Widerwillen, welchen diese Zögerung in ihm erregte, und die Vorliebe, die er für seine holsteinischen, bereits früher auf preußische Art eingeübten Truppen hegte, ganz unverhohlen an den Tag. Auch der russischen Geistlichkeit zeigte er Mangel an Eifer für ihre Kirchengebräuche. Ueberhaupt schien er sich weniger als russischen Kaiser, denn als Herzog von Holstein zu betrachten. Sein Hauptgedanke war, an Dänemark für alle Ungebühr, welche das dortige Königshaus seiner Familie erwiesen hatte, Rache zu nehmen. Zu diesem Behufe wurden große Anstalten zu einem Kriege gegen Dänemark getroffen, bei welchem der Kaiser persönlich in Holstein commandiren wollte. Aber auch von großmüthigen Zügen war der Anfang der neuen Regierung nicht leer. Die zahlreichen Verbannten, die unter der Regierung seiner Vorgänger als Staatsverbrecher nach Sibirien hatten wandern müssen, wurden großentheils zurückgerufen, unter ihnen auch Biron und Münnich. Als die beiden Nebenbuhler, nach einem Zwischenraume von zwanzig Jahren, sich das erste Mal wieder am Hofe zusammenfanden, rief ihnen der Kaiser zu: „Sieh da, ein Paar alte Freunde, die müssen eins mit einander trinken!" Er befahl, drei volle Gläser zu bringen, und trank ihnen das seinige zu. In demselben Augenblicke wurde er abgerufen. Münnich und Biron blieben stehen, jeder das Glas in der Hand, den Blick auf den Ort gerichtet, wo der Kaiser verschwunden war, und keiner sprach eine Sylbe. Als er nicht wiederkam, sahen sie sich einander starr an, setzten zu gleicher Zeit ihre Gläser nieder und wandten einander den Rücken.

Von der allgemeinen Freude, die den Hof beschäftigte, war nur die Gemahlin des Kaisers ausgeschlossen. Katharina, Prinzessin von Anhalt-Zerbst-Dornburg, geboren am 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater als preußischer Gouverneur stand, war im Jahre 1745, ehe noch die Spannung zwischen Elisabeth und Friedrich entstanden war, auf Veranstaltung des Königs von Preußen an den damaligen Großfürsten vermählt worden*). Diese Ehe war, wegen Verschiedenheit der Ge-

*) S. über das Folgende: Memoiren der Kaiserin Katharina II., von ihr selbst geschrieben, nebst einer Vorrede von A. Herzen, 2. Ausg. 1863. S. 15,

müther, nicht glücklich; Katharina und Peter liebten einander nicht, und Peter ergab sich anderen Neigungen. Das Verhältniß beider gestaltete sich auch nicht besser, als die Großfürstin, die weit mehr mit dem jungen Hofcavalier Sergius Soltikow wie mit Peter verkehrte, nach neun Jahren (1754) einen Sohn gebar. Ueber ihr Verhältniß zu Soltikow, der seinerseits ebenfalls seit zwei Jahren vermählt war, gesteht sie selbst: „er war schön wie der Tag und Niemand kam ihm an dem großen Hofe gleich; ich widerstand ihm während des Frühlings (1752) und während eines Theils der Sommerzeit." Die Kaiserin beklagte eben damals sehr, daß Katharina „keine Kinder bekomme" und schalt die erste Ehrendame derselben, daß sie „hinsichtlich dieses Punktes die dabei interessirten Personen zu ermahnen vernachlässige." Diese war nun eifrig bemüht, die Winke und Befehle der Kaiserin zu vollziehen; und während sie dem Großfürsten eine junge und schöne Malerwittwe Groot zuführen ließ, stellte sie der Großfürstin die Wahl zwischen Sergius Soltikow und Leon Narischkin frei. Katharina war nicht zweifelhaft; denn sie hatte bereits gewählt. Nach zwei Fehlgeburten, gebar sie im genannten Jahre den nachherigen Kaiser Paul, und später eine Tochter. Peter äußerte sich schon damals sehr verwundert und abweisend über die „Schwangerschaften seiner Frau", so daß Katharina überzeugt war, es handle sich für die Zukunft darum, entweder „mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen", oder aber „eine von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bahn zu wandern" und „sich selbst, ihre Kinder und vielleicht auch den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, dessen Gefahren — wie sie sich ausdrückt — alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen". Die letztere Bahn erschien ihr als die „sicherste", und sie faßte daher den Entschluß, fortan „ihre Interessen bei dem Publicum so zu wahren, daß man eintretenden Falls auf sie, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken könne". Nach seiner Thronbesteigung ließ sich denn auch Peter alsbald merken, daß er seinen angeblichen Sohn zum Bastard erklären und seine Gemahlin in ein Kloster sperren lassen könne. Katharina ihrerseits, der die Krone von Rußland, wie sie selbst sagt, „nicht gleichgültig" war, die „nur der Ehrgeiz aufrecht erhielt", und die „ein geheimes Etwas im Grunde ihres Herzens nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß sie früher oder später

---

43, 49, 157 ff., 162, 164 f., 169 f., 173, 273 f., 287. Vgl. auch Memoiren der Fürstin Daschkoff, nebst Einleitung von A. Herzen, 1857; Sybel's Histor. Zeitschr. 3. Jahrg. Heft 1. S. 89 ff.

souveräne Kaiserin von Rußland in eigener Machtvollkommenheit werden würde, faßte dieses Ziel jetzt um so mehr ins Auge, als schon vor dem Thronwechsel der geheime Plan bestanden hatte, sie „zur Theilnehmerin an der Regierung zu erklären". Zunächst fand sie eine eifrig wirkende Freundin in der Fürstin Daschkow, der Schwester der Geliebten ihres Gemals. Diese gewann ihr den Grafen Panin, einen staatsklugen Weltmann; andere kraftvolle Gehülfen hatte sie selbst schon in den Brüdern Gregor und Alexius Orlow, Officieren der Garde, gefunden. Die dumpfe Unzufriedenheit, welche die Maßregeln Peter's unter den Truppen, dem Volke und der Geistlichkeit erzeugt hatten, ließ einen glücklichen Ausgang für das Unternehmen erwarten, den der Kaiserin drohenden Gefahren durch den Sturz des Kaisers zuvorzukommen.

In der Nacht zum 9. Juli 1762 wurde derselbe ausgeführt. Während sich Peter anschickte, von Oranienbaum sich nach dem Lustschlosse Peterhof zu begeben, verließ Katharina dasselbe und eilte nach der Hauptstadt, wo ihre Mitverschwornen drei Compagnien des Ismailowschen Regiments gewonnen hatten. Als sie nun, um sieben Uhr Morgens, mit Gregor Orlow vor den Kasernen erschien und die Soldaten zu ihrem Beistande gegen den Kaiser aufrief, der sie und ihren Sohn habe ermorden lassen wollen, vermehrte sich rasch der Haufe derer, die sich an sie anschlossen, ohne daß die Meisten die eigentliche Lage der Dinge kannten. Volk und Truppen riefen Hurrah, in der Meinung, der Kaiser sei todt und die Kaiserin mache den jungen Großfürsten als Nachfolger und sich selbst als Regentin bekannt. Bald aber erschien ein Manifest, in welchem sie als „Kaiserin Katharina II." erklärte, daß sie, dem Wunsche ihrer Völker nachgebend, den Thron besteige, um das Vaterland vom Untergange zu retten, nachdem mit dem ärgsten Feinde Rußland's Frieden und Bündniß geschlossen und auch die Kirche in ihrer Würde schmählich gekränkt worden sei. An die Soldaten wurde Bier und Branntwein gespendet, und die Priesterschaft herbeigeholt, um der neuen Herrscherin die Weihen der Religion zu ertheilen. Sie legte dann kriegerische Tracht nach russischem Schnitt an, und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Im Verlaufe einiger Vormittagsstunden war die Revolution, die dem Norden eine deutsche Fürstentochter zur Gebieterin gab, in der Hauptstadt vollendet.

Inzwischen hatte der Kaiser in Peterhof die Kunde erhalten. Der Feldmarschall Münnich, der sich bei ihm befand, gab den Rath, sogleich nach Kronstadt zu gehen; an der Spitze einer zahlreichen Besatzung und

im Besitze der Flotte werde es ihm nicht schwer werden, die aufrühreri- sche Hauptstadt zum Gehorsam zu bringen. In der That traf von Kronstadt die Nachricht ein, daß die dasige Besatzung ihm treu sei. Schon war Alles zur Einschiffung fertig, als der Anmarsch seiner hol- steinschen Truppen, von Oranienbaum her, ihm den Gedanken eingab, die Ehre verbiete ihm zu fliehen. Er wollte sich nun in Peterhof ver- theidigen. Darüber ging eine kostbare Zeit verloren. Abends um acht Uhr ward gemeldet, die Kaiserin sei mit zwanzigtausend Mann im An- zuge gegen Peterhof. Nun ward auf der bereitliegenden Jacht nach Kronstadt gefahren. Hier aber war inzwischen der Commandant durch einen von Katharina abgeschickten höhern Officier, den Viceadmiral Talyzin, gewonnen, und die Garnison für die Kaiserin in Eid und Pflicht genommen worden. Der Kaiser mit seiner Begleitung wurde daher am Hafen zurückgewiesen. Münnich rieth nun, nach Reval zu schiffen, um die dortige Flotte zu erreichen, sich von da auf einem Kriegs- schiffe nach Preußen führen zu lassen, wo eine russische Armee von achtzigtausend Mann stehe, und an der Spitze derselben nach Peters- burg zurückzukehren. Aber die Weiber und die Höflinge waren der Mei- nung, er solle sich lieber mit seiner Gemalin versöhnen, und Peter trat derselben zu seinem Unglücke bei. So kehrte man denn um, und langte am 10. Juli vier Uhr Morgens wieder in Oranienbaum an.

Hier schwankte er noch einmal zwischen der Idee, ein Pferd satteln zu lassen, um nach Polen zu fliehen, und dem Entschluß, an seine Ge- malin Worte der Versöhnung zu richten. Das Letztere ward vorgezogen und ein erstes Schreiben an die Kaiserin abgefertigt, worin er sich er- bot, die höchste Gewalt mit ihr zu theilen. Da Münnich diesen Inhalt mißbilligte und eine abweisende Antwort voraussah, so entschloß sich Peter, noch ehe dieselbe eingetroffen, zur Absendung eines zweiten Schrei- bens, worin er nur um eine Pension und um die Erlaubniß bat, mit seiner Geliebten, Elisabeth Woronzow, der unverheiratheten Schwester der Fürstin Daschkow, nach Holstein reisen zu dürfen. Um die Kaiserin durch keinen Widerstandsversuch zu reizen, ließ er alle Anstalten, die zur Vertheidigung dienen konnten, beseitigen und seine Holsteiner aus- einandergehen. Beim Anblick dieses kleinmüthigen Verfahrens wurde der brave Münnich unwillig, und ermahnte ihn, sich lieber an die Spitze dieser Soldaten zu stellen, um als Kaiser zu sterben; er selbst wolle vor ihm hergehen, und nur über seinen Leichnam solle man ihm nahen kön- nen. Aber Peter war keines mannhaften Entschlusses fähig. Als der verrätherische Kammerherr, Ismailow, den er mit dem zweiten Schrei-

ben an die Kaiserin geschickt hatte, statt der Antwort eine Entsagungs-Urkunde zurückbrachte, die er unterzeichnen sollte, leistete er ohne Weiteres Folge. Der Ueberbringer ließ hierauf die Holsteiner entwaffnen, den entthronten Kaiser aber als Gefangenen nach Peterhof bringen. Von da wurde er weiter nach einem Landhause, Namens Ropscha, geführt. Hier endete er, am 17. Juli 1762, nach einem Vergiftungsversuche durch Burgunderwein, auf gräuelvolle Art unter den Händen der Verschwörer; diese waren: Alexius Orlow und sein Vetter Gregor Nikititsch Orlow, die beiden Fürsten Borätinski, der geheime Rath Teplow, der Schauspieler Wolkow, Engelhardt, ein Sergeant von der Garde, und zwei Gardesoldaten. Man wälzte den Unglücklichen, um ihn zu ersticken und zu erwürgen, unter verzweiflungsvollem Widerstande in dem Bett, auf einem Lehnstuhl und auf der Erde umher, bis endlich eine festangezogene Halsschlinge den Tod des Opfers herbeiführte. Die Wahrnehmung, daß in dem Volke und in den Truppen die Anhänglichkeit an den Enkel Peter's des Großen nicht erloschen sei und bei dem ersten Anlaß zur Unzufriedenheit leicht wieder mächtig aufleben könne, sowie die Ueberzeugung, daß seine Entlassung nach Holstein, als eine Anweisung auf das russische Heer in Deutschland und auf die Hülfe des Königs von Preußen, ebenso gefährlich sein würde, wie sein Verbleiben in Rußland, bestimmten die Urheber der Revolution, den Gegenstand der öffentlichen Theilnahme aus dem Wege zu räumen. Ob Katharina das Verbrechen befohlen, oder ob es ihr Günstling auf eigenen Antrieb vollbracht, weiß man nicht mit Gewißheit. Die Bekanntmachung lautete, daß der gewesene Kaiser an einer Hämorrhoidal-Kolik gestorben sei; die Leiche wurde, trotz der sichtbaren Spuren des Kampfes und der Gewaltthat, vor der Bestattung in Petersburg zur feierlichen Schau gestellt*).

Als Münnich vor der neuen Herrscherin erschien, redete sie ihn an: „Sie haben gegen mich fechten wollen?" „Ja, gnädigste Frau, antwortete er, konnte ich weniger für einen Fürsten thun, der mich aus der Gefangenschaft befreit hatte? Jetzt ist meine Pflicht, für Ew. Majestät zu fechten, und mit gleicher Treue werde ich dieselbe erfüllen." Nach dem Tode des Kaisers trug er drei Monate lang Trauer, ohne ihr Mißfallen auf sich zu ziehen. Der alte Feldmarschall ward mit der Leitung des Ladoga-Kanalbaues beauftragt und genoß großen Ansehens. Doch blieb ihm die Sehnsucht, Oldenburg, das Land seiner Heimath und

*) Herrmann, Gesch. des russischen Staats, Bd. V. S. 282—307.

Jugend, wieder zu sehen, unerfüllt. Er starb am 16. Oktober 1767 zu Petersburg, über vierundachtzig Jahre alt. Katharina urtheilte von ihm, daß er zwar nicht ein Sohn, wohl aber ein Vater des russischen Reiches gewesen.

---

2. Katharina II. behauptet den russischen Thron.

Katharina's Regierung bildet für Rußland seit Peter dem Großen den wichtigsten Geschichtsabschnitt. Peter hatte Rußland zu einem Gliede des europäischen Staatenbundes gemacht; Katharina erhob es zu einer Macht in demselben. Jener war ein Mann seines Volks in Leben und That, und zog mit Gewalt die Fäden des europäischen Culturgewebes um sich und sein Reich; diese, eine Frau fremden Stammes, suchte mit Geschicklichkeit dem großen, ihr unterwürfigen Körper ihren Geist einzuhauchen.

Bei Ausführung des Unternehmens, durch welches der Sturz ihres Gatten bewirkt ward, hatte sie große Entschlossenheit kund gegeben; den Besorgnissen, die vor dem Tode Peter's die Stimmung des Volkes und der Leibwache erregte, setzte sie scheinbar eine große Unverzagtheit entgegen. Als mitten in der Nacht der Hettmann Rasumowsky vor ihr Bette trat, und ihr den bedenklichen Stand der Sache mit der Bitte, nicht zu erschrecken, meldete, antwortete sie: „Sie wissen, daß ich nicht erschrecke.“ Dieses Schwanken des neu bestiegenen Throns wurde dem vorigen Inhaber am verderblichsten. Doch war auch Katharina ihrer eigenen Gefahr sich wohl bewußt, und wählte sich daher geeignete Beschützer und Helfer. Schwerlich möchte ohne die herkulischen Günstlinge, die sie sich beigesellte, das Scepter, welches im günstigsten Falle immer ihrem Sohne Paul gehörte, und auf dessen Besitz sie selbst eigentlich gar kein Recht hatte, in ihren Händen geblieben sein.

Und nicht bloß das Recht ihres Sohnes, auch die älteren Ansprüche des jungen Iwan, der als einjähriger Knabe schon Kaiser von Rußland geheißen hatte, erfüllten sie mit bangen Vorstellungen. Dieser zum Unglück geborene Prinz, der in der Wiege des Throns beraubt worden war, saß seit jener Zeit in einem tiefen Kerker zu Schlüsselburg. Peter III. hatte ihn besucht, sein Schicksal gemildert durch Veränderung seines Aufenthalts, und soll sogar nicht abgeneigt gewesen sein, ihn, mit

Uebergehung Paul's, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Wie dem aber auch sein mag, so schien es nicht unmöglich, daß jetzt die Wünsche Anderer sich Iwan's bedienen konnten, um eine abermalige Revolution zu bewerkstelligen; er wurde daher, nach Katharinen's Thronbesteigung, in die Festung Schlüsselburg zurückgebracht und in die engste Verwahrung genommen. Seine Wächter erhielten Befehl, ihn sogleich ums Leben zu bringen, sobald Jemand den Versuch machen würde, ihn zu befreien. Mit auffallender Planlosigkeit versuchte dies 1764 Wasil Mirowitsch, Unterlieutenant bei einem Infanterieregiment in der Festung Schlüsselburg. Mit einem Haufen Soldaten, denen er einen untergeschobenen Beschluß des Senats wegen Befreiung und Erhebung des Prinzen Iwan vorgezeigt hatte, ging er auf die kleine Besatzung des Gefängnisses los, in welchem sich das unglückliche Opfer der finstersten Hofränke des Jahrhunderts befand. Sobald die beiden Officiere im Zimmer des Prinzen den Lärm vernahmen, befolgten sie den erhaltenen Befehl, und stießen ihren Gefangenen, der sein unseliges Leben noch mit verzweifeltem Widerstand vertheidigte, mit Degen- und Bajonettstichen nieder. Mirowitsch ergab sich nun sogleich; aber obwohl ihm der Proceß gemacht und das Todesurtheil gesprochen ward, war er so entfernt von Furcht oder Betrübniß, daß er eher eine große Belohnung zu erwarten schien, und diese Täuschung begleitete ihn aufs Blutgerüst bis zu dem Augenblicke, wo ihm der Kopf abgeschlagen ward. Es kann in der That nicht bezweifelt werden, daß die Ermordung Iwan's ein von dem Hofe und der Kaiserin vorbedachter Plan, der angebliche Befreiungsversuch eine künstliche Veranstaltung, und die Hinrichtung des erkorenen Werkführers nur ein Mittel der Beschwichtigung des öffentlichen Argwohns war*). Auch wurden die beiden Officiere, die ihren blutigen Auftrag so pünktlich vollzogen hatten, wirklich belohnt, wiewohl sie auf einige Zeit nach Dänemark flüchten mußten, um dem Unwillen des Volkes zu entgehen. Dieses strömte in solcher Menge zu dem Leichnam des in Matrosentracht vor der Kirche zu Schlüsselburg ausgesetzten Iwan, daß man es alsbald für gerathen fand, den Sarg zu schließen und eiligst nach einem zweihundert Werste von Petersburg entfernten Kloster zu schaffen.

Als Katharina ihre Herrschaft dergestalt durch die Entfernung Derer, welche die nächsten Ansprüche auf den Thron hatten, gesichert zu haben glaubte, gerieth sie plötzlich in Gefahr, die Frucht ihres ehrgeizigen Strebens an einen Gegner geringer Herkunft zu verlieren. Ein

---

*) S. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 647—656.

donischer Kosak, Pugatschew, der im siebenjährigen Kriege bei dem Heere, welches Elisabeth gegen Preußen ins Feld sandte, gedient und nachher dem Türkenkriege beigewohnt hatte, war, weil er seinen Abschied nicht erhielt, nach Polen entflohen, und hatte daselbst in einem Kloster griechischer Kirchenform eine Zufluchtstätte gefunden. Hier machte ein durchreisender Officier, mit dem er sich unterhielt, die Bemerkung, daß er eine große Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser Peter III. habe. Alsbald faßte Pugatschew den Gedanken, sich unter seinen Landsleuten für diesen Kaiser auszugeben, indem er überzeugt war, unter solchem Namen bei ihnen sein Glück zu machen.

Die Kosaken waren nämlich meistens Roskolniken, Sectirer, die wegen einer im siebzehnten Jahrhundert von einem Patriarchen vorgenommenen Abänderung einiger Kirchengebräuche die Form und Lehre der herrschenden russischen Kirche als unheilig verwarfen, und Peter der Dritte, dessen Unglück mit daher gekommen war, daß er der Geistlichkeit und der herrschenden Kirche wenig Achtung bezeigt hatte, stand daher bei ihnen in gutem Andenken. Pugatschew verließ nun sein Kloster, und begab sich zu den Kosaken am Jaik, die eben damals über die Verletzung alter Rechte und über die Härte sehr erbittert waren, womit die Regierung ihnen mehrere Stücke ihrer nationalen Kleidertracht nehmen wollte. Der Livländer General Traubenberg, der namentlich darauf bestand, daß sie sich den Bart scheeren sollten, hatte in einem Aufruhr am 24. Januar 1771 dies Verlangen mit dem Leben gebüßt, und die grausamen Strafen, welche General Freymann über die Thäter und Theilnehmer verhing, hatten den Geist der Empörung nur gedämpft, nicht erstickt. Diese Umstände begünstigten Pugatschew's Plan, und verschafften seiner Erzählung, daß er der Kaiser Peter sei, der sich aus den Händen seiner Verfolger gerettet habe, während an seiner Stelle ein ihm ähnlicher Soldat der Leibwache getödtet worden, außerordentlichen Beifall. Er versprach den Roskolniken, sie gegen die Verfolgungen der herrschenden Kirche sicher zu stellen, den russischen Bauern aber, sie durch die Ausrottung des Adels von der Leibeigenschaft loszumachen, und auf den Fuß der Kosaken zu setzen, welche sämmtliche freie Besitzer waren und keine Verschiedenheit des Ranges unter sich kannten.

Durch diese zwei Hebel ward das Volk in Bewegung gebracht. In der Mitte des September 1773 bestand Pugatschew's ganzer Anhang aus neun Personen; wenige Tage nachher aber hatte er bereits 300 Mann, mit denen er vor Jaizk rückte, und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Als der Befehlshaber derselben ihm einen Theil der Be=

satzung, 600 Kosaken, entgegenschickte, ging die Hälfte davon zu ihm über. Diese Stadt konnte er zwar nicht einnehmen; es glückte ihm aber mit anderen Orten. Bald hatte er ein so beträchtliches Heer von Kosaken um sich, daß er mehrere gegen ihn geschickte Truppenabtheilungen schlug, und selbst größere Städte, wie Orenburg und Katharinenburg, belagerte. Manifeste verkündigten, daß Peter III. wiedergekommen sei, um seine Krone aus den Händen einer blutbefleckten Anmaßerin zu reißen; und Münzen mit dem Bildnisse Peter's und den Worten: Redivivus et ultor, die vor Katharinen gebracht wurden, welche nur zu gut wußte, daß sie nicht den Todten zu fürchten habe, bezeugten, daß noch andere Leute als Kosaken das innere Triebwerk dieses Aufstandes lenkten.

Allein Pugatschew selbst ward nicht in dem Maaße größer, wie seine Macht anwuchs; sein Glück machte ihn übermüthig; die Besonnenheit und Mäßigung, welche Anfangs seine persönliche Tapferkeit begleitet hatten, erkannte man nicht mehr in den Grausamkeiten, die er an den Gefangenen verüben ließ, in dem Hohn, womit er selbst vielen Religionsvorurtheilen begegnete, und in dem übermäßigen Trunke, dem er verfiel. Unkluger Weise unterließ er es, zu einer Zeit, wo die Ungeschicklichkeit der gegen ihn gesandten russischen Feldherren es ihm erlaubte, nach Moskau zu gehen, dieser alten Hauptstadt des Reichs, wo er unzweifelhaft Zulauf und Beifall gefunden haben würde; denn Viele wünschten wenigstens, daß er den Thron umstürzen möchte, wenn sie auch nicht wollten, daß Er ihn in Besitz nehme.

Unterdessen wurden tüchtigere und geschicktere Führer von der Regierung gesandt, der General Bibikow und der Oberst Michelson. Der erstere bot sogleich den Adel von Kasan und der benachbarten Provinzen auf; diesen bestimmte sowohl die eigene Noth, insofern er am meisten den Mißhandlungen Pugatschew's ausgesetzt war, als die Haltung der Kaiserin, die sich selbst für ein Mitglied des Adels von Kasan erklärte und von nun an als eine Mitbürgerin dieser Stadt betrachtet sein wollte, dem Aufgebot Folge zu leisten. Allein Bibikow, der die Aufhebung der Belagerung von Orenburg bewirkt hatte, verlor, da die Zahl und die Kühnheit der Aufrührer noch immer größer ward, bei einem Ueberfall sein Leben; und obwohl Galitzin diese Schmach rächte, und den Pugatschew zwölf Meilen von Orenburg dergestalt schlug, daß er sich in die Gebirge des Ural zurückziehen mußte, kam dennoch derselbe bald wieder an der Spitze eines neuen Heeres zurück, und belagerte die alte und große Hauptstadt Kasan. Es gelang ihm, dieselbe einzunehmen.

Auf Befehl der Kaiserin war am Don seine erste Frau aufgesucht und nach Kasan geschickt worden, um das dortige Volk von seinem wahren Stand und Ursprung zu überzeugen. Als er bei seiner Ankunft dort sie ganz unvermuthet sah und erkannte, sagte er sogleich, ohne die Miene zu verändern: „Kleidet dieses Weib gut. Ich habe ihren Mann gekannt, er hat mir verschiedene Dienste gethan.“ Indeß hielt sich die abgesondert liegende Festung, und während ihrer Belagerung ward Pugatschew von dem Obersten Michelson angegriffen und mit einem Ueberreste weniger Kosaken in die Steppe zu fliehen genöthigt. Dennoch verlor der große Haufe des Volks das Vertrauen zu seinen Versprechungen nicht. Kosaken, Kalmücken, Baschkiren und Bauern bildeten ihm bald ein neues Heer. Um diese Zeit war der Friede zwischen den Türken und Russen geschlossen worden, und Romanzow bedrohte ihn im Rücken. Pugatschew nahm daher seinen Weg nach der Wolga, um in die europäischen Provinzen und besonders nach Moskau vorzudringen. Blutig war die Spur, die er hinter sich ließ*); aber Michelson kam ihm zuvor, schnitt ihn von Moskau ab, und schloß ihn, als er eben die Festung Zaritzin belagern wollte, von allen Seiten ein. Dennoch wollten sich die Aufrührer nicht ergeben. Viele derselben blieben im Kampf auf dem Platze, Andere wurden gefangen, noch Andere fanden den Tod in Abgründen und zwischen Felsen.

Pugatschew selbst verdankte der Wolga, durch welche er schwamm, seine Rettung für den Augenblick, doch nicht für die Dauer. Sein Anhang schmolz immer mehr zusammen, und seine näheren Genossen gaben nun der Aufforderung Gehör, ihren Anführer auszuliefern. Antizow, sein Busenfreund, unternahm es, die Kosaken durch Zusagen von Seiten der Kaiserin zu beruhigen; darauf nahmen drei derselben ihn gefangen. Er nagte an einem Pferdeknochen, als sie mit den Worten: „Du bist nun lange genug Kaiser gewesen,“ auf ihn losgingen. Er drückte eine Pistole ab, und zerschmetterte Einem den Arm, die Anderen aber banden ihn, und benachrichtigten den in der Nähe befindlichen russischen General von ihrem Fange.

Katharina befahl, daß Pugatschew nicht aufgefordert werden sollte, seine Mitschuldigen zu nennen. Sich begnügend, ihn selbst nebst einigen seiner Gehülfen am 21. Januar 1775 zu Moskau enthaupten zu lassen,

*) Hier an der Wolga fiel auch der Astronom Lowitz, von der kaiserlichen Akademie, in die Hände der Empörer. Sie durchbohrten ihn mit ihren Piken, und hoben ihn auf denselben in die Höhe, damit er, wie sie im wilden Uebermuthe spotteten, den Sternen näher kommen möchte.

wollte sie nicht wissen und bestrafen, was noch hätte geschehen können, sondern nur wieder gutmachen, was schon geschehen war. Der zweijährige Aufruhr hatte eine große Menge Städte und Dörfer zerstört, und mehr als hunderttausend Menschen des Lebens beraubt. Um die Erinnerung daran zu vertilgen, ward durch Ukase der Name Jaik auf ewige Zeiten abgeschafft, und der Fluß, der in den uralschen Gebirgen entsteht, Ural, die Stadt Jaizk aber, wo Pugatschew seinen Aufruhr angefangen hatte, Uralsk genannt. Den Baschkiren, die sich in die Empörung eingelassen, wurden zur Abschreckung von ähnlichen Unternehmungen manche ihrer Freiheiten und Rechte genommen; die Mostscheräken hingegen, ein tatarisches, zwischen jenen wohnendes Volk, welches der Krone treu geblieben war, von der Bezahlung des Tributs an jene befreit, und nach Weise der Kosaken zu freien Leuten gemacht.

---

3. Katharina II. verfügt über den polnischen Thron.
(1764—1772.)

Katharina befand sich in dem Falle, durch glänzende Erfolge die gewaltsame Art, wie sie zum Throne gelangt war, und das zweifelhafte Recht ihrer Herrschaft in Vergessenheit stellen zu müssen. Zwei Nachbarstaaten, Polen und die Türkei, boten ihr für diesen Zweck durch ihre innere Schwäche und Verwirrung einen trefflichen Spielraum. Polen hatte bei aller Fülle von Kräften seit zwei Jahrhunderten die Richtung für dieselbe nicht finden können, und befand sich in einem Zustande, der die Absichten eines ehrgeizigen Feindes sehr erleichterte. Die Mittel, wodurch dieser Staat seine Freiheit im Innern zu sichern glaubte, die Conföderationen des Adels gegen das Ansehen des Königs und des Reichstages, noch mehr aber die Berechtigung jedes einzelnen Landboten, durch seine verneinende Stimme alle Beschlüsse des Reichstages nichtig zu machen, waren eigentlich Einrichtungen, durch welche die Gesammtheit des Staats in einen Haufen von Besonderheiten zersplittert und die Knechtung von außenher erleichtert wurde.

Schon König August III., der bei der Thronbesteigung Katharinen's noch auf dem Throne saß, mußte das herrische Uebergewicht der neuen Nachbarin, und zwar zwiefach, als König und als Vater, empfinden. Er hatte nämlich, da Herzog Johann Ernst Biron am russischen

Hofe gestürzt und in Verbannung geschickt war, das Herzogthum Kurland, als ein Lehn von Polen, seinem jüngern Sohne, dem Prinzen Karl von Sachsen, übergeben. Allein Katharina forderte bei ihrer Thronbesteigung dieses Land für Biron zurück, den schon Peter III. aus seiner Verbannung hatte wiederkommen lassen*), und der, öffentlich vor ihr auf den Knien liegend, sie angefleht hatte, ihn in ihren mächtigen Schutz zu nehmen. Russische Soldaten rückten nun in das Herzogthum ein und forderten den Prinzen Karl auf, dasselbe zu verlassen. Dieser wollte keine anderen Befehle anerkennen, als die, welche von seinem Vater oder von dem polnischen Reichstage kämen, und weigerte sich standhaft, obgleich er in seinem Palaste bedrängt ward, räumte aber endlich das Land, als sein Vater, längern Widerstand für unnütz haltend, es ihm gebot. Biron nahm hierauf Kurland wieder in Besitz, und behielt es, bis er 1772 starb und sein Sohn in der Regierung folgte.

Aber dies war nur ein leichtes Vorspiel. König August fand, als er nach geendigtem siebenjährigen Kriege in sein Kurfürstenthum zurückkehrte, die Ruhe, die er daselbst suchte, im Grabe (5. Oct. 1763). Sein Sohn und Nachfolger in Sachsen, Kurfürst Friedrich Christian, erklärte sich zwar bereit, die polnische Krone anzunehmen, wenn sie ihm angetragen würde und die benachbarten Mächte es gern sähen, starb aber schon im December desselben Jahres, mit Hinterlassung eines minderjährigen Nachfolgers. Katharina konnte nun über die Wiederbesetzung des polnischen Throns nach Gutdünken entscheiden. Funfzehntausend Russen standen in Kurland; Graudenz wurde zur Beschützung russischer Vorräthe besetzt, und andere Heerhaufen betraten Polen, um, wie es hieß, auf einem kürzern Wege aus einer Provinz des weitläufigen russischen Reichs in eine andere zu ziehen, in der That aber, um den Willen der Kaiserin geltend zu machen. Die allgemeine Erschöpfung nach dem eben geendigten Kriege ließ von den übrigen Höfen keine großen Hindernisse erwarten. König Friedrich von Preußen aber bemühte sich damals um die Freundschaft der Kaiserin. Da er nach dem Hubertsburger Frieden ganz allein stand, während Oesterreich, Frankreich und Sachsen mit einander verbündet blieben, hielt er es für durchaus nothwendig, sich eng an Rußland anzuschließen. Lange arbeitete Oesterreich seinen Bemühungen entgegen, bis der Tod des Königs August und die Absicht

*) Nach dem Falle der Regentin Anna war Biron zwar aus Sibirien zurückgekehrt, durfte aber nicht nach Petersburg kommen, sondern ward nach Jaroslaw gewiesen, wo er über zwanzig Jahre, so lange Elisabeth lebte, mit seiner Familie zubrachte.

Katharina's, dem Stanislaus Poniatowski die polnische Krone zu verschaffen, dem Wunsche Friedrich's nach einem Bündnisse mit Rußland den Weg zur Erfüllung bahnte. Sobald er dieser Absicht gewiß war, befahl er seinem Gesandten in Warschau, den russischen in dieser Angelegenheit kräftigst zu unterstützen. Die Kaiserin gab nun den preußischen Anträgen Gehör, und am 11. April 1764 wurde ein Schutz- und Trutzbündniß auf acht Jahre zwischen Preußen und Rußland geschlossen, dem ein schon zwischen Friedrich und Peter III. projectirtes Bündniß zu Grunde lag. Beide Mächte verbürgten einander ihre Staaten, versprachen sich, im Fall sie angegriffen würden, gegenseitigen Beistand mit 12,000 Mann oder anstatt derselben mit 480,000 Reichsthalern Hülfsgelder; zugleich verabredeten sie in geheimen Artikeln die Wahl Poniatowski's, die Beschützung der Dissidenten und gemeinschaftliches Einschreiten, wenn es den Polen beikommen sollte, die Verfassung monarchischer oder die Königswürde erblich zu machen. Denn auch Friedrich nahm kein Interesse an der Erstarkung Polen's, da dieses, von der Zeit der Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum Preußen her, immer noch Ansprüche auf Ostpreußen nährte, während Friedrich vielmehr seinerseits auf das dem deutschen Orden durch Polen entrissene Westpreußen Anspruch erheben zu dürfen glaubte. Alsbald rückten zehntausend Russen in die Nähe von Warschau und eben so viele Preußen zeigten sich an der westlichen Grenze. Unter diesen Umständen wurde Poniatowski auf dem Wahltage zu Wola am 7. September 1764 zum Könige von Polen erwählt. Katharina hatte ihm geschrieben: „Ich schicke Kaiserlingk, meinen Gesandten, nach Polen, mit dem Befehl, Sie oder Adam Czartoryski zum Könige zu machen."

Stanislaus Poniatowski, aus einem durch Karl XII. emporgehobenen Hause, hatte sich, bei einem früheren Aufenthalte in Petersburg, durch einnehmende Schönheit und gesellige Bildung die Gunst Katharinen's, die damals noch Großfürstin war, verschafft. Indem sie nun, vom kaiserlichen Throne herab, ihn mit einer Königskrone belohnte, schien sie zärtlichen Erinnerungen zu genügen, während sie nur ehrgeizigen Absichten diente. Stanislaus besaß, bei allem Glanze seiner Bildung, nicht die Willensstärke, deren ein König von Polen bedurfte, wenn er zum Heile der Nation regieren sollte. Da er, mit Widerspruch eines großen Theils des Adels, unter dem Geklirre russischer Säbel und durch Hülfe russischen Geldes gewählt worden war, so mußte er bei derjenigen Macht, die ihn zum Throne erhoben hatte, auch seine Erhaltung suchen. Katharina war anfangs sehr bereitwillig für dieselbe einzustehen. Nach-

ziwill, der Einflußreichste in Litthauen, welcher Gewalt gegen Gewalt gesetzt, der Marschall Malachowski und der General Mokranowski, die den verfassungsmäßigen Einspruch gegen die Gültigkeit eines durch fremde Waffen umlagerten Reichs= und Wahltages eingelegt hatten, fanden nur in der Flucht zu den Türken, als den Gewährleistern der polnischen Wahlfreiheit, Rettung. Bald aber mußte der neue König selbst den russischen Einfluß schmerzlich empfinden.

Die beiden Brüder Czartoryski, Oheime des Königs, und mit den ersten Reichswürden bekleidet, strebten nämlich, durch Veränderung der bisherigen Verfassung Polen's, aus welcher dessen Ohnmacht entsprang, ein kräftigeres Königthum zu begründen. Zu dem Ende suchten sie die Groß=Kronämter, die, seit der öftern Zerreißung der Reichstage, in der Justiz, dem Kriegswesen, den Finanzen und der öffentlichen Polizei eben so viele wahrhafte Selbstherrscher bildeten, zu beseitigen, indem sie deren Geschäfte vier höchsten Behörden übertrugen. Vor Allem aber wünschten sie den Adel zum Aufgeben jenes unglückseligen Rechts zu bewegen, vermöge dessen jeder Einzelne durch seinen Einspruch alle Verhandlungen der gesetzgebenden Gewalt vernichten konnte.

Allein sobald die letztere Absicht kund ward, fanden sie nicht bloß bei Denen Widerstand, die das Gefühl ihres eigenmächtigen Willens höher als die Liebe zum Vaterlande schätzten, sondern auch besonders bei der Kaiserin Katharina. Sechstausend Russen näherten sich Warschau, als man auf dem Reichstage die Stimmenmehrheit behufs der Vermehrung des Heeres und der Festsetzung neuer Abgaben einführen wollte, und bedrohten die Güter Derjenigen, die für die Verfassungsänderung stimmen würden, mit Plünderung. Die russischen Soldaten erhielten sogar Befehl, in die Krongüter des Königs einzurücken, weil derselbe die Plane seiner Oheime billigte und beförderte.

So sah Stanislaus seine Krone von Derjenigen herabgewürdigt, die sie ihm verliehen, und der zu Ehren er am heiligen Katharinentage sich hatte krönen lassen. Der russische Gesandte, der stolze und schonungslose Repnin, der Nachfolger des schlauen und gewandten Kaiserlingk, war der eigentliche Machthaber; damit er es bliebe, bedurfte es der Vorwände, um die Nationalkraft Polen's an ihrer inneren Erstarkung zu hindern. Unglücklicher Weise bot dieser verderblichen Absicht die Unvernunft blinder Parteiwuth unter den Polen selber die Hand.

Die Dissidenten, d. h. die nicht unirten Griechen und die Protestanten, hatten in dem Jahrhundert der Reformation gleiche Rechte mit

den Katholiken in Polen besessen, dieselben aber seit den schwedischen Kriegen verloren, weil die Protestanten für Anhänger des Nationalfeindes galten; sie waren endlich im Jahre 1736 von allen öffentlichen Aemtern, auch von der Landbotenkammer, ausgeschlossen worden. Um ihre verlorenen Rechte wiederzuerlangen, wandten sie sich jetzt an die russische Kaiserin, die ihnen sogleich ihren Schutz versprach und von der polnischen Regierung die Erfüllung des Vertrags von Oliva und der darin den Dissidenten gewährten Rechte verlangte. Dänemark, Schweden und Großbritannien erhoben gleichfalls die Stimme für ihre Glaubensgenossen. Allein ohne Rücksicht auf diese Empfehlungen bestätigte der Reichstag, theils durch den Religionseifer des Bischofs Soltyk von Krakau, theils durch Abneigung gegen Rußland bestimmt, im November 1766 die früheren Verordnungen, und gestattete nur einige Erleichterungen des Gottesdienstes der Dissidenten.

Unbefriedigt dadurch und von Rußland aufgeregt, conföderirten sich dieselben alsbald mit anderen Mißvergnügten zu Radom. Umringt von russischen Waffen, wurde diese Conföderation ganz ein Werkzeug Repnin's. Er versetzte sie nach Warschau, und ließ hier einen Reichstag eröffnen, dem er unumwunden befahl, der Forderung seiner Kaiserin Folge zu leisten. Die Landboten, welche sich dieser gewaltsamen Einmischung einer fremden Macht widersetzten, die Bischöfe Soltyk und Zaluski, der Graf Rzewuski und Andere wurden im Oktober 1767 gefangen genommen und einige nach Sibirien geschickt. Durch diese Gewaltthat geschreckt, ertheilte der Reichstag den Dissidenten vollkommene Gleichheit der Rechte mit den Katholiken und Zutritt zu allen Ehrenstellen, nur nicht zum Thron; er genehmigte auch alle übrigen Forderungen Rußland's, durch welche die Gesetzlosigkeit in Polen und der Einfluß Rußland's erhalten werden sollte. Es klang wie Spott, daß das liberum veto von Neuem für das Grundgesetz der polnischen Verfassung erklärt und unter russische Gewährleistung gestellt wurde; aber Katharina erkannte in demselben das Mittel für ihren Zweck, nachdem durch ein enges Bündniß Polen ganz abhängig von Rußland gemacht war.

König Stanislaus, ohne Thatkraft und Haltung hin und her schwankend, spielte bei diesen Vorgängen die kläglichste Rolle. Den Zorn Katharinen's fürchtend und ihrem Willen sich beugend, erschien seine Zustimmung den Russen als werthlos, während die Polen, die sich von ihm aufgeopfert glaubten, ihn haßten und verachteten. In der That war er ein geistreicher, feingebildeter Hofmann, aber kein König für die

Sarmaten. Als die Landboten vor ihm erschienen, ihm die von den Russen geschehene Gefangennehmung ihrer angesehensten Männer klagend und trauernd zu berichten, fanden sie ihn an seinem Schreibtische, umgeben von Farbetöpfen, um das Muster zu einem Staatskleide am Jahrestage seiner Krönung zu entwerfen; und eine französische Schauspielergesellschaft war der Gegenstand seiner Sorgen, zu einer Zeit, wo das Vaterland in allgemeine Trauer versunken war. Diesen König vom Throne zu stoßen, wurde daher Entschluß Derer, welchen Vaterlandsliebe und Religionseifer kräftige Gesinnungen einflößten. Mehrere solcher Männer brachten, zu Anfang des Jahres 1768, zu Bar in Podolien eine Conföderation zusammen. Zwei Edelleute, Pulawski und Krasinski, waren die Haupturheber derselben; Fürst Radziwill, Graf Potocki und andere angesehene Große traten bei. Rechnend auf Hülfe von der Türkei und von Frankreich, ergriffen sie die Waffen gegen die russischen Heere, welche einen Theil Polen's besetzt hielten und mit denen der König seine Kronvölker vereinigte. Polen ward der Schauplatz eines Krieges, den alle Erscheinungen der zügellosesten Erbitterung begleiteten, den aber auch hin und wieder Züge einer trotzigen, von gerechtem Unwillen befeuerten Kraft veredelten.

Da die Conföderirten ihren Geldbedarf nur durch gewaltsame Maßregeln zusammenbringen konnten, benutzten Räuberbanden den Vorwand und verheerten das Land. Die Haydamaken oder zaporoger Kosaken, die auf den Inseln des Dniepers in Unabhängigkeit lebten, fielen in die Urkaine ein (1768 und 1769), ermordeten die Edelleute, und vermehrten die Gräuel des bürgerlichen Krieges. Eine furchtbare Pest, die in kurzer Zeit in Volhynien, Podolien und in der Ukraine ausgebrochen war, vollendete das Elend.

Im Ganzen befanden sich die Conföderirten im Nachtheil. Sie wurden in mehreren Gefechten geschlagen, und ihre Hauptplätze, Bar und Krakau, fielen in die Hände der Russen. Bei der gegenseitig aufgeregten Wuth ließen die russischen Generale die Gefangenen sehr grausam behandeln. So erschienen einst zu Warschau neun polnische Edelleute, denen auf Befehl des Generals Drewitz die Hände über dem Gelenke abgehauen waren. Die erwartete Hülfe von Außen zögerte. Oesterreich begnügte sich anfänglich mit der Rolle des Beobachters, und verließ die Polen ganz, als ihm Rußland und Preußen Aussichten zu Gewinn auf Polen's Unkosten eröffneten; Frankreich handelte nicht unmittelbar für sie, sondern bemühte sich nur, die Türken aufzuregen und zum Kriege gegen Rußland zu reizen. Das Letztere gelang endlich. Der

Sultan, Mustapha III., übernahm es, eines der ältesten Reiche der Christenheit gegen die christlichen Mächte zu vertheidigen, welche die Losung des europäischen Gleichgewichts zum Angelpunkte der christlichen Staatskunst und zum Vorwande aller selbstsüchtigen Begehrlichkeiten gemacht hatten, und erklärte im Oktober 1768 an Rußland den Krieg, weil russische Truppen die Conföderirten auf türkisches Gebiet verfolgt und daselbst Brand und Plünderung verübt hatten.

Hierdurch verbesserte sich Anfangs das Schicksal der Conföderation, die jetzt, von einem Grafen Pak geleitet, ihren Hauptsitz zu Eperies in Ungarn hatte. Rußland zeigte sich gemäßigter, und der neue Gesandte, Wolkonski, einen friedlichern Sinn. Endlich handelte auch Frankreich unmittelbar (1770). Es versprach den Polen einen monatlichen Beitrag von 6000 Ducaten, und sandte ihnen den nachmals so berühmt gewordenen Obersten Dumouriez nebst mehreren Officieren.

Die Conföderation erklärte nun den König Stanislaus im April 1770 seiner Würde verlustig und den Thron für erledigt. Drei Abgeordnete gingen nach Warschau, übergaben dem Könige bei einer öffentlichen Feierlichkeit in Form einer Bittschrift die Urkunde, wodurch er abgesetzt und vor das Gericht der Conföderation zur Verantwortung citirt ward, und verloren sich dann unter der Menge. Im Jahre darauf (1771) wurde sogar ein Versuch gemacht, sich seiner Person zu bemächtigen. Der kühne Pulawski hatte den Plan dazu entworfen. Als der König am Abend des 3. November von dem Landsitze eines Verwandten zurückkehrte, ward er in den Straßen von Warschau angefallen, gefangen genommen und eine weite Strecke durch einen dicken Wald geschleppt, aber durch eine Reihe glücklicher Umstände gerettet. Die Räuber plünderten und verließen ihn, und der letzte Anführer, Kosinski, wurde durch des Königs Beredtsamkeit gestimmt, ihn selbst in Sicherheit nach einer Mühle zu bringen, von wo er am andern Morgen nach Warschau zurückkam.

Dennoch konnte die Conföderation sich nicht behaupten. Die Türken führten ihren Krieg ohne Glück; mit dem Sturz des Ministers Choiseul endete auch der Eifer der französischen Regierung; Dumouriez erhielt weder Anweisungen noch Geld; bei Landskron von Suwarow geschlagen, entzweite er sich überdieß mit den Polen und verließ das Land. Oesterreich bezeigte sich gleichfalls feindlich gegen die Conföderation und vereinigte sich endlich mit Preußen und Rußland zu einem Schlage, der nicht allein die Conföderation, sondern das ganze polnische Reich traf. Der Gang des Türkenkrieges führte diese Wendung herbei.

4. Katharina im Kriege mit den Türken.

(1768—1772.)

Als Sultan Mustapha III. durch die Klagen und Bitten der conföderirten Polen und durch die Anregungen des französischen Hofes bewogen worden war, an Rußland den Krieg zu erklären, begann der Kampf türkischer Seits mit großen Erwartungen, die sich aber schlecht bewährten. Ungeschickte Führer und zuchtlose Heere brachten den Türken fortwährendes Unglück; hierzu kam die Geneigtheit, welche die durch das ganze Reich zerstreuten Griechen den Russen bezeigten, und der Beistand, den sie ihnen bei mehreren Gelegenheiten leisteten; endlich der Umstand, daß die Tataren, sonst die Vorfechter der Türken, zu diesem Kriege kein Herz hatten, und aus unzeitiger Liebe zur Ruhe den trügerischen Künsten der Russen sich hingaben, besonders seitdem ihr Chan Kirim Gerai, den ein türkischer Geschichtschreiber den letzten Helden der Tataren nennt, gestorben war, als er eben in Begriff stand, den Russen zuvorzukommen und den Krieg in ihr Gebiet zu spielen. Sein Tod hatte die Folge, daß das russische Heer sich der Festung Choczim nähern konnte. Denn wiewohl die Türken den Krieg schon 1768 erklärt hatten, rückte doch ihr Hauptheer erst im März 1769 langsam heran, unter Anführung eines Großvezirs, der geschickter zu Verwaltungsgeschäften als zur Kriegführung war. Zwar hatte der erste Feldzug für die Russen keinen größeren Erfolg, als die Einnahme der verlassenen Festung Choczim. Im folgenden Jahre jedoch, 1770, eroberte Romanzow, Galitzin's Nachfolger im Commando, nach dem Siege am Pruth (am 18. Juli) die Moldau, und nach dem noch größeren Siege am Kagul (am 1. August) die Wallachei. Acht Wochen später, am 27. September, ward die Festung Bender unter Anführung Panin's von den Russen erstürmt.

Unterdeß war aus den Häfen des baltischen Meeres eine russische Flotte ausgelaufen, um nach dem Mittelmeere zu schiffen, und daselbst einen Aufstand der Griechen gegen ihre tyrannischen Oberherren zu bewirken. Im Rathe der Kaiserin hatte über diesen Plan großer Zwiespalt geherrscht. Mehrere stellten vor, daß das Landheer die Griechen nicht unterstützen könne, und daß man diese dem äußersten Unglück Preis geben werde; sie hätten es daher vorgezogen, die unter türkischer Herrschaft stehenden Tataren zur Empörung zu bringen. Allein Gregor Orlow, damals noch Katharinen's öffentlicher Liebling, war für das griechische Project, bei welchem auch seine Brüder eine große Rolle spielten.

Ein gewisser Papaz Ogli aus Larissa, einst Orlow's Kriegsgenosse bei der Artillerie, hatte ihm zuerst dasselbe als ausführbar entwickelt, und schon vor dem Ausbruche des Krieges sich dafür thätig bewiesen. Im Jahre 1766 hatte sich Papaz Ogli nach dem Peloponnes begeben, und besonders bei den Mainotten verweilt; man hatte mit großer Freigebigkeit den griechischen Kirchen Geschenke gemacht; mehrere junge Russen hatten sich in Malta niedergelassen, um die Küsten des mittelländischen Meeres zu erforschen; Alexius und Theodor Orlow, von denen der Letztere den ehrgeizigen Absichten seines Bruders Begeisterung für das Alterthum beigesellte, hatten Italien durchreist, um in den Seestädten, wo der Handel eine Menge von Griechen hingezogen hatte, diesem Volke durch Glanz und Geld als sichere Bürgen der Hoffnungen und Versprechungen, welche Rußland machte, zu erscheinen.

In Livorno ging Alexius Orlow, der die russische Seemacht befehligen sollte, an Bord der Flotte. Diese war in England, das dafür seinen abgelaufenen Handelsvertrag zu erneuern hoffte, ausgebessert worden, und hatte dann in Port Mahon überwintert. Als sie 1770 in den östlichen Gewässern des Mittelmeers erschien, erhoben sich die Griechen im Peloponnes verabredetermaßen gegen die Türken. Allein ihre Hoffnungen wurden grausam getäuscht. Die Russen brachten eine zu geringe Landmacht, und Muschin Zade Pascha, ehemaliger Großvezir, der beim Ausbruche des Krieges abgesetzt worden war, weil er nicht für denselben gestimmt hatte, traf als Statthalter von Morea so gute Anstalten, daß die Türken mehr Widerstand leisteten, als man erwartet hatte. Wiewohl daher zwei, aus griechischen Bauern gebildete Heerhaufen Misitra eroberten und ihrer Rache gegen die Türken freien Lauf ließen, auch in Misitra schon die neue Verwaltungsbehörde gebildet werden sollte, war doch der Jubel nur von kurzer Dauer.

Zahlreiche Schaaren von Albanesern rückten in den Peloponnes ein, und nun wurden die Griechen in allen Städten und Dörfern niedergemetzelt. Patras und Tripolitza waren besonders Schauplätze dieser wüthenden Rachsucht der Türken. In der letzteren Stadt wurden mehr denn 3000 Griechen von jedem Alter und Geschlecht gemordet. Das Hauptheer, aus Russen, Mainotten und Montenegrinern bestehend, gewährte aus Schuld ungeschickter Führung keine Hülfe. Alexius Orlow, der bei Absetzung und Ermordung Peter's III. die Hauptrolle gespielt hatte, zeigte weder Muth noch Talent bei der ruhmwürdigen Unternehmung, durch die er jene Frevel hätte in Vergessenheit stellen können. Nachdem er eine

Zeit lang die Belagerung von Koron geleitet hatte, hob er dieselbe auf und zog sich nach dem Hafen Navarino.

Viele Griechen suchten nun daselbst Zuflucht; aber ihr angeblicher Befreier versagte sie ihnen. Bald darauf verließ er sowohl diesen Ort als die ganze Halbinsel. Nun erreichte das Unglück der Griechen erst den höchsten Grad. Alle, die an der Landung nahen oder entfernten Antheil gehabt hatten, büßten mit ihrem Leben oder ihrem Vermögen; die Albaneser aber befriedigten in vollem Maaße ihre Raub- und Mordlust. Große Strecken im Peloponnes wurden mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt; doch rettete sich der Kern der Bevölkerung in die Gebirge, aus denen sie einige Jahre nachher wieder hervorkamen und die Albaneser, welche die Pforte selbst wieder loswerden wollte, vertrieben. Uebrigens war bei der letztern ernstlich darüber berathschlagt worden, ob es nicht besser sei, alle Griechen im Reiche niederzumetzeln. So unglücklich endigte der Versuch, Griechenland durch russische Hülfe zu befreien.

Die Russen eilten, nachdem sie ihre beiden Geschwader unter Spiridow und Elphinstone vereinigt hatten, die Schmach dieser Landung in den Fluthen abzuwaschen. Sie suchten die türkische Flotte auf, und bei Scio geschah am 5. Juli 1770 eine Schlacht. Die beiden Admiralschiffe, des Kapudan Pascha und des Spiridow, geriethen vorzüglich an einander; das türkische Schiff, von den Russen in Brand gesetzt, sprang in die Luft, aber es riß auch das russische Schiff mit in die Höhe. Nur die beiden Admirale und einige Officiere, unter denen sich auch Theodor Orlow befand, wurden gerettet. Als Schrecken und Nacht das Treffen getrennt hatten, flüchteten sich die Türken in die enge und verschlammte Bai von Tschesme. Diesen Fehler benutzten die Russen. Admiral Elphinstone legte sich vor den Eingang der Bai, und von dem Contre-Admiral Greigh, der dem Alexius Orlow zugegeben war, unterstützt, rückte der Lieutenant Dugdale, auch ein Engländer, die folgende Nacht mit Brandern auf die türkische Flotte los, knüpfte trotz des feindlichen Feuers einen Brander an ein türkisches Schiff, stürzte sich dann mit verbrannten Händen, Gesicht und Haaren in's Meer und schwamm zu den Seinen zurück.

Alle türkischen Schiffe wurden ein Raub des Feuers, welches von 1 Uhr nach Mitternacht bis um 6 Uhr Morgens wüthete. Das Schauspiel war furchtbar, das Getöse davon hörte man bis in Athen, in Smyrna bebte die Erde, und die russischen Schiffe, in einiger Entfernung Zeugen dieses Anblicks, wurden wie von einem heftigen Sturme hin und her getrieben. Die türkische Mannschaft rettete sich durch Schwimmen und auf Schaluppen an die Küste von Asien, wo sie alle Griechen, die ihr auf-

stießen, ermordete, und in wilder Wuth Städte und Flecken in Brand steckte. Die erschrockenen Consuln der Franken in Smyrna schickten an Orlow mit der Bitte, daß er nur die Stadt nicht angreifen möchte, weil die bloße Erscheinung seiner Flotte das Zeichen zu einer allgemeinen Plünderung und Niedermetzelung aller Christen werden würde*).

So groß war die Wuth über den erlittenen Verlust; nicht geringer darüber war der Schrecken in Konstantinopel. Baron Tott, aus einer ungarischen Familie, und von Frankreich geschickt, die Türken in der Geschütz- und überhaupt in der neueren Kriegskunst zu unterweisen, aber von der Eifersucht oder den Vorurtheilen derselben immer in seinen Absichten und seinem Wirken gehemmt, erhielt nun Vertrauen. Die Stückgießereien und die Geschützschulen kamen in Thätigkeit, vor Allem aber wurden die Dardanellen in einen bessern Stand gesetzt, weil man mit jedem Augenblicke den Durchzug der russischen Flotte erwartete. Die Engländer auf der russischen Flotte bestanden auch darauf; allein Orlow widersetzte sich, entweder aus Eifersucht, oder aus Mangel an Kühnheit, oder aus Rücksicht auf den schlechten Zustand der Schiffe, auf denen viele Kranke und Verwundete, und nur noch wenige Russen waren, so daß die Mannschaft meist aus frisch aufgerafften Griechen, Mainotten und anderen Contingenten bestand.

Elphinstone, welcher der Kaiserin versprochen hatte, die Dardanellen zu durchbrechen, ging, um wenigstens die Möglichkeit zu zeigen, mit seinem Fahrzeuge in die Meerenge, ohne daß ihm die übrigen russischen Schiffe folgten, warf ruhig seine Anker, ließ seine Trompeter blasen, trank eine Tasse Thee, und eilte mit Hülfe der Fluth wieder zurück. Er verließ bald darauf die russische Flotte, unzufrieden und unbelohnt; der verdienstlose Orlow dagegen erhielt zum Andenken des Sieges, der weniger durch ihn als trotz seiner errungen worden, den Beinamen Tschesmenskoi, und wurde in Petersburg, wohin er ging, um der Kaiserin persönlich Vorschläge zu neuen und erweiterten Entwürfen zu machen, mit den größten Ehrenbezeigungen überhäuft; ja Katharina ermächtigte ihn, mit der ihm untergebenen Flotte jede Unternehmung zu wagen, ohne jemals eine Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen.

Von einer neuen Seite nämlich, von Aegypten aus, eröffnete sich jetzt eine Aussicht, dem türkischen Reiche beizukommen. Ali Bey, ein Geor-

*) Orlow ließ von Hackert vier Bilder malen, welche diese furchtbare Begebenheit in vier verschiedenen Augenblicken darstellen; um der Phantasie zu Hülfe zu kommen, wurde auf der Rhede von Livorno vor den Augen des Malers ein Kriegsschiff in die Luft gesprengt.

gier von Geburt, war eines der Mamelucken-Häupter, welchen damals die Herrschaft über Aegypten unter der Aufsicht des Statthalters der Pforte gehörte. Er hatte aber bald die übrigen Beys aus dem Wege zu räumen oder zu unterdrücken gewußt, den türkischen Pascha vertrieben, dem Sultan den Gehorsam aufgekündigt und sich ganz Aegypten unterworfen. Damit nicht zufrieden, drang er auch in Palästina ein, bemächtigte sich verschiedener Plätze in Syrien und eroberte (im Mai 1771) Damaskus.

Die Pforte, schon allzusehr mit dem Kriege gegen die Russen beschäftigt, konnte nur mit geringem Nachdrucke gegen ihn handeln. Ali Bey suchte diesen Vortheil für sich zu vergrößern, indem er unmittelbar mit den Russen in Verbindung trat. Er versprach, keine Zufuhr nach Konstantinopel gehen zu lassen, und forderte von der russischen Flotte Unterstützung. Diese ward ihm gewährt. Russische Schiffe halfen Jaffa belagern, und im Sommer des Jahres 1772 erschien ein russisches Geschwader vor Damiette. Allein mitten unter diesen glücklichen Aussichten ward Ali von seinem Schwiegersohn, Ebu Seheb, aus Cairo vertrieben, und im Mai des folgenden Jahres von dessen Söldnern gefangen; drei Tage darauf starb er, an Gift oder an seinen Wunden.

Die russische Flotte mußte nun von Damiette unverrichteter Sache abziehen. Aber auch an anderen Orten richtete sie nichts Bedeutendes aus. Candia ward vergebens belagert, von Lemnos wurden die Russen durch ein kühnes und glückliches Unternehmen eines türkischen Heerführers wieder vertrieben, und am Ende war Paros die einzige Insel, die sie im Archipelagus besetzt hielten.

Der Landkrieg ermattete auch seit den großen Hauptschlägen des Jahres 1770. An der Donau ward ein bloßer Vertheidigungskrieg geführt. Dafür gelang es den Russen unter Dolgorucky im Jahre 1771 die Halbinsel Krim, die damals genau drei Jahrhunderte den osmanischen Kaisern unterthan war, zu erobern und durch kluge Beredung der tatarischen Oberhäupter die Unterwerfung derselben unter russische Hoheit zu bewerkstelligen. Bis dahin hatte der Sultan in Konstantinopel als der eigentliche Landesherr den jedesmaligen Chan als seinen Vasallen eingesetzt und zugleich als Chalif die Mufti's und Kadi's in der Krim bestellt. Nunmehr ging ein von den Russen eingesetzter Chan nach Petersburg, der Kaiserin seine Huldigung darzubringen.

5. Die erste Theilung Polens*).
(1772.)

Die großen Fortschritte Rußland's beunruhigten alle Mächte, und auch den Bundesgenossen Katharinen's, den König von Preußen. Er hatte, kraft seines Bündnisses, die Hülfsgelder für das erste Jahr gezahlt; aber sein Wille war doch nicht, das schon so furchtbare Rußland noch mächtiger zu machen, um am Ende, wie Polen, Gesetze von ihm annehmen zu müssen. Ein Gegengewicht schien noth, und dies fand sich in Oesterreich. Joseph II., Theresien's Sohn, seit 1765, wo Franz I. gestorben war, römisch-deutscher Kaiser, hatte längst gewünscht, Friedrich einmal von Angesicht zu sehen. Jetzt ward zwischen Beiden eine Zusammenkunft zu Neiße auf den 25. August 1769 verabredet. Die Monarchen begegneten einander mit der größten Hochachtung und Vertraulichkeit. Joseph gestand freudig: „Nun sehe er seine Wünsche erfüllt, da er die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen." Friedrich, der in seinen Schriften vor allem an dem jungen Fürsten die natürliche Freimüthigkeit, den liebenswürdigen Charakter und die große Lebhaftigkeit rühmt, erklärte seinerseits: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an; denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben." Der Kaiser versetzte: „für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." Hierauf deutete er an: daß er freilich, so lange seine Mutter lebe, keinen großen Einfluß zu erlangen sich schmeicheln dürfe; doch erklärte er in Bezug auf die damalige Sachlage: weder er noch seine Mutter würden je zugeben, daß die Russen im Besitz der Wallachei und Moldau blieben. Am 28. August unterzeichneten sie einen geheimen Vertrag, kraft dessen sie sich verpflichteten, den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden mit aller Treue zu erhalten, und auch, wenn andere nicht vorherzusehende Unruhen dazu

*) Vgl. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit, 2. Aufl. Bd. I. S. 156 ff. Häusser, Deutsche Gesch. 2. Aufl. Bd. I. S. 137. ff. Herrmann, Gesch. des russ. Staats, Bd. V. S. 355 ff. S. 508 ff. Bd. VI. S. 1. f. S. 103 ff. Schlözer, Fried. d. G. u. Kath. d. Zweite, 1859. Smitt, Fréd. II. Cathérine et le partage de la Pologne, 1861. Waitz, Preußen und die erste polnische Theilung, in Sybel's hist. Zeitsch. Bd. III. S. 1 ff. u. Bd. VI. S. 1. ff. Précis de la carrière diplom. du comte de Hertzberg, in Ad. Schmidt's Zeitsch. f. Gesch. Bd. I. S. 20 f. Preuß, Friedr. d. Gr. Bd. VI. S. 3 ff. Wir stimmen am meisten mit den drei Erstgenannten überein.

kämen, die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen zu beobachten.

Im nächsten Jahre hielten die österreichischen Truppen ein Lustlager bei Neustadt in Mähren, und hier machte Friedrich dem jungen Kaiser am 3. September einen Gegenbesuch. Er ging in der Artigkeit dabei so weit, daß er in österreichischer Uniform erschien, und — was dem Kaiser noch weit mehr schmeicheln mußte — er gab ihm vollständige Rechenschaft von Allem, was er mit dem gleichfalls anwesenden Minister Kaunitz verhandelt hatte, eine Aufmerksamkeit, deren Joseph zu Wien nicht gewohnt war. Am zweiten Tage dieser Zusammenkunft traf ein Eilbote aus Constantinopel ein, mit der Bitte des geängsteten Großherrn an Preußen und Oesterreich, die Vermittelung des Friedens mit Rußland zu übernehmen. Es geschah; aber als Siegerin erhob Katharina ungeheure Forderungen, und die Vorstellungen, welche Friedrich dagegen machte, blieben fruchtlos. Oesterreich, welches die Moldau und Wallachei durchaus nicht in den Besitz Rußland's kommen lassen wollte, zog ein Heer zusammen, und ließ auch in Polen Truppen einrücken, um die zipser Gespanschaft zu besetzen, weil diese, im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts durch Verpfändung an Polen gekommen, in früheren Zeiten zu Ungarn gehört hatte. Noch mehr, es unterhandelte mit den Türken über ein Bündniß. So schien ein großer europäischer Krieg dem Ausbruche nahe.

Um diese Zeit kam der Prinz Heinrich, des Königs von Preußen Bruder, nach Petersburg (Oct. 1770). Dieser kluge Fürst wußte sich durch sein geschicktes Betragen das Vertrauen der Kaiserin in hohem Grade zu erwerben. Einst sagte ihm Katharina im Unwillen über Oesterreich's Verfahren: „es scheint, daß man in Polen sich nur zu bücken braucht, um etwas fortzunehmen; wenn der Wiener Hof Polen zersplittern will, so haben die anderen Nachbarn ein Recht, dasselbe zu thun.“ Diesen Gedanken einer Theilung Polen's ergriff der Prinz; er sah darin ein Mittel, alle Schwierigkeiten zu lösen, und gab davon, mit Katharinen's Vorwissen, seinem Bruder Kunde, der alsbald mit Eifer darauf einging.

Bei den verrotteten Zuständen Polen's, bei der unverbesserlichen Junker- und Priesterherrschaft und bei ihrem völligen Mangel an nationalem Patriotismus, war die Idee einer Theilung des Landes schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in und außerhalb Polen's genährt worden. Der schwedische Diplomat, Graf Schlippenbach, schlug 1658 den Höfen von Wien, Berlin und Stockholm eine Beilegung ihrer

polnischen Streitigkeiten, eine Theilung des Landes, das sie veranlaßt, und eine Allianz vor, um sich gegenseitig in ihren Aneignungen zu behaupten. Wohl mit Rücksicht auf dieses geheime Project, aber ohne es zu erwähnen, sagte König Johann Kasimir 1661 in einer Reichstagsrede mit Zuversicht voraus, daß Polen bei seiner Anarchie einst seinen Nachbarn als Beute verfallen werde*). Auch zur Zeit, da die spanische Monarchie getheilt ward (1714), war unter den östlichen Gewalten viel davon die Rede gewesen, nun die polnischen Lande ebenfalls zu theilen. König August II. selbst, indem er daran dachte seine Würde erblich zu machen, ging, um die Eifersucht der Mächte zu beschwichtigen, mit einer Theilung des Reiches um. Ueberhaupt war diese unsittliche Art der Politik, die aus habsüchtigem Egoismus mit den Interessen der Nationen Schacher trieb und mit allen Mitteln und Künsten nur auf Vergrößerung des Besitzes bedacht war, leider keineswegs eine neue und unerhörte, sondern eine sehr alte und in den neueren Jahrhunderten von allen Mächten rücksichtslos geübte. Wie viele Theilungen hatten nicht Italien und Deutschland erlitten! Es war noch neuerdings einer Theilung beider gleichgekommen, als 1735 Frankreich unter der Firma des Polenkönigs Leszinsky das deutsche Reichsland Lothringen, und Oesterreich unter der Firma des Hauses Lothringen das italienische Toscana sich aneignete. Nur hatte der Länderraub bisher meist in beschönigenden Ausdrücken wie Tausch, Entschädigung, Reunion u. s. w. eine Bemäntelung gesucht und gefunden.

Friedrich wünschte allerdings im Interesse seiner eigenen Staaten keine Erstarkung, sondern eher eine Auflösung Polen's, die ihm eine Abrundung jener, militärisch gesichertere Grenzen und vor allem eine Aufhebung der räumlichen Isolirung seiner königlichen Provinz Preußen verhieß. Er hatte den Gedanken einer Erwerbung Westpreußen's seit Jahren mit sich herumgetragen, ja schon als Kronprinz dieselbe im Interesse der preußischen Staaten für nothwendig erklärt. Es erschien ihm in der That als eine Lebensfrage für Preußen, sich den Besitz des untern Weichselgebietes, der Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen, zu sichern. Ja die Wiedervereinigung des von Polen dem deutschen Orden in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts entrissenen Westpreußen's mit dem deutsch gebliebenen Ostpreußen durfte als ein deutschnationales und zugleich als ein protestantisches Interesse erscheinen, als

---

*) Vgl. Rulhière, révolutions de Pologne, 4. éd. complétée p. Ostrowski, Paris 1862. T. I. p. 42 f.

die Wiederbefreiung einer Million Deutscher von einer verhaßten drückenden Fremdherrschaft, zu der sie durch Sprache, Religion und Gesittung in einem schroffen Gegensatz standen. Dazu kam für Friedrich eine andere Erwägung. Niemand war so durchdrungen, wie er, von der Ueberzeugung, daß die unaufhaltsame Anschwellung der russischen Macht nicht nur Preußen und Deutschland, sondern ganz Europa mit den größten Gefahren bedrohe; als das einzige Rettungsmittel erschien ihm eine mit der Zeit sich bildende Ligue aller bedeutenden Souveräne, um sich gemeinsam dem gefährlichen Andrange entgegenzustellen. Und nun sah er diese Macht gleichzeitig die Hand nach der Türkei und nach Polen ausstrecken, um beide zu verschlingen. Eine vollständige Zerrüttung des sogenannten europäischen Gleichgewichtes stand in Aussicht, und ein allgemeiner Krieg ohne Erfolg. Denn Frankreich und England waren in Unthätigkeit und Schwäche versunken; Oesterreich in seiner Politik unberechenbar und mehr nach der Seite der Türkei gewandt; er selbst, durch die früheren Kriege furchtbar erschöpft und von allen Seiten angefeindet, fühlte sich physisch außer Stande, die Ueberfluthung Polen's durch die russische Herrschaft, die Einverleibung desselben in das russische Reich oder die Vereinigung der polnischen Krone mit der russischen zu verhindern. Und doch würden in diesem Falle seine eigenen Staaten auf Tod und Leben gefährdet, und vor allem Ostpreußen mit fast unvermeidlichem Untergange bedroht gewesen sein. Eben um solcher Eventualitäten willen hatte er in früheren Jahren für die „Aufrechterhaltung der polnischen Verfassung und ihrer Grundgesetze" gewirkt, eine Clausel, die ihn nicht minder vor den Uebergriffen Rußland's, wie vor dem Andrange eines starken Polen's, sicher stellen sollte. Daher entschloß er sich jetzt, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen, und durch eigene Theilnahme an der russischen Politik diese selbst zu lähmen. Nur auf diese Weise glaubte er die Verschlingung des gesammten Polen's durch Rußland verhindern, das Gleichgewicht der östlichen Mächte erhalten, die Gefahr eines allgemeinen Krieges beseitigen, und dabei zugleich sich selbst einen längst erwünschten territorialen Zuwachs verschaffen zu können. Das waren die Gründe, weshalb er die nun der Theilung günstige Stimmung in Petersburg mit Freuden begrüßte und mit Eifer nährte.

Der österreichische Hof wurde von Preußen, während Rußland noch schwieg, zur Theilnahme eingeladen; doch Maria Theresia wollte anfangs von einer Theilung Polen's nichts hören; ihr Minister Kaunitz erklärte vielmehr, die österreichischen Truppen sollten sogleich aus diesem Lande zurückgerufen werden, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurück-

zögen. Rußland aber wollte das Pfand oder den Ersatz für die beabsichtigte Vergrößerung durch türkische Provinzen, dessen es sich durch die Besetzung Polen's versichert hatte, nicht aus der Hand geben. Dem österreichischen Kabinet wiederum war die Vorstellung, anstatt der Türken die Russen in der Moldau und Wallachei zu Nachbarn zu bekommen, so unerträglich, daß es entschlossen schien, wenn kein anderer Ausweg dies zu verhindern übrig bliebe, zu den Waffen zu greifen. Am 6. Juli 1771 schloß es einen geheimen Vertrag mit der Pforte ab, worin es versprach, gegen Ueberlassung der kleinen Wallachei Rußland zur Herausgabe aller Eroberungen, sowie zur Räumung Polen's, zu zwingen. Für den Fall des Krieges suchte Kaunitz den König von Preußen zur Neutralität zu bewegen. Aber dieser sah wohl ein, wie viel er, wenn er in solcher Lage den müßigen Zuschauer abgeben wollte, von seinem Ansehen einbüßen würde. Wiewohl er im Geheimen ebenfalls zu Gunsten der Pforte wirkte und nur widerwillig den Verpflichtungen seines Bündnisses mit Katharina nachkam, zeigte er sich doch entschlossen, sie zu unterstützen, und wurde nunmehr mit ihr über die Stücke von Polen, die Beide sich aneignen wollten, einig. Erst nach Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten kam man dahin; denn Rußland hatte für sich sehr viel gefordert, den Antheil des Königs dagegen vermindern und besonders Danzig ihm nicht zugestehen wollen.

Endlich, am 17. Februar 1772, wurde die geheime Uebereinkunft zwischen dem berliner und dem petersburger Hofe wegen der Theilung unterzeichnet. Rußland sollte alles Land zwischen der Düna, der Drutsch und dem Dnieper bekommen; Preußen das im Thorner Frieden (1466) von dem deutschen Ritterorden an Polen abgetretene Polnisch-Preußen (Westpreußen), mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und einen Strich Landes von Großpolen (den Netzdistrict) nebst dem von Ostpreußen umschlossenen Bisthum Ermeland. Friedrich und Katharina verbürgten einander das Ihrige, und verstärkten ihr zeitheriges Schutz- und Trutzbündniß durch neue Bestimmungen.

Zu derselben Zeit gab der österreichische Hof den bisherigen Widerstand gegen die Theilung auf, nachdem Rußland ihm darüber Eröffnungen gemacht und zugleich (Dec. 1771) auf die Moldau und Wallachei verzichtet hatte. Im Grunde war Kaunitz längst entschlossen gewesen, auf die Theilung Polen's einzugehen; er hatte nur deshalb Widerstand geleistet, um einmal und vor allem in der türkischen Frage Rußland zum Weichen zu bringen, und dann um zugleich das Gehässige des Actes ganz auf Preußen und Rußland zurückfallen zu lassen; er er-

wartete eben nur jenen Verzicht des letzteren und dessen Einladung zum Beitritt, um sofort seine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben*). Denn er sowohl wie Joseph konnten doch nicht dem Reize widerstehen, die auf Abhaltung Rußland's von den türkischen Provinzen gerichtete Aufgabe ihrer Politik dadurch zu erreichen, daß Oesterreich selbst eine Länderstrecke von dem Umfange eines Königreichs gewann. Maria Theresia schrieb zwar ihrem Kanzler: „Es thue ihr leid, um ein lumpiges Stück von Polen Ehre und Reputation bei der Mit= und Nachwelt in die Schanze zu schlagen;" doch setzte sie hinzu, daß „sie allein nicht das zu hindern vermöge, was so viele kluge und weise Männer für gut und recht hielten." Und so wurden denn schon am 19. Februar und am 4. März 1772 besondere Verträge zwischen Preußen und Oesterreich sowie zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, die den Frieden und die Theilung sicherten. Ja Oesterreich ging von seiner anfänglichen Weigerung nunmehr zu unmäßigen Forderungen über, und erst nach manchen Weitläufigkeiten und Zwistigkeiten begnügte es sich mit dem Lande, welches fortan Galizien und Lodomirien genannt wurde.

Am 5. August 1772 ward der gemeinsame Theilungsvertrag von allen drei Mächten zu Petersburg unterzeichnet, nachdem jede von ihnen ihre Ansprüche schon thatsächlich geltend gemacht hatte. Der König von Polen sollte jetzt von den gefaßten Beschlüssen förmlich in Kenntniß gesetzt, ein Reichstag in Warschau ausgeschrieben, und die Republik zur Einwilligung in die Abtretung der besetzten Provinzen bewogen werden. Jede der drei Mächte ließ ein Manifest drucken, in welchem sie ihre Ansprüche an das Weggenommene dem Publicum vorlegte. Anfangs zeigten jedoch die Polen gerechten Trotz. Kein Landbote wollte nach Warschau kommen. Da drohte der wiener Hof, wenn sie sich nicht an einem bestimmten Tage einfänden, so würden die drei Mächte das ganze Land unter sich theilen. Zugleich rückten von jeder Macht zehntausend Mann in der Richtung auf Warschau vor; dabei wurde versprochen, diese Truppen zurückzuziehen, wenn die Polen sich in Güte fügten. Widerstand war unmöglich, und so erschienen die Landboten mit verhaltenem Unwillen und Zorn. Am 19. April 1773 ward der Reichstag eröffnet, und im September der Abtretungsvergleich unterzeichnet. Im folgenden Jahre (1774) kam nun auch der Friede zwischen Russen und Türken zu Stande.

---

*) Vergl. Dohm, Denkwürdigkeiten Th. I. Beil. A. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 629 ff. S. 518. Waitz, a. a. O. Bd. VI. S. 8 f.

Es fehlte übrigens noch viel, daß die polnischen Angelegenheiten ganz beendigt gewesen wären. Die drei Mächte mischten sich alsbald auch in die inneren Angelegenheiten des gewaltthätig eingedämmten Reiches; und bei dem Abstecken der neuen Grenzen rückte jede Macht eine gute Strecke weiter hinaus, als gebilligt worden war, während sie sich ihrerseits über die Anmaßungen der Anderen beschwerte. Auch hier kam es vorzüglich auf Friedrich's Rechnung, daß die bereits wieder auflodernde Gluth der Eifersucht noch zu rechter Zeit, wiewohl erst nach Jahren, gelöscht ward. Durch den Theilungsakt wurde Rußland um 2200, Oesterreich um 1500, Preußen um 630 Quadratmeilen vergrößert. Wie Friedrich der Große den geringeren Zuwachs erwarb, so traf ihn auch in Wahrheit der geringere Vorwurf; denn seine Stellung allein war eine wirklich gefährdete, sein Ziel und Anspruch in der geschichtlichen Vergangenheit am meisten begründet, und die Verfolgung desselben im Interesse Preußen's und Deutschland's an sich sogar ein Recht, eine Pflicht und ein Verdienst; beklagenswerth waren nur die besonderen Umstände, unter denen, und die besonderen Mittel, womit er das Ziel schließlich verfolgen zu müssen oder zu dürfen glaubte. Dennoch fiel auf ihn der größte Antheil an dem Gehässigen der That, worüber er, der öffentlichen Meinung gegenüber, sich bitter, wiewohl vergeblich beschwerte *).

Denn überall in Europa machten die Vorgänge in Polen einen tiefen Eindruck und erweckte für dasselbe eine größere Theilnahme, als es je besessen und bei seiner inneren Entartung verdient hatte. Werden sich doch immer für gewaltsam unterdrückte Völker Sympathien regen, wie sehr sie auch selbst ihr Schicksal verschuldet haben mögen! Unzweifelhaft war die Theilung Polen's ein Akt des Länderraubes, wie er nur allzuoft, und noch neuerdings von Ludwig XIV. und anderen Fürsten geübt worden; wenn sie nicht so leicht verschmerzt und strenger verurtheilt wurde wie ähnliche Akte früherer Zeiten, so beweist dies vor allem, wie sehr inzwischen die sittliche Bildung solchen Thaten der Poli=

---

*) Am 9. October 1773 schrieb Friedrich an Voltaire: Je sais que l'Europe croit assez généralement, que le partage qu'on a fait de la Pologne est une suite des manigances qu'on m'attribue; cependant rien n'est plus faux. Après avoir proposé vainement des tempéramens différens, il fallut recourir à ce partage, comme à l'unique moyen d'éviter une guerre générale. Les apparences sont trompeuses, et le public ne juge que par elles. Ce que je vous dis est aussi vrai que la 48. proposition d'Euclide.

tik gegenüber vorgeschritten war. In Einer Beziehung gestaltete sich für die Polen selbst die bittere äußere Erfahrung zu einem Förderniß: sie stachelte endlich zur innern Selbsterkenntniß auf. Denn seitdem erst wurde den Polen ihre allzulange Selbstverblendung allmählig klar; nun erst keimte in ihnen das Bewußtsein, daß sie in ihren Staatseinrichtungen um Jahrhunderte zurückgeblieben, daß sie mitten in einem Systeme von centralisirten Staatskörpern durch ihre inneren Zerwürfnisse sich selbst der völligen Ohnmacht nach außen preisgegeben; und nun erst begann neben dem wuchernden Erbe des Eigennutzes und der Parteisucht ein opferfähiger nationaler Patriotismus zu reifen. Freilich allzuspät und allzulangsam, um die rasch hereinbrechenden Consequenzen der ersten Theilung mit Erfolg abzuwehren.

---

6. Fortgang und Ende des Krieges Katharina's II. mit der Pforte.

(1772—1774.)

Durch ihre Verluste erschreckt und über die Theilung Polen's betroffen, wünschte die Pforte den Krieg zu endigen, und forderte den preußischen und österreichischen Hof zur Vermittelung auf. Der letztere, nachdem er die Zurückgabe der Moldau und Wallachei durchgesetzt und sich mit Rußland über Polen geeinigt hatte, war nur noch bedacht, sich seinen weitergehenden Verpflichtungen gegen die Pforte zu entziehen, indem er sie zum Frieden drängte. Es wurde auch wirklich, nach dem Abschluß eines Waffenstillstandes (10. Juni 1772), eine Unterhandlung zu Fokschani eröffnet und zu Bukarest fortgesetzt, in deren Folge der Waffenstillstand bis zum 1. April 1773 verlängert ward. Russischer Seits erschien Gregor Orlow mit dem Glanze eines unabhängigen Fürsten. Er verwarf sogleich im Namen seiner Kaiserin alle vermittelnde Einmischung fremder Mächte, und stellte die Unabhängigkeit der Krim als erste vorläufige Bedingung auf. Da sich indeß die Pforte beharrlich dagegen sträubte, so zerschlugen sich die Conferenzen ohne Resultat.

Die Russen zogen, nachdem die Unterhandlung abgebrochen und der Waffenstillstand abgelaufen war, abermals über die Donau; Romanzow griff Silistria an, wurde aber von den Türken geschlagen und mit großem Verlust zurückgetrieben. Auch ein zweiter Versuch, über die

Donau vorzudringen, mißglückte. Da in eben diesem Jahre die Empörung Pugatschew's ausbrach, so gerieth Rußland selbst in Verlegenheit, und ließ nun seinerseits den Türken Frieden antragen. Allein der neue Sultan Abdul Hamed glaubte jetzt einen großen Schlag ausführen zu können, und wies den Antrag zurück.

Bedeutende Zurüstungen geschahen, um mit drei Heeren über die Donau zu gehen. Die Russen kamen aber zuvor. Sie rückten im Sommer 1774 bis in die Nähe von Schumla, und umringten den Großvezir in seinem Lager, so daß ihm der Rückzug nach Adrianopel abgeschnitten war und kein anderes Rettungsmittel als der Friede übrig blieb. Da die Russen jetzt gemäßigter auftraten, so kam derselbe nach einer Unterhandlung von zwei Tagen, zu Kutschuck=Kainardsche, am 21. Juli 1774 zu Stande. Außer der den Russen auf allen türkischen Gewässern eingeräumten freien Schifffahrt, willigten die Türken in die von Rußland geforderte Unabhängigkeit der Tataren in der Krim, in Budjak und im Kuban, und traten den Siegern, die alle übrigen Eroberungen zurückgaben, die Festungen Kertsch und Jenikale in der Krim, sowie Kinburn an der Mündung des Dnieper ab.

Wenn auch dieser Erfolg des Krieges für Rußland unbedeutend schien, so lag doch darin der Keim zu künftigen größeren Vortheilen; die Unabhängigkeit der Krim gewährte den Russen auf dies schöne und wohlgelegene Land einen Einfluß, der endlich dessen völlige Unterwerfung herbeiführen mußte. In Polen aber hatte Katharina nicht nur eine ansehnliche Länderstrecke gewonnen, sondern inzwischen auch über den Rest des Königreichs ihre Herrschaft gesichert durch Aufzwingung einer neuen Verfassung, kraft deren ein immerwährender Rath, ohne Theilnahme des Königs aus dem Adel der Woiwodschaften gewählt, mit und neben dem Könige für die Vollziehung der Gesetze wie für die Bestallung der geistlichen und weltlichen Aemter sorgen und eigentlich die königliche Macht üben sollte. Es blieb dem Könige nur der Name; die Russen, unter deren Einfluß der immerwährende Rath stand, besaßen die wirkliche Macht.

In einer friedlicheren und ehrenvolleren Weise gelang es Katharinen sich Dänemark durch die Bande der Dankbarkeit unterwürfig zu machen. Der Gottorpsche Antheil an Schleswig und Holstein war durch den Tod Peter's des Dritten auf den Großfürsten Paul übergegangen. Die dänische Regierung bot Alles auf, sich dieser Nachbarschaft zu entledigen, und bereits im Jahre 1767 gelang es dem Grafen Hartwig von Bernstorf, mit Hülfe großer Geldsummen, einen Vertrag mit

der Kaiserin wegen Ueberlassung des russischen Herzogthums an Dänemark einzuleiten. Die Ausführung wurde aber durch die Minderjährigkeit des Großfürsten verzögert und durch den inzwischen erfolgten Eintritt des Ministeriums Struensee gestört. Erst nach dem Sturze des Letztern vollzog der jüngere Bernstorf im Jahre 1773 den von seinem Oheim eingeleiteten Vertrag. Kraft desselben leisteten Katharina und der Großfürst auf Schleswig Verzicht, und traten den Gottorpschen Antheil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die Stammlande des dänischen Königshauses, ab. Diese erhob der deutsche Kaiser zu einem Herzogthume, welches der russische Hof dem Fürstbischofe von Lübeck, von der jüngern Linie des holsteinischen Hauses, überließ. Dänemark trat seit dieser Zeit in ein beständiges Bündniß mit Rußland, und nahm, wenn ein Krieg des letztern gegen Schweden drohte oder ausbrach, durch Rüstungen oder Einfälle Theil.

---

7. Dänemark's Umformung unter Struensee und dessen Sturz.

Die politische Bedeutsamkeit Dänemark's war, seitdem Rußland im Norden Europa's ein so entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatte, sehr vermindert worden, und wiewohl die Eifersucht zwischen Schweden und Dänemark den Verlust ihrer beiderseitigen Größe überlebt hatte, kam es doch unter ihnen zu keiner offenen Fehde mehr. Dänemark's Friedstand ward seit Beendigung des nordischen Krieges siebzig Jahre lang nicht unterbrochen. Die Könige Friedrich IV. (gest. 1730), Christian VI. (gest. 1746) und Friedrich V. (gest. 1766) waren gutmeinende, auf die Wohlfahrt ihrer Unterthanen bedachte Fürsten. Der Letztere hatte an dem Grafen Hartwig von Bernstorf einen ausgezeichneten Minister, der durch seine Staatsverwaltung der dänischen Regierung allgemeine Achtung erwarb. An dem siebenjährigen Kriege in Deutschland nahm dieselbe, vieler Aufforderungen ungeachtet, keinen Theil; dafür gewährte sie dem Dichter Klopstock, dem sein Vaterland zwar Bewunderung spendete, aber kein Brot gab, durch ein Jahrgehalt die zur Vollendung seines Messias erforderliche Muße; sie sandte auch eine Gesellschaft von Naturkundigen, Astronomen und Gottesgelehrten nach dem Orient, um durch Untersuchung der Natur- und Länderbeschaffenheit Verständniß und Auslegung der heiligen Bücher zu erleichtern und

von Irrthümern zu befreien. Niebuhrs (des Aeltern) Reisebeschreibung ist die gehaltvolle Frucht dieses Unternehmens.

König Christian VII., geboren 1749, bestieg im Jahre 1766 als siebzehnjähriger Jüngling den Thron. Nachdem er noch in demselben Jahre mit Karoline Mathilde, der Schwester des Königs Georg III. von England, vermählt worden war, hielt es der Graf von Bernstorf zur Ausbildung des jungen Monarchen für vortheilhaft, ihn auf Reisen zu schicken, was bei Königen damals etwas ganz Unerhörtes war. Auf dieser Reise lernte der König in den Jahren 1768 und 1769 Deutschland, Holland, England und Frankreich kennen, und ward überall als wohl unterrichtet gerühmt, auch in Oxford zum Doctor creirt. In seinem Reisegefolge befand sich als Leibarzt der Doctor Johann Friedrich Struensee, vorher Stadt= und Landphysikus in Altona, ein junger Mann von Geist, der durch pietistische Unterweisung im hallischen Waisenhause auf den entgegengesetzten Weg des Unglaubens getrieben und ein eifriger Freund der von den damaligen Wortführern der französischen Litteratur aufgestellten Grundsätzen und Lehren geworden war. Nach Beendigung der Reise blieb er als Leibarzt und Vorleser des Königs am Hofe. Der Monarch legte nach und nach große Schwäche und entschiedene Abhängigkeit von denen, die sich seiner Person zu bemächtigen wußten, an den Tag; dies, und der Umstand, daß außer der regierenden Königin noch zwei Königinnen=Mütter, die Großmutter und die Stiefmutter des Königs, am Leben waren, machte das Spiel der gewöhnlichen Hofränke und Hofparteiungen sehr lebhaft. Karoline Mathilde, durch das abgemessene Betragen gekränkt, welches der König auf Eingebung seines damaligen Lieblings, des Grafen Holk, gegen sie annahm, und durch das rücksichtslose Benehmen dieses Lieblings selbst vielfach beleidigt, wurde überrascht, als sie in dem Leibarzte, den sie anfangs als ein Geschöpf Holk's mit verdrießlichen Augen angesehen hatte, Ehrfurcht und Ergebenheit gegen sich wahrnahm. Bald schenkte sie ihm ihr Vertrauen. Es gelang ihm, zwischen den Ehegatten ein besseres Verhältniß herzustellen; er impfte dem Kronprinzen die Blattern und stieg immer höher in Gunst. Zum Kabinetssecretär der Königin mit dem Titel Conferenzrath ernannt, begleitete er den Hof auf dessen Reisen in die Herzogthümer und erlangte Einfluß auf die Staatsverwaltung. Plötzlich wurde der Graf Holk entfernt, dann Bernstorf's Gegner, Ranzau, zurückgerufen, endlich nach einem verunglückten Kriegszuge der Dänen gegen Algier, der zwei Millionen kostete, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, Bernstorf (im September 1770) entlassen. Nicht nur sein Freund und Hausge=

nosse Klopstock begleitete ihn aus Kopenhagen, sondern auch die Achtung und Trauer der Nation. Seine Stelle blieb offen. Den fremden Ministern wurde angezeigt, daß sie sich in allen Gelegenheiten an den König schriftlich zu wenden hätten. Um das Publikum über den Abgang des Ministers zu trösten, erschien am Tage darauf ein königliches Rescript, durch welches die Bücher-Censur aufgehoben und eine vollkommene Preßfreiheit eingeführt ward. Es war dies der erste Act der Herrschaft Struensee's, der schon alle Entschlüsse des Königs bestimmte.

Die Grundsätze dieses neuen Gewalthabers waren aus der philosophisch-materialistischen Schule entlehnt, zu der sich damals fast alle Männer von Geist in Europa bekannten, und ausschließend auf Förderung und zweckmäßige Einrichtung des äußern Lebens gerichtet; sie waren das Gegengift gegen die Erstarrung, in welche bis zur Mitte des Jahrhunderts, nachdem die älteren Elemente und Formen des kirchlichen und politischen Lebens allmählig ihre Bedeutung verloren hatten, Staaten und Völker versunken waren. In Dänemark galt es die Abschaffung der Mißbräuche, die unter der unumschränkten Monarchie und unter schwachen Königen das Hof- und Beamtenwesen durchdrungen hatten; und insofern konnte die Ausführung jener Grundsätze sehr wohlthätig werden. Struensee wollte Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte stiften. Zu diesem Behufe wurden die Etats für den Hof von den Etats für den Staat gesondert und die jährlichen Ausgaben festgesetzt; es wurden mehrere überflüssige oder für überflüssig gehaltene Beamte entlassen, einige allzu hohe Gnadengehalte heruntergesetzt, die Unterstützungsgelder aus Staatsfonds zum erkünstelten Bestande solcher Fabriken, die sich nicht selbst zu erhalten vermochten, eingezogen, die Domänen nicht mehr kostspielig verwaltet, sondern einträglich verpachtet. Weiter beabsichtigte der Minister Einsetzung gleicher Gerichtshöfe für alle Staatsbürger, Abkürzung des Rechtsganges und Abschaffung der Sporteln. Er wollte ferner die große Zahl unnützer Schiffe vermindern, den Adel gewöhnen, wie in alten Zeiten auf seinen Gütern zu leben, anstatt sich am Hofe in der Hoffnung auf Anstellung zu Grunde zu richten. Die Aemter sollten nach den Vorschlägen der Behörden, nicht nach Empfehlungen bei Hofe besetzt, Vorrechte gar nicht, Auszeichnungen und Pensionen nur selten ertheilt werden. Nach der Ansicht, daß der Zwang nur Heuchler bilde und reichen Leuten den Aufenthalt in der Hauptstadt verleide, wurde die kirchenpolizeiliche Aufsicht über die Sitten aufgehoben. Aber nicht nur uneheliche Schwangere sahen sich ferner nicht mehr beschimpfenden Strafen ausgesetzt; es wurden auch, zum

Aerger strengsinniger Frommen, Häuser der Wollust, wenn nicht errichtet, doch geduldet.

Im Ganzen waren es dieselben Grundsätze und Ansichten, nach welchen Friedrich und Joseph ihre Staaten verwalteten. Aber Monarchen, welche nach eigener Einsicht Reformen unternehmen und mit eigener Kraft durchführen, haben leichteres Spiel wie ein aus den mittleren Regionen der Gesellschaft emporgehobener Minister, der im Namen eines schwachen Königs den Kampf gegen eine Adels- und Beamtenherrschaft beginnen und durchführen will. Nachdem in Dänemark im Jahre 1660 das Reichsständewesen aufgehoben und die Königsmacht für unumschränkt erklärt worden war, hatte die Monarchie sich durch Verwaltungsbehörden und Gesellschaftsstände beschränkt. Das geheime Conseil, obwohl nur aus Ministern und Räthen königlicher Ernennung bestehend, genoß eines Ansehens, welches dem der vormaligen Reichsstände gleichkam. Von den zwei Hauptverwaltungsbehörden, der dänischen und deutschen Kanzlei, desgleichen vom auswärtigen Departement, wurde an dasselbe berichtet und sogar von Gerichtshöfen appellirt. Indeß war es leichter, eine königliche Behörde, als eine Ständeversammlung aufzulösen. Eine neue Instruction, nach welcher im Conseil künftig nicht nach Stimmenmehrheit entschieden und keine Verfügungen mehr ausgefertigt werden, sondern jedes Mitglied dem Könige, im Falle der Nichtanwesenheit desselben sein Votum schriftlich übergeben und auf keinen andern Rang als den er außer dem Conseil habe, Anspruch machen solle, vernichtete die Bedeutsamkeit, die der Staatsrath durch seine collegialische Verfassung erlangt hatte.

Von nun an drängten sich die Cabinetsbefehle, wodurch alte Einrichtungen mit neuen vertauscht wurden. Die dritten Feiertage der großen Kirchenfeste und einige aus der katholischen Zeit übrig gebliebene Heiligenfeste wurden theils aufgehoben, theils auf die nächstfolgenden Sonntage verlegt. Es wurde eine Anstalt zur Aufnahme für sechshundert von ihren Eltern aus Scham oder Armuth verlassene Kinder gestiftet und zur Deckung der Kosten eine Auflage auf Pferde und Kutschen gemacht. Kurz vor dem Schlusse des Jahres wurde das geheime Conseil ganz aufgelöst, und in dem deshalb ausgefertigten Cabinetsbefehle als Grund angegeben, daß bei einer souveränen Regierung die Staatsangelegenheiten erschwert, verwirrt und in der Ausführung aufgehalten würden, wenn viele Personen vornehmen Standes Antheil an der Führung derselben nähmen und Einfluß gewönnen; der König hebe daher das Conseil auf, um der Regierungsform ihre natürliche und wesentliche Rein-

heit wieder zu geben. Die seitherigen Mitglieder des Conseils wurden aber nicht bloß dieser Mitgliedschaft, sondern auch ihrer übrigen Aemter, und zwar, mit Ausnahme eines Einzigen, der eine Frau vom Hofe zur Fürsprecherin hatte, ohne Pension entlassen.

Die gänzliche Freigebung der Presse war eine Maßregel, die zu einer Zeit, wo Struensee so viele Feinde gegen sich weckte, großem Bedenken hätte unterliegen sollen, da die Waffen derselben so leicht gegen ihn gekehrt werden konnten. Aber Eifer, die Grundsätze einer aufgeklärten Staatslehre recht bald zur Vollziehung zu bringen, ließ ihn über die Bedenken der Klugheit hinwegsehen. Noch unbesonnener war es, daß er der verdrängten Partei durch Einführung des Gebrauchs der deutschen Sprache, bei Ausfertigung aller königlichen Befehle, in dem dänischen Nationalgefühl einen mächtigen Bundesgenossen gab. Vorher waren nur diejenigen Befehle in deutscher Sprache erlassen worden, welche die deutschen Länder betrafen: die Ausdehnung dieses Gebrauchs auf alle eigentlich dänischen Angelegenheiten mußte böses Blut machen, wenn auch die Entschuldigung Struensee's, daß er nicht Zeit habe, die dänische Sprache zu lernen, nicht ungegründet war. Mit einem strengen Gesetze wegen Stempelpapiers stand es in keinem Einklange, daß die Gewalthaber zum Geburtstage des Königs Gold- und Silbermünzen unter das Volk warfen und das Volk mit Wein aus Springbrunnen bewirthen ließen. Um im Militair eine Stütze zu haben, ernannte Struensee einen jungen dänischen Officier, Namens Falkenskiold, der den Russen gegen die Türken gedient hatte und ihm befreundet war, zum Obersten und Chef des Leibregiments zu Fuß.

Bei der Person des Königs wurde, anstatt der früheren Lieblinge, ein anderer Freund Struensee's, der ehemalige Kammerjunker Brandt aus einer alten Adelsfamilie, dessen Hauptvorzug ein Talent zum Spaßmachen war, angestellt. Schon mit den früheren Lieblingen hatte sich Christian der Siebente in einem ganz ungezwungenen Verkehr gefallen, und verlangt, daß sie in ihm den König ganz vergessen sollten. Da dasselbe mit Brandt geschah, bediente sich derselbe der ihm zur Pflicht gemachten Freiheit, erschien zuweilen im Puderrocke vor dem Könige und ging pfeifend im Zimmer desselben auf und ab. Er selbst aber, der Gegner und Nachfolger Holk's, fühlte sich durch dieses Verhältniß wenig beglückt, da seine Abhängigkeit sehr groß war, und da er in Struensee, den er selbst früher zum Leibarzte empfohlen hatte, mit einem gewissen Verdrusse seinen Gebieter erkennen mußte.

Am 14. Juli 1771 ernannte der König den zeitherigen Conferenz=

rath Struensee zum Geheimen Cabinetsminister, und trug ihm selbst die Entwerfung der darüber auszufertigenden Cabinetsordre auf. Demnach sollte der Minister alle Befehle, die der König ihm geben würde, so wie es der Sinn Seiner Majestät wäre, abfassen, und sie entweder dem Könige zur Unterschrift vorlegen, oder im Namen des Königs unter dem Cabinetssiegel ausfertigen. Wöchentlich sollten dem Könige Auszüge von den ausgefertigten Cabinetsordres zur Genehmigung vorgelegt werden. Die auf diese Art ausgefertigten Cabinetsordres sollten dieselbe Gültigkeit, als die vom König eigenhändig geschriebenen, haben, und sofort sowohl von den Collegien als von den Unterbeamten befolgt werden. Der That nach war diese Gewalt dieselbe, welche vor und nach Struensee Minister in anderen Staaten geübt haben; das Außerordentliche lag in der Form, daß eigentliche Cabinetsbefehle durch den Minister allein, ohne Unterschrift des Königs, ausgefertigt werden sollten*). Das hiegegen erhobene Bedenken, ob solche Uebertragung der königlichen Gewalt an einen Staatsdiener dem Königsgesetze gemäß sei, wurde durch die Bemerkung niedergeschlagen, daß es von dem Wohlgefallen eines unumschränkten Königs abhängen müsse, ob er selbst einen Befehl unterzeichnen, oder einen Andern beauftragen wolle, dieses Geschäft für ihn zu verrichten. Die nächste Aeußerung dieser Allgewalt war, daß Struensee und Brandt in den Grafenstand erhoben wurden.

Es lag im Wesen aller derartiger Reformen, wie es die von Struensee vorgenommenen waren, daß sie ihrem Urheber alle diejenigen zu Feinden machten, die durch sie Macht und Einkünfte, oder die Hoffnung einst zu beiden zu gelangen, verloren. Zu seinem Unglück gingen dem Minister diejenigen Eigenschaften ab, durch welche Furcht erregt und erhalten wird. Ein gewisser Grad von Eigensinn und Querköpfigkeit ist zu diesem Zwecke so nützlich, daß große Männer denselben zuweilen erkünstelt haben, um sich des Gehorsams und der Ergebenheit ihrer Diener oder Anhänger zu versichern. Struensee in seiner Gutmüthigkeit und Schwäche verstand nicht einmal, seine nächsten Freunde und Gehülfen wie Ranzau, Gähler, Sturz und Brandt, in der gehörigen Ergebenheit, geschweige Dienstbarkeit zu erhalten. Brandt empfing von Seiten der feindlichen Partei Drohbriefe, die seinen Mißmuth vermehrten, ohne ihn doch zu bestimmen, seinen Freund auf die sich thürmenden Wolken aufmerksam zu machen. Die Mißgunst gegen Struensee warf sich

*) Im preußischen Staate wurden die Verfügungen der Minister ehemals unter der Firma „Auf Sr. Königl. Majestät Spezialbefehl" ausgefertigt.

besonders auf sein Verhältniß zur Königin und bezeichnete dasselbe nach der Wahrscheinlichkeit, daß die junge, geistreiche Frau an ihrem Gemal kein Gefallen finden könne, als verbotenen Umgang. Dem Unwillen gegen den reformirenden Minister war eine Anklage willkommen, wodurch demselben ein Verbrechen gegen seinen Herrn und Wohlthäter aufgebürdet und der Haß des Volkes gegen ihn als den Verführer der Königin aufgereizt ward.

Ein besonderer Vorfall, welcher Struensee's Mangel an Muth verrieth, benahm diesem Hasse den Zügel der Furcht, der ihn sonst unschädlich gemacht hätte. In Gemäßheit des Systems der Ersparungen waren bei der Admiralitäts-Verwaltung die Unterbeamten beim Rechnungs- und Cassenwesen vermindert und die Geschäfte derselben den Hauptleuten aufgelegt worden. Die Folge war, daß den Soldaten der Besatzung und den Matrosen der Flotte ihr Sold und Brot nicht richtig verabfolgt ward; darüber entstanden zuerst unter den Dragonern der Garde, dann unter den Seeleuten Unruhen. Am 10. September 1771 zog ein Haufe der Letzteren, der seit mehreren Wochen um Brot gebettelt hatte, nach Hirschholm, der Residenz des Hofes. Einem Seelieutenant, der ihnen begegnete und sie um ihre Ansicht befragte, antworteten sie: „Wir wollen zu unserm Vater," — so nennen die Norweger den König — „der soll uns anhören und uns helfen." Auf diese Nachricht flüchtete der Hof durch ein Hinterthor nach dem eine halbe Meile entfernten Schlosse Sophienberg. Er rathschlagte, ob nicht noch weiter nach Helsingör zu flüchten wäre, als die Matrosen in den Schloßhof traten. Nun wurden Dragoner gegen sie abgeschickt, und dem Anführer derselben, der ihnen gut zuredete, gelang es, sie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Hier erhielten sie Branntwein und Geld, zu dem vorher verkürzten Solde noch eine Zulage, und wurden dann in ihre Heimath entlassen.

Dieser Vorgang bekundete selbst dem großen Publikum die Schwäche des Ministers, und die Belohnung, welche Unruhstifter erhalten hatten, reizte andere zur Nachahmung auf. Vierzehn Tage später zogen hundertundzwanzig Seidenwebergesellen, welche durch Einstellung der königlichen Seidenfabriken außer Arbeit gesetzt worden waren, nach Hirschholm und forderten Brot. Der geschreckte Minister versprach den Fortbestand der Fabriken, bis ein anderer Nahrungszweig für sie gefunden sein werde. Vier Tage darauf gab er den Arbeitern im Holme ein Fest, bei welchem sie nebst ihren Weibern und Kindern förmlich bewirthet wurden. Vorher hatte man ihnen mehrere kleinliche Einschränkungen auf-

gelegt, und unter anderen einen Theil ihres Wochenlohnes für den Sonntag in Abzug gebracht. Daß aus der Furcht vor dem Eindruck dieser Maßnahmen jene plötzliche Freigebigkeit hervorgegangen sei, wurde so wenig bezweifelt, daß man den gebratenen Ochsen, der das Hauptgericht ausmachte, spottend den Sühnochsen nannte. Der Hof, dessen Gegenwart bei dem Feste durch die Zeitungen vorher verkündigt worden war, blieb jedoch unerwartet aus. Auch dies, wie vieles Andere, wurde auf Furchtsamkeit des Ministers gedeutet, und steigerte den Muth seiner Feinde.

Inzwischen gab der König immer sichtbarere Beweise von Gedankenlosigkeit und Geistesschwäche. Er hatte es gern, wenn seine Lieblinge sich mit ihm herumbalgten, und wurde durch ihre Weigerung heftig erzürnt. Brandt, über den er deshalb gegen Struensee mit Verachtung als über einen Feigherzigen sprach, erhielt daher von Struensee selbst den Rath, ihm hierin zu Gefallen zu sein; darauf ging Brandt eines Abends in das Zimmer des Königs, und forderte ihn auf, ihm Genugthuung zu geben. Christian ging sogleich auf ihn los. Bei dem nun entstandenen Ringen biß Brandt seinen Gegner in den Finger und verletzte ihn am Halse; dann drängte er ihn an die Wand und hielt ihn dort fest, bis er für sich bat. Die Kämpfer schieden als gute Freunde. Als Brandt diesen Auftritt dem Minister erzählte, sagte dieser: „Es ist gut. Sie werden nun Ruhe haben.“ Ein paar Wochen später ward Brandt zum Großmeister der Garderobe des Königs ernannt und erhielt die Aufsicht über alle Schauspiele und Vergnügungen des Hofes, desgleichen über die gesammte zur persönlichen Bedienung des Königs bestimmte Dienerschaft. Struensee kannte das Herz dieses Fürsten zu gut, um nicht zu wissen, daß er Niemand liebte, und daß seine Gunst nur eine Furcht oder eine gefühllose Neigung gegen diejenigen war, die ihn zu beherrschen wußten, oder sich bei ihm durch Theilnahme an seinen kindischen Unterhaltungen einschmeichelten. Er beurtheilte die Zerrüttung seines Verstandes zu richtig, um nicht zu wissen, daß er in einem Augenblicke zu den fürchterlichsten Maßregeln gegen die jetzigen Inhaber seiner Gunst bewogen werden könnte. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde also verlängert, und der König nie ohne die Vertrauten der Königin und des Ministers gelassen. Graf Brandt und Leibarzt Berger durften ihn nicht aus den Augen verlieren. Seine eigentliche Gesellschaft bestand in einem jungen Mohren und einer kleinen Mohrin von zehn Jahren. Keine Statüe im Garten, kein Fenster im Schlosse, kein Stuhl in den Zimmern war bei ihren lärmenden Spielen sicher.

In seiner gefährlichen Stellung als Träger der Gewalt und Wächter eines in den Geisteszustand der Kindheit versetzten Monarchen, belastet mit dem Hasse des Volks und mit dem Scheine eines Vorwurfes, der nach den Sitten und der Denkungsart des Nordens schwerer als in Frankreich und Italien wog, suchte Struensee die bangen Ahnungen, die ihn ängstigten, durch Gewaltschritte zu übertäuben. Mittelst eines Cabinetsbefehls vom 21. December 1771 wurde die königliche Leibgarde zu Fuß, eine angesehene, aus lauter Norwegern bestehende Schaar, aufgelöst und die Mannschaft an andere Regimenter überwiesen. Hätte dieser Maßregel Mißtrauen gegen die Treue der Truppen zu Grunde gelegen, so würde sie vielleicht als übertriebene Vorsicht einigermaßen Rechtfertigung gefunden haben; es scheint aber, daß zu einem solchen Mißtrauen keine besondere Veranlassung gegeben war, und daß nur die Neuerungssucht oder grundsätzliche Abneigung gegen derartige privilegirte Truppenkörper die Anordnung dictirt hatte. Die Art der Ausführung war noch übler berechnet. Das ganze Corps wurde auf einem Marktplatze versammelt, um den Befehl, daß es aufgelöst und unter andere Regimenter vertheilt werden sollte, zu vernehmen. Bei Vorlesung desselben durchlief ein drohendes Murren die Glieder. Als darauf die Fahne eingezogen und hinweggetragen wurde, erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Die Fahne gehört uns. Wir haben zu ihr geschworen. Wir wollen sie behalten oder verlangen unsern Abschied.“ Bald stand der Aufruhr in hellen Flammen. Die Garden zogen mit der zurückgenommenen Fahne nach dem Schlosse, stießen das Thor ein, verjagten die Soldaten der Wache und besetzten dieselbe. Zwar wurden nun pflichtgetreue Truppen herbeigeholt und die Aufrührer umzingelt; der Minister aber wagte es nicht, ernste Befehle zu ertheilen, sondern ließ mit den Rebellen unterhandeln. Sie verlangten, jedem Einzelnen müsse ein förmlicher Abschied eingehändigt werden, und setzten ihre Forderung durch. Struensee ließ in der größten Eile dergleichen Abschiede drucken und vom Könige unterschreiben; sie enthielten, außer der gänzlichen Entlassung, für jeden Mann die Zusage eines Geschenkes von drei Reichsthalern und Erlaß der erhaltenen Vorschüsse. Auch seine Uniform durfte Jeder behalten. Hierauf zogen die Garden als Sieger über ihren Monarchen und seinen Minister vom Schlosse ab, nachdem sie dasselbe vierundzwanzig Stunden besetzt gehalten. Als sie am folgenden Tage den Weg nach ihrer Heimath antraten, strömte das Volk zusammen, ihnen ein zärtliches Lebehoch zu sagen. Klagen, Schimpfworte, Flüche und Drohungen ertönten aus dem Munde des Pöbels und der Seeleute; der

Commandant, der mit einigen Officieren herbeieilte, den Haufen zu zerstreuen, wurde vom Pferde geworfen, seine Begleitung gehöhnt und gemißhandelt. Seitdem kam der Hof nie anders als mit einer Bedeckung von zwei Schwadronen Reiter zur Stadt. Damals stellte der englische Gesandte, Oberst Keith, für das Schicksal der Königin besorgt, dem Minister die Gefahr seiner Lage in der Mitte eines erbitterten Volkes vor, und erbot sich, ihm eine bedeutende Geldsumme vorzuschießen, wenn er Kopenhagen verlassen wollte. Struensee wies diesen Rath zurück, nachdem er sich mit der Königin besprochen hatte. Um Zuversicht zu zeigen, ließ er am 9. Januar 1772 den Hof nach der Hauptstadt zurückkehren.

Hier war, vermuthlich erst wenige Tage vorher, ein Netz zu seinem Verderben gesponnen worden. Die Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, voll feindseliger Gesinnungen gegen die junge Königin und sowohl über die Vernachlässigung, welche sie selbst erfuhr, als über die Zurücksetzung ihres Sohnes Friedrich gekränkt, hatte einige an sich unbedeutende Menschen, den Cabinets-Secretair Guldberg, den General von Ranzau, den Kriegs-Commissär Beringskiold, den Obersten Köller und den General-Major von Eickstädt, an sich gezogen und mit ihnen einen Plan entworfen, den allgewaltigen und dennoch zaghaften Minister durch einen unerwarteten Schlag zu Boden zu werfen. Köller war Inhaber des Falsterschen Infanterie-Regiments, welches die Schloßwache besetzte, Eickstädt Oberst der Seeländischen Dragoner, die anstatt einer berittenen Garde gebraucht wurden. Ranzau, mit Struensee befreundet, trat der Verschwörung gegen ihn bei, weil seine Warnungen keinen Eingang fanden und er nicht glaubte, daß es auf dem eingeschlagenen Wege noch lange fortgehen könne. Doch wäre das ganze Unternehmen beinahe an dem Wankelmuth dieses Weltmenschen gescheitert. Am Abende der Ausführung fuhr er, von Reue oder von Furcht ergriffen, zu dem Justizrath Struensee, dem Bruder des Ministers, den dieser von einer Professur an der Liegnitzer Ritter-Akademie abgerufen und im Finanzfache angestellt hatte. Da er ihn nicht zu Hause traf, beauftragte er die Dienerschaft: er lasse ihren Herrn dringend bitten, sogleich zu ihm zu kommen, weil er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Struensee kam unmittelbar nach Ranzau's Weggange zurück, äußerte aber bei der Meldung: „der Mann hat immer große Eile mit Kleinigkeiten; es wird morgen noch Zeit sein," und fuhr auf den für diesen Abend angeordneten Hofball. Ranzau, der ihn noch erwartete, ließ sich gegen die übrigen Verschwornen mit einem Anfalle von Gicht ent-

schuldigen, wurde aber von dem Obersten Köller mit einem Commando Grenadiere bedroht, und stellte nach Mitternacht auf dem Schlosse sich ein.

Es war die Nacht zum 17. Januar 1772. Der Hofball dauerte bis zwei Uhr und die Königin tanzte zuletzt mit dem Prinzen Friedrich. Nachdem Alles still geworden war, wurde Eickstädt durch den Officier der Schloßwache, den er gewonnen hatte, benachrichtigt, daß es Zeit sei. Er ließ zuerst ein paar andere Lieutenants aus den Betten holen, und las ihnen einen von der verwitweten Königin und dem Prinzen Friedrich unterzeichneten Befehl vor, durch welchen er und Köller angewiesen wurden, die Grafen Struensee und Brandt nebst mehreren anderen Personen, welche das Vertrauen des Königs gemißbraucht hätten, zu verhaften. Ein Gleiches that Köller in der Capitänswache. So widersinnig es war, von Personen, die keine Befugniß Befehle zu ertheilen besaßen, Befehle anzunehmen, so versagten doch weder die Officiere noch die Mannschaften Gehorsam und Beistand. Nun traten die Verschworenen den Weg zum Könige an. Der Kammerdiener, der in einem Vorgemach schlief, wurde geweckt und genöthigt, da der Eingang zum Schlafzimmer verriegelt war, sie durch eine andere Thür in dasselbe zu führen. Unbegreiflicher Weise hatten Struensee und Brandt die Person des Königs und mit derselben ihr ganzes Schicksal einem alten Kammerdiener anvertraut. Als die Königin und ihr Gefolge sich dem Bette des Monarchen näherten, erwachte er und äußerte sein Erstaunen. Da eröffnete ihm Ranzau, sie wären gekommen, um ihn und das Land von einem großen Unglücke zu retten. Seine Stiefmutter umarmte ihn und versicherte dasselbe; ebenso der Prinz Friedrich. Zugleich wurden ihm zwei Papiere zur Unterzeichnung vorgelegt. Ueberrascht und ohne Besinnung unterzeichnete Christian die Ernennung Eickstädt's zum Commandanten und die Vollmacht für ihn und Köller, jedwede zu Errettung des Königs und des Landes diensame Maaßregel zu treffen. Hierauf ging er mit der Stiefmutter und ihrem Sohne in die Gemächer des Letztern, und ward dahin gebracht, ein französisches Handbriefchen an seine Gemalin zu schreiben, des Inhalts: „Weil sie seinen guten Rathschlägen nicht habe folgen wollen, so liege die Schuld nicht an ihm, daß er sich verpflichtet finde, sie nach Kronenburg führen zu lassen.“ Außerdem unterzeichnete er funfzehn, von dem Prinzen Friedrich aufgesetzte Verhaftsbefehle für Struensee, Brandt und deren Anhänger. Bis um sieben Uhr waren dieselben vollzogen. Struensee ergab sich ohne Widerstand; Brandt setzte sich, nachdem seine Thür erbrochen worden war, zur

Wehre und unterlag nur der Gewalt. Die Königin Karoline Mathilde wurde durch einen gewaltigen Lärm an ihrem Schlafzimmer geweckt. Als endlich geöffnet ward, und Ranzau ihr das Handbriefchen des Königs überreichte, wollte sie zu ihrem Gemal und eilte eine Seitentreppe hinab. Diese aber war besetzt und die unglückliche Fürstin wurde mit Gewalt in ihr Zimmer zurückgebracht. Ranzau bat sie, ihm zu folgen; sie antwortet mit Vorwürfen; er befiehlt, er droht und läßt endlich seine Officiere Hand anlegen. Nach einem beispiellosen Kampfe wird die Königin überwältigt, ohnmächtig in einen Wagen gehoben, und unter Bedeckung von dreißig Dragonern nach dem Schlosse Kronenburg abgeführt.

Bei Anbruch des Tages verbreitete sich die Kunde des Vorgefallenen durch die Stadt. Das Volk strömte nach dem Schloßplatze und stieß ein wildes Freudengeschrei aus. Gegen zehn Uhr erschien der König mit seiner Stiefmutter und dem Prinzen Friedrich auf dem Balkon, schwenkte sein Schnupftuch und stimmte in den Jubelruf ein. Dann stieg er, festlich gekleidet, in einen sechsspännigen Gallawagen und fuhr durch die Straßen. Er sah starr und lachend auf den Pöbel, der den Wagen ziehen wollte, während sein Stiefbruder nach allen Seiten sich neigte. Mittags um zwei Uhr war Cour bei Hofe, um die Glückwünsche derer zu empfangen, die noch Tags vorher auf einen gnädigen Blick von Mathilden und Struensee gelauscht hatten. Der König erschien nur einen Augenblick, die Stiefmutter und ihr Sohn sprachen von der Reinheit ihrer Absichten, von der Rechtlichkeit ihrer Denkungsart und von ihrem Eifer für das Wohl des Staates. Abends zeigte sich der Hof im Schauspiel und wurde mit Händeklatschen empfangen. Die Stadt war, wie nach einem Siege, erleuchtet. Der Pöbel bezeigte seine Freude dadurch, daß er ein mit Unterstützung Struensee's zu geselligen Vergnügungen eingerichtetes Privathaus plünderte. Da dies ungestraft blieb, wurde gleicher Unfug an mehreren anderen Häusern verübt, die in dem Rufe standen, Wohnsitze unerlaubter Vergnügungen zu sein.

Aber das Jauchzen beschränkte sich nicht auf den Pöbel. Schon am nächsten Sonntage ergossen sich die Prediger in Dankreden gegen den Himmel für die Rettung des königlichen Hauses, des dänischen Reiches und Volkes; und als acht Tage später sogar ein allgemeines Dankfest angeordnet ward, hörte man von den Kanzeln die göttliche Gnade rühmen, durch die der König aus einer grausenden Gefahr befreit, und die Anschläge der Gottlosen gegen den Herrn und seinen Gesalbten vernichtet worden wären. Struensee wurde zu einer Art Kö-

nigsmörder gestempelt, und die Königin als Ehebrecherin und Verbündete des Feindes der öffentlichen Ruhe und Glückseligkeit bezeichnet. In den Gebeten geschah ihrer keine Erwähnung mehr, obwohl, nach den Grundsätzen der Religion, welche die Prediger verkündigen sollten, gerade eine strafbare Königin der Fürbitte am meisten bedurft hätte. Die Schriftsteller stimmten in denselben Ton ein. Die von Struensee frei gegebene Presse verstattete den Flugschriften ungehemmten Lauf, und bald wurde die Freude der Israeliten über ihre Befreiung aus Haman's Klauen, bald der große nordische Dieb, bald Apollyon oder der große Drache, bald der ehemalige Barbier, dessen Bosheit mit Strang, Schwert, Schwefel und Theer bestraft werden müsse, dem Pöbel in seiner Sprache zum Besten gegeben. In den öffentlichen Blättern wechselten Lobsprüche auf die Sieger mit Hohnreden gegen die Besiegten. Selbst Schriftsteller von Ansehen, wie Suhm und Langebeck, stimmten in dieses niedrige Geschrei ein. Der Erstere ließ einen Brief an den König drucken, in welchem er Christian den Siebenten ermahnte, Gott zu fürchten, sein Volk zu lieben, selbst zu regieren und seinem Bruder zu vertrauen. Er pries darin die gefährliche aber ruhmvolle Nacht, welche die Fesseln Dänemark's zerbrochen und die Dänen wieder zu einem Volke erhoben habe. „Herrliche Nacht, rief er aus, künftige Homere und Virgile werden dich besingen. So lange dänische und norwegische Helden da sind, wird der Ruhm Julianen's und Friedrich's dauern, obgleich nicht vergrößert werden; denn dieses ist unmöglich. Die Welt wird eher vergehen, ehe ihr Ruhm und ihre Ehre vergehen wird." Derjenige, der dieses Schreiben ins Deutsche übersetzte, fügte die Anmerkung bei: „Geschichtskundige Theologen mögen entscheiden, ob jene Namen verklärte oder noch auf Erden wallende Schutzheilige bezeichnen sollen." Auch Langebeck beschuldigte den gestürzten Minister, daß er den König zur Niederlegung der Krone habe bestimmen wollen, und klagte ihn und seine Anhänger an, gegen Gott und die Bibel, sowie gegen den Namen und das Reich Christi Spott und Trotz geübt, ja gegen jedes der göttlichen Gebote eine frevelnde Hand erhoben zu haben; er weissagte zugleich, der Ruhm Julianen's werde, so lange die Welt stehe, den Ruhm der Semiramis übertreffen.

Inzwischen hatten die Helden des 17. Januars Aemter, Titel und Belohnungen unter einander getheilt, und sich selbst zu einem geheimen Staatsrath unter dem Vorsitze des Prinzen Friedrich zur Ausübung der höchsten Gewalt bestellt. Allen Behörden ward angezeigt, Befehle mit der Unterschrift des Königs nur dann zu beachten, wenn dieselben

von den Mitgliedern dieses Rathes gezeichnet wären. Der Prinz selbst war ein unbedeutender junger Mensch, die Seele der neuen Regierung sein ehemaliger Hofmeister Guldberg, ein Eiferer für die kirchliche Rechtgläubigkeit, und vornehmlich als solcher gegen den Freidenker Struensee aufgebracht.

Dieser war gleich am ersten Tage seiner Verhaftung in Ketten gelegt und an die Wand seines Kerkers angeschlossen worden. Er zeigte sich kleinmüthig. Den Gedanken zu verhungern, den er Anfangs faßte, gab er bald auf, um Romane und Reisebeschreibungen zu lesen. Dagegen war Brandt, der in seinem Kerker ebenfalls Ketten trug, heiter und unverzagt, sang Arien und spielte auf der Flöte. Struensee's Bruder vertrieb sich die Zeit durch Schachspiel mit den Officieren der Wache. Nach fünf Wochen wurde der gestürzte Minister vor die zur Untersuchung seiner Vergehungen niedergesetzte Commission geführt. Die Hauptpunkte der Anklage waren: 1. Ein Anschlag auf die Person des Königs. 2. Die Absicht, den König zur Niederlegung der Krone zu zwingen. 3. Ehebrecherischer Umgang mit der Königin. 4. Die Art, wie er den Kronprinzen erzogen. 5. Die Gewalt, die er sich angemaßt. 6. Die Art, wie er dieselbe gebraucht habe. Das Widersinnige und Lächerliche der meisten dieser Anklagen fiel von selbst in die Augen. Der Minister eines unumschränkten Monarchen sollte die Absicht gehabt haben, diesen Monarchen, dessen Gunst seine einzige Stütze war, zu entthronen; er sollte im Namen dieses Monarchen bestraft werden, weil ihm derselbe seinen Posten verliehen hatte. Die Erziehung des Kronprinzen war nach den damals von Rousseau empfohlenen Grundsätzen der Natureinfalt und Abhärtung eingerichtet worden. Man hatte dem schwächlichen, vorher sehr verzärtelten Knaben nichts als kalte Nahrungsmittel und ganz leichte Kleider gegeben, ihn mit einigen anderen Knaben seines Alters barfuß im Freien herumlaufen lassen, und in seiner und seiner Gespielen Behandlung keinen Unterschied gemacht. Dieser gewagte Versuch war höchst glücklich ausgefallen. Vorher hatte der junge Fürst Anlage zu doppelten Gliedern und war schwächlich, traurig, träge, furchtsam, ungeschickt und eigensinnig; jetzt war er stark und gesund, geschwind, geschickt und vorsichtig geworden, er hatte sich seiner Furchtsamkeit entledigt, zeigte Aufmerksamkeit und machte geistreiche Bemerkungen. Was die Staatsverwaltung Struensee's betraf, so waren alle Maßregeln derselben von der Autorität des unumschränkten Königs ausgegangen, und die Commissarien wußten daher nichts Anderes gegen den Minister aufzubringen, als daß sie behaupteten,

er habe eine Geldsumme von 132,000 Reichsthalern, die in Rechnungen als Betrag einiger vom Könige aus seiner Privatcasse gemachten Geschenke, eines an die Königin von 10,000 Rthlrn., eines an Struensee von 60,000 Rthlrn., eines gleichen an Brandt, und eines von 2000 Rthlrn. an den Obersten von Falkenskiold, sich vorfand, durch eine betrügliche Veränderung der Zahlen zu dieser Höhe gebracht, da sie ursprünglich nur 22,000 Rthlr. betragen habe. Es war kaum zu glauben, daß der Minister, dem das ganze Vermögen des Staates zur Verfügung stand, sich einen gemeinen Betrug zur Erwerbung einer nicht allzu beträchtlichen Geldsumme erlaubt haben sollte.

Der dritte Punkt der Anklage, Struensee's Verhältniß zur Königin, war der einzige, durch den er, wenn Beweise für denselben beigebracht wurden, strafbar gemacht werden konnte. Der Unglückliche, durch die Leiden eines fünfwöchentlichen Aufenthalts im Kerker gebeugt, durch Drohungen grausamer Qualen geschreckt und vielleicht durch die Hoffnung verleitet, daß das einzige Rettungsmittel für ihn sei, die Königin Mathilde in sein Schicksal zu verwickeln, legte in dem zweiten Verhör, das am 21. Februar mit ihm vorgenommen wurde, ein Geständniß ab, welches die Ehre und das Leben dieser Fürstin ihren schadenfrohen Feinden Preis gab, ihn selbst aber einem schmachvollen Tode überlieferte und seinen Namen auf alle Fälle mit Schande bedeckte, gleichwohl ob es als ein unwahres oder ein wahres galt.

Im Besitz dieser Aussage begaben sich die Commissarien am 9. März nach Kronenburg zur Königin. Nachdem sie sich umsonst bemüht hatten, ihren Verstand durch Fragen zu verwirren, unternahm einer derselben, der Freiherr von Schack-Rathlow, einen Sturm auf ihr Herz. Er erklärte ihr, Struensee habe sein und ihr Vergehen gestanden, und wenn sie ihn Lügen strafe, werde er das Verbrechen, die Majestät durch eine so schändliche Lüge verläumdet zu haben, nur durch die qualvollste Todesstrafe abbüßen können. Karoline Mathilde erblaßte, und fragte, ob ihr Bekenntniß den Unglücklichen retten könne. Die Mienen der Commissarien schienen diese Frage zu bejahen, die Festigkeit der Königin war erschüttert, und als ihr die inzwischen aufgenommene oder schon mitgebrachte Verhandlung mit dem Geständnisse ihrer Schuld vorgelegt ward, ergriff sie die Feder, um ihren Namen darunter zu schreiben. Schon standen die Buchstaben Karol — auf dem Papiere, als ihr Blick auf das lauernde, tückisch-lächelnde Gesicht des Commissars traf. Da warf sie bebend die Feder weg und fiel halb ohnmächtig in ihren Sessel. Schack aber hob die Feder auf, setzte sie in die Hand der Be-

wußtlosen, und führte dieselbe, bis der Name Karoline Mathilde unterzeichnet war*).

Hierauf wurde am 6. April 1772 die Ehe des Königs von einer hierzu ernannten Commission getrennt, jedoch der Grund der Trennung in dem Urtheile verschwiegen. Ein weiteres Verfahren gegen die Königin soll durch eine kräftige Erklärung des englischen Gesandten Keith, daß in diesem Falle eine brittische Flotte zum Schutze der brittischen Königstochter vor Kopenhagen erscheinen werde, verhindert worden sein. Dafür erfolgte am 25. April ein Urtheil gegen die Grafen Struensee und Brandt, des Inhalts, daß Beide ihrer Ehren, Würden und Güter entsetzt, ihre Wappen zerbrochen, die rechte Hand, dann der Kopf ihnen abgehauen und ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden sollten. Als Gründe waren bei Struensee, außer einer großen Missethat welche ein Verbrechen gegen die Majestät des Königs enthalte und eine harte Todesstrafe verdiene, die Kunstgriffe und Mittel angeführt, wodurch er den König verleitet, dem Königsgesetze entgegen, sich der höchsten Gewalt zu entäußern, und der Mißbrauch, den er mit der ihm anvertrauten Macht zum Schaden des Staats und der Nation getrieben habe. Auch die angebliche Fälschung des königlichen Gnadengeschenkes fehlte nicht, ungeachtet kein anderer Beweis für dieselbe beigebracht worden war, als die dem geisteskranken Könige in den Mund gelegte Erklärung, daß er sich nicht zu erinnern wisse, über die in den Rechnungen stehende Summe von 132,000 Reichsthalern verfügt zu haben. Gegen Brandt war angeführt, daß er mit Struensee gemeinschaftliche Sache gemacht, dessen Absicht, Trennung in die königliche Familie zu bringen, unterstützt, unter andern als Schauspieldirector dem Prinzen Friedrich eine besondere Loge angewiesen, die 60,000 Reichsthaler angenommen, vornehmlich aber bei der oben erwähnten Balgerei mit dem Könige sich auf Struensee's Rath an der geheiligten Person vergriffen und hierdurch

---

*) Diese Erzählung, die der Verfasser der im Jahre 1788 erschienenen „Authentischen Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt" (angeblich aus dem französischen Manuscript eines hohen Ungenannten übersetzt) mittheilt, war schon vorher als allgemeine Sage bekannt. Der Verfasser des in der Hofbuchdruckerei zu Kopenhagen gedruckten Werkes von Höst, Graf Struensee und dessen Ministerium (1824), will dieselbe wegen allzu großer Schändlichkeit der That nicht für Wahrheit halten, bemerkt aber selbst, daß ihr von den Betheiligten nie widersprochen worden ist. Vgl. auch Jensen-Tusch, die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struensee und Brandt, 1864.

die größte Majestätsverletzung begangen habe. Alles, was sowohl die Verurtheilten selbst als ihre Advocaten Uldal und Bang zu ihrer Vertheidigung angeführt hatten, war bei Abfassung dieses Urtheils unberücksichtigt geblieben. Der König bestätigte dasselbe noch an demselben Tage, nachdem er auf dem Schlosse Charlottenlund Mittagstafel gehalten, und begab sich dann in die italienische Oper. Am folgenden Tage war bei Hofe großer Maskenball; am 27sten, dem Vorabende des zur Vollstreckung angesetzten Tages, großes Concert.

Die Verurtheilten empfingen die Todesbotschaft mit Gelassenheit. In zwei würdigen Geistlichen sandte die Kirche den beiden Unglücklichen beredte Tröster. Struensee ward von dem damaligen Prediger (nachmaligem Bischofe) Münter, Brandt von dem Propste Hee zum Tode vorbereitet. Struensee hatte sich vor seinem Falle zu den Grundsätzen des Unglaubens bekannt. Es wurde aber dem Geistlichen nicht schwer, ihn jetzt zu den Grundlehren des Christenthums zu bekehren, und zur Ergebung in sein hartes Verhängniß zu stimmen*). Während Struensee das Urtheil, welches sein Vertheidiger ihm brachte, las, bemerkte Münter nicht die geringste Veränderung in seinem Gesichte. Er zeigte sich nachher nur bekümmert, als er hörte, daß ein gleichlautendes Urtheil auch gegen den Grafen Brandt ergangen sei. Auf die Ermahnungen des Beichtvaters, sein Schicksal mit Unterwerfung zu tragen, entgegnete er: „Ich bin ruhig. Ich habe mich sogar auf Aergeres gefaßt gemacht, und überlegt, wenn ich vielleicht gerädert werden sollte, ob ich auch die Schmerzen einer solchen Hinrichtung würde ertragen können. Habe ich diesen Tod verdient, so würde meine Schande nicht ausgelöscht werden, wenn auch die beschimpfenden Umstände desselben nicht damit verbunden wären. Und hätte ich ihn nicht verdient, was ich weder behaupten kann noch will, so würden mir verständige Leute Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dann gewönne ich wieder an meiner Ehre. Was ist mir nun überhaupt irdische Ehre und Schande werth? Ob mein Fleisch in der Erde oder in der Luft verwest, ob es von Würmern oder von Vögeln verzehrt wird, das ist in Beziehung auf mich selbst völlig einerlei. Gott wird die Theile meines Körpers, die bei der Auferstehung desselben zu

*) Münter ließ die Unterredungen drucken, die er mit Struensee bis zu dessen letztem Augenblicke gehabt hatte, unter dem Titel: Bekehrungsgeschichte des vormaligen Königl. dänischen geheimen Cabinetsministers Johann Friedrich Struensee, nebst dessen eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zur Aenderung seiner Gesinnungen über die Religion gekommen ist (Leipzig 1772). Ein Gleiches that der Propst Jörgen Hee in Beziehung auf den Grafen Brandt.

meinem künftigen, verklärten Leibe nöthig sein werden, schon aufzubewahren wissen. Ich bin ja das nicht, was auf das Rad gelegt wird. Ich weiß, Gott Lob! sehr gut, wie wenig dieser Staub mein Ich ausmacht.“ Münter versichert, er habe der ihm zur Last gelegten Vergehungen ohne allen Zwang sich schuldig bekannt, auch hinsichtlich seiner Staatsverwaltung gern eingestanden, daß sie vor dem höchsten Richter wegen der unsittlichen Beweggründe des Leichtsinnes, der Eilfertigkeit, des Stolzes und Hochmuthes, die ihn dabei geleitet, verwerflich erscheinen werde. Ihren politischen Werth zu beurtheilen, überlasse er der Nachwelt*). Nur das dürfe er sagen und müsse er sagen, weil er sonst die Unwahrheit sagen würde, daß er keine schlechten Absichten gehegt, und nicht daran gedacht habe, den König und das Land unglücklich zu machen. Es sei wahr, daß er sich in kurzer Zeit beträchtliche Summen zugewendet habe; aber die Rechnung darüber sei nicht verfälscht worden. „So unangenehm der Weg ist, setzte er hinzu, auf welchem Gott mich aus der Welt führt, so habe ich doch große Ursache ihm dankbar dafür zu sein, daß er ihn gewählt, mir den Tod eine Zeitlang zum Voraus gezeigt, und mich zugleich ganz aus den Lüsten und Zerstreuungen des Lebens herausgerissen hat. Ich würde auf keine andere Art zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Besserung meines Herzens haben gebracht werden können.“ Als die Thür des Gefängnisses sich öffnete und der Officier eintrat, ihn zur Richtstätte zu holen, wurde der Beichtvater sehr weich; der Verurtheilte aber, als wenn ihn die Sache nichts anginge, redete ihm zu und bat ihn, sich durch die Betrachtung der Glückseligkeit aufzurichten, der er entgegen gehe, und durch das Bewußtsein, daß Gott ihn gebraucht habe, ihm dieselbe zu verschaffen.

Das Urtheil wurde (am 28. April 1772) in seiner ganzen Strenge vollzogen. Im Angesicht einer unzählbaren Menge Zuschauer wurde derjenige, den die Hauptstadt noch vor wenigen Monaten als allgewaltigen Premier-Minister in der Fülle der Macht und des Glanzes gesehen hatte, mit seinem Freunde auf dem Blutgerüste, nach Abhauung der Hand, enthauptet, die Körper zerstückt, die blutigen Ueberreste am Galgen auf Pfähle und Räder gesteckt, um mehrere Jahre hindurch Denkmäler der schauervollen Begebenheit darzubieten. Die zahlreichen Schaaren, welche sich mit gespannter Neugier hinaus begeben hatten,

*) Auch Höst kann nicht umhin zu erklären: Alles wohl erwogen, dürfen wir Struensee für einen um Dänemark hoch und vielfach verdienten Minister erkennen.

wanderten, von den scheußlichen Auftritten erschüttert, in dumpfer Stille nach der Hauptstadt zurück.

Die übrigen Gefangenen wurden theils mit Aemterverlust, theils mit Verweisung bestraft. Struensee's Bruder, der sich unter den Letzteren befand, ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II. huldreich empfing, ihn aber fürs Erste auf seinen Posten als Professor der Mathematik in Liegnitz zurückwies. Er behielt aber den Mann, der einmal seine Aufmerksamkeit erregt hatte, im Auge. Nach fünf Jahren ernannte er ihn zum Director des neu errichteten Banco-Comptoirs in Elbing; später, als er ihm auf diesem Posten Genüge geleistet, zum Geheimen Ober-Finanzrath und Director der Seehandlung in Berlin. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er Minister und mit dem Departement der Accise, Zölle, der Fabriken und des gesammten Handels beauftragt. Schon vorher hatte ihm die inzwischen veränderte Regierung in Dänemark den dänischen Adel mit dem Namen Karlsbach ertheilt. Er machte jedoch keinen Gebrauch von dieser Gnadenbezeigung und führte bis an seinen Tod (1804) den durch so wundervolles Spiel des Schicksals ausgezeichneten, mit ihm erloschenen Namen Struensee.

Die Königin Karoline Mathilde verließ, nach einer zwischen dem dänischen und dem englischen Hofe getroffenen Uebereinkunft, am 30. Mai Dänemark und bezog das Schloß Celle im Hannoverschen. Hier lebte sie, von ihren Umgebungen wie von den Bewohnern der Stadt als ein Engel in Menschengestalt angebetet. Tröstung über ihr Schicksal fand sie im Gedanken an das Ewige. Sie besuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienst und sprach gern von der Religion. Sowohl mit eigener Hand als durch Andere, besonders durch die Prediger, spendete sie, ihrer mäßigen Einkünfte ungeachtet, bedeutende Gaben an die Nothdürftigen. Holdselig gegen Alle, von dem Wunsche beseelt, einem Jeden Freude zu machen, gab sie besonders Kindern oft Gelegenheit, zu Hause frohlockend zu erzählen, daß sie mit der Königin gesprochen hätten. Immer war sie des Abends unzufrieden, wenn sie fürchtete, sich am verflossenen Tage weniger freundlich als sonst gegen Andere betragen zu haben. Nie mochte sie lieblose Aeußerungen anhören. Sie besaß gründliche Bildung. Mit Fertigkeit redete sie, außer ihrer Muttersprache, Französisch, Dänisch und Deutsch. Als sie im Sommer 1774 ein Landhaus bewohnte, hatte sie ein paar Stunden jeden Abend bestimmt, ihrem Hofe einige gute Deutsche Schriften entweder selbst vorlesen oder vorlesen zu lassen. Mehr als einmal sah man sie durch den Tod Abel's zu Thränen gerührt. Einer ihrer Lieblingsdichter war Gellert. Sie wußte

mehrere seiner Gedichte auswendig; besonders gefiel ihr sein Lied von der Feindesliebe, welches mit den Worten anfängt: „Nie will ich dem zu schaden suchen, der mir zu schaden sucht.“ Nichts vermochte jedoch die unverkennbaren Zeichen eines nagenden Grames aus dem Gesichte dieser unglücklichen Fürstin zu vertilgen. Sie starb am 10. Mai 1775 an einem bösartigen Friesel, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Die Nachricht ihres Todes kam in Kopenhagen an einem Tage an, als ein Ball bei Hofe gegeben werden sollte. Der Ball wurde gehalten, nachher aber die für gekrönte Häupter gewöhnliche Hoftrauer angelegt.

Noch in demselben Jahre, in welchem Struensee und Brandt hingerichtet worden waren, veruneinigten sich die Verschworenen vom 17. Januar unter einander. Graf Ranzau wurde mit einem Jahrgehalt von 8000 Rthlrn. seiner Aemter entlassen und entfernte sich aus Dänemark. Köller mußte dem überlegenen Einflusse Eickstädt's und Guldberg's weichen und auf den untergeordneten Posten eines Interims-Gouverneurs von Rendsburg abgehen. Beringskiold verlor als Anhänger Ranzau's den Kammerherrnschlüssel und wurde nach der Insel Möen verbannt. Er starb, nach mancherlei Schicksalen, nachdem er viele Jahre als Gefangener in Munkholm gesessen, in Stavanger, einige achtzig Jahre alt. Eickstädt und Guldberg behaupteten sich länger. Beide wurden, in anständiger Form, mit Titeln und Ehrengehalten, im April 1784 in den Ruhestand versetzt, als der Kronprinz Friedrich, der Sohn Mathilden's, die Zügel der Regierung ergriff. Alle diese Männer erreichten ein hohes Alter, so daß sie nur desto länger den Vorwürfen ihres Gewissens ausgesetzt waren, und Alle wurden von der Verachtung jedes rechtlichen Dänen bis zum Grabe begleitet. Die Nation fühlte den Schimpf, den diese Elenden durch eine barbarische, der finstersten Jahrhunderte würdige Handlung blutgieriger Leidenschaftlichkeit der Nationalgeschichte aufgedrückt hatten.

---

8. Schweden unter Adolf Friedrich.

(1751 — 1771.)

Als der zum Nachfolger Friedrich's I. erwählte Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp den schwedischen Thron bestieg, war das Königthum ein bloßer Schatten geworden, der Adel aber, der die Ge-

walt in Händen hatte, in zwei große Parteien, die eine für Frankreich, die andere für Rußland, getheilt. Das Erste, was dem neuen Könige abverlangt ward, war eine Versicherung über Unverletzbarkeit der bestehenden Verfassung und das feierliche Versprechen, daß er die Reichsstände ihres ihm geleisteten Eides für entbunden halten wolle, wenn er jemals wider diese königliche Versicherung oder wider ein von den Reichsständen gemachtes oder noch zu machendes Gesetz handeln sollte. Und bald genug kamen allerhand trotzige Gesetze zum Vorschein. Wer dreimal dem Könige ohne Erfolg zu einem Staatsamte vorgeschlagen worden, sollte in die nächsterledigte Stelle derselben Beschaffenheit ohne königliche Ernennung eintreten; in allen Sachen ohne Ausnahme sollte, statt des vorher erforderlich gewesenen Handsiegels des Königs, dessen Name durch einen Stempel beigesetzt werden, wenn die Unterschrift auf zweimaliges Ansuchen des Senats nicht erfolge. Selbst in Sachen, die nur die persönlichen Verhältnisse des Königs betrafen, mischten sich die Stände und der Reichstag. Der König mußte den Geschichtschreiber Dalin, den er seinem Sohne, dem nachmaligen Gustav III., zum Lehrer gegeben hatte, entlassen, weil er dem Reichsrathe mißfiel. Man befahl eine Untersuchung der Kronjuwelen, als man erfuhr, daß die Königin einige Juwelen, die ihr bei ihrer Verheirathung vom Könige geschenkt worden waren, nach Hamburg geschickt hatte. Man erhob förmliche Klage bei dem Reichsrathe, als, auf den Befehl der Königin, daß nur königliche Kutschen in dem innern Schloßhofe auffahren sollten, die Garde den Frauen zweier Reichsräthe die Einfahrt verweigert hatte. Der König mußte sogar die Behauptung hören, daß die königliche Burg und Garde unter des Reichsraths Oberbefehl stehe, und daß die Beispiele, worauf der König sich berief, aus den Zeiten einer angemaßten Herrschaft entnommen wären.

Die Schwäche Adolf Friedrich's gab diesen Feinden des Throns immer größern Spielraum. Als die unterdrückte Partei der Mützen einen Versuch zur Erweiterung der königlichen Macht, und wohl auch ihrer eignen, unternahm, scheiterte derselbe mit durch die Unentschlossenheit des Königs. Trotz der Aufforderungen seiner kühneren Gemalin, der preußischen Prinzessin Ulrike, Schwester Friedrich's II., machte er keinen Gebrauch von dieser Gelegenheit; er ließ vielmehr die Hüte ihre Macht durch die Hinrichtung der Haupturheber jener Verschwörung, des Barons Horn und des Grafen Brahe, befestigen. Aber dafür sah er sich auch wider seinen Willen zur Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege

gegen Preußen hingezogen. Frankreich's Einfluß, obgleich es mit seinen Hülfsgeldern in einem Rückstande von elf Millionen Livres blieb, die Furcht vor Rußland und die Aussicht auf Eroberung Pommern's erregten diese Kriegslust, die dem Lande, das schon an Uebermaß des Papiergeldes und an Mangel des Credits litt, eine Schuldenlast von zwanzig Millionen Thalern zu Wege brachte, und dabei nichts als Schande erwarb; denn die Führung scheiterte theils an dem Einfluß des Hofes, theils an der Furcht der Generale, durch selbstthätiges Handeln in ein gleiches Schicksal wie Budenbrok und Löwenhaupt zu gerathen.

Der Friede mit Preußen, der nach dem Wunsche Peters III. im Jahre 1762 geschlossen wurde, trieb den Krieg in das Innere und zu den Parteien zurück. England, Frankreich und Rußland waren die Hebel, wodurch die Hüte, die Mützen und die Hofpartei, die, zwischen beiden stehend, die königliche Gewalt herzustellen hoffte, in Bewegung gesetzt wurden. Als auf der Reichsversammlung 1765 die Mützen, von England und Rußland unterstützt, den Sieg davon trugen, schloß die Hofpartei sich wieder an die Hüte und an Frankreich an. Beide versprachen die königlichen Rechte zu erweitern, die inzwischen durch neue Anordnungen von Seiten der Mützen noch mehr beschränkt worden waren. Doch wirkte die Preßfreiheit, welche diese einführten, dem Throne günstiger, als sie glaubten; denn sie zog das geheime Spiel eigennütziger Parteien an das Licht und vor das Urtheil des Volks. Das Benehmen des vielversprechenden Kronprinzen Gustav, der schon durch den Umstand, daß er seit Karl XII. der erste in Schweden geborene und erzogene Prinz war, die Neigung des Volkes für sich hatte, trug dazu bei, die öffentliche Stimmung dem Hofe zuzuwenden. Der Prinz reiste in den Bergwerkskreisen umher, hörte die Klagen und Beschwerden über die herrschende Nahrungslosigkeit, die sich in einer Menge von Bankerutten zu erkennen gab, mit Bereitwilligkeit an, und versprach Hülfe. Nun forderte der König, von den Hüten und von dem französischen Gesandten unterstützt, und von seinem unternehmenden Sohne geleitet, im Jahre 1768, eine Versammlung der Reichsstände, um durch diese eine Veränderung der Verfassung durchzusetzen. Als der Reichsrath sich weigerte, zwang der König ihn dadurch, daß er die Regierung niederlegte, zur Nachgiebigkeit; denn da nun alle Behörden, auch der Magistrat von Stockholm, erklärten, durch Niederlegung der königlichen Würde außer Thätigkeit gesetzt zu sein, und überdies einige Officiere die

Treue ihrer Truppen unter solchen Umständen ins Bedenken stellten, konnte der Reichsrath nicht länger umhin, die Reichsstände nach Norköping, 19. April 1769, zu berufen.

Das Erste, was diese zur Untersuchung zogen, war das Verhalten des Reichsraths, der im Ganzen, während der Regierung Adolf Friedrich's, dem englisch-russischen Interesse ergeben gewesen war. Die russischen Gesandten Panin und Ostermann hatten durch das Geld, welches sie mit vollen Händen ausspendeten, Schweden überwiegend beherrscht. Sie hatten dem Adel mit der Hoffnung geschmeichelt, Schweden zu einer Republik unter Rußland's und England's Schutze zu bilden, während sie darauf ausgingen, es zu einer russischen Provinz zu machen. Es konnte daher dem geheimen Ausschuß des neuen Reichstages nicht schwer fallen, vierundzwanzig Klagepunkte aufzufinden, die er allen Reichsräthen, zweien ausgenommen, zur Last legte. Vornehmlich wurde eine von ihnen an die Behörden erlassene Erklärung hervorgehoben, des Inhalts: „das Reich könne allenfalls ohne den König regiert werden; der Reichsrath müsse dann sich theilen, und die eine Hälfte dem Reichstage beiwohnen, die andere aber zu Stockholm bleiben." Das Urtheil fiel dahin aus, daß sie ihre Stellen verloren, und die Kosten bezahlen mußten, welche die Berufung des Reichstages nach Norköping verursacht hatte. Dieser Anfang schien für die königliche Gewalt viel versprechend; allein der Fortgang des Reichstages führte zu einem andern Ergebniß. Die beabsichtigten Veränderungen in der Verfassung fielen durch, und am Ende ward jede Neuerung für unzweckmäßig erklärt. Indeß war das Uebergewicht der dem Hofe feindlichen Partei nicht so ansehnlich wie sonst; die ganze Zahl ihrer Stimmen war 457 gegen 431 gewesen. Da nun überdieß während dieses Reichstages eine stärkere Trennung zwischen dem Adel und den übrigen drei Ständen zur Reife kam, trat die Möglichkeit einer Veränderung näher, zumal da Adolf Friedrich am 12. Februar 1771 starb, und sein ihm nachfolgender Sohn Gustav III. Kühnheit und Kraft besaß, um die Herstellung der königlichen Selbstständigkeit zu versuchen und zu vollführen.

---

9. Gustav's III. Anfang und Verfassungsänderung*).

Die herrschende Partei hatte versucht, den jungen heranwachsenden Fürsten und seinen möglichen Ehrgeiz in Schranken zu halten. Sein Lehrer, Graf Scheffer, legte es darauf an, ihm eine heilige Ehrfurcht vor der schwedischen Verfassung und Abscheu vor aller Eigenmacht einzuflößen. Das Glück eines beschränkten Königs ward ihm mit den anmuthigsten Farben geschildert. Daher hatte auch der Reichstag die Reise nach Frankreich, auf welcher sich Gustav eben befand, als sein Vater starb, mit großer Besorgniß betrachtet, weil der Kronerbe eine unumschränkte Regierung kennen lernen und den Wunsch empfinden würde, Anwendungen auf Schweden zu machen. Es bedurfte aber für Gustav nicht erst einer Reise, um Scheffer's Lehren zu verschmähen und neue Ansichten zu gewinnen. Er fühlte von selbst Neigung und Kraft, die engen Schranken der Dienstbarkeit zu verlassen und den reichen Wirkungskreis königlicher Machtvollkommenheit zu betreten. Die Reise war sogar darum unternommen, um bei Frankreich Unterstützung für dieses Unternehmen auszuwirken. Denn Frankreich wünschte um eigenen Vortheils willen, daß die unumschränkte Königsmacht in Schweden hergestellt werde. Dieser Plan war auf dem letzten Reichstage mißlungen; jetzt glaubte es ihn durch die Kühnheit und den Ehrgeiz des jungen Fürsten ausführen zu können. Choiseul ließ ihm daher von den rückständigen Hülfsgeldern, welche Schweden seit 1756 mehrmals vergeblich gefordert hatte, einen Theil baar zahlen, und verhieß weitere Zahlung, wenn Gustav das Geld zu dieser Absicht anwenden würde. Zugleich sandte er ihm in der Person des Ritters (nachmaligen Ministers) Vergennes, der als französischer Botschafter nach Stockholm kam (Juni 1771), einen Beobachter und Rathgeber.

Voll guter Hoffnungen reiste Gustav nach Schweden zurück, und suchte, damit er seinem Unternehmen die Gunst des Volkes gewinnen möchte, dieselbe erst seiner Person zu verschaffen. Indem er eine nie gesehene Leutseligkeit gegen alle Unterthanen bewies, kam es ihm sehr zu Statten, daß er die schwedische Sprache, welche die letzten beiden Könige nicht verstanden hatten, sprach, wie er sich denn überhaupt mit Leichtigkeit und Gewandtheit ausdrückte. Diese Gabe der Beredtsamkeit wurde ihm

*) Vgl. Geijer, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere. Aus dem Schwedischen. Drei Theile, 1843—46.

besonders auf den Reichstagen nützlich. Er eröffnete den ersten mit einer Rede, worin er erklärte: er setze seinen Ehrgeiz in den Wunsch, erster Bürger eines freien Staates zu sein; um aber dieser Freiheit theilhaftig zu werden, empfahl er Eintracht und Einigkeit. Diesmal aber war ihm die Uneinigkeit, die auf dem Reichstage herrschte, für seine Zwecke willkommen. Mit besonnenem Geiste schwebte er über der Zwietracht der Mützen und der Hüte, über der Eifersucht der beiden unteren Stände gegen den Adel, und gab allen widerstrebenden Bewegungen einen Mittelpunkt, den sie nicht suchten, aber doch finden mußten, nämlich die königliche Macht. Dabei verstand er die Kunst, seine Gegner sicher zu machen. So schloß er eine seiner Reden auf dem Reichstage mit den Worten: „Wären meine Absichten weniger lauter, so würde ich, nach dem Beispiele meiner königlichen Vorfahren, die Uneinigkeit des Vaterlandes wider die Freiheit desselben benutzen.“ Die Versicherungsacte, welche die Stände, nach einer achtmonatlichen Zänkerei, ihm vorlegten, unterschrieb er, ohne sie zu lesen, mit der Bemerkung: man werde bei der Abfassung gewiß das Beste des Staats bezweckt haben, und einen solchen Schwur habe er schon längst in seinem Herzen abgelegt. Nachdem dergestalt dafür gesorgt war, ihm alle Machtübung zu entziehen, ward eine sehr kostbare Krönung veranstaltet; doch erhielt Gustav's Wunsch, in der Ebene von Upsala bei den Morasteinen, an der Wahl- und Krönungsstätte der alten Nationalkönige Schweden's die Krone zu empfangen, keine Gewährung; denn die herrschende Aristokratie trug Bedenken, den König allzuviel Volksgunst gewinnen zu sehen.

Den Ständen schien der König nun fertig; nicht also aber dachte Gustav. Während er, unbekümmert um den noch fortdauernden Reichstag und dessen Berathungen, auf seinem Landsitze Eckholmsund den schönen Künsten huldigte und diese Gleichgültigkeit selbst den Tadel der Reichsstände sich zuzog, waren auf mehreren Punkten des Königreichs von ihm ausgeschickte Leute bemüht, Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen, es gegen die bestehende Verfassung einzunehmen und zu einem Aufstande zu reizen. Sie benutzten dazu einen zufällig entstandenen Kornmangel, den sie den Ständen und der unordentlichen Verwaltung Schuld gaben. Doch die größte Hülfe leistete ihm der Parteienkampf der Hüte und Mützen auf dem Reichstage selbst. Da die Letzteren diesmal die Oberhand behielten, bewirkten sie die Absetzung des bisherigen, aus Hüten gebildeten Reichsrathes, trotz aller Einreden des russischen und des englischen Gesandten, die schon deshalb Mäßigung riethen, weil sie ahnten, daß am Ende beide Parteien zu Grunde gehen könnten.

Auch aus allen anderen Stellen, die Ehre und Geld brachten, wurden die Hüte verdrängt, und so zu einer, den Absichten des Königs nützlichen Verzweiflung getrieben. Nicht minder wirkte die Erklärung des französischen Gesandten, daß hinfort alle Geldzahlungen von Seiten Frankreich's aufhören sollten, auf die Mitglieder dieser Partei, die bisher zum Theil von solchen Geldzahlungen gelebt hatten. Manche verließen nun ganz den Reichstag, auf dem sie sich nicht mehr zu behaupten vermochten, oder aus Unmuth über den Sieg ihrer Gegner, ohne sich darum der Partei des Hofes anschließen zu wollen. Dieser schien so ohnmächtig, daß der Stolz der aristokratischen Parteihäupter nicht daran dachte, sich durch Verbindung mit ihm einen Weg zur Rache zu bahnen. Dennoch hatte Gustav im Stillen sich Anhänger gewonnen.

Unter ihnen befand sich der Oberst Sprengtporten, der mehr als hundertundfunfzig Officiere auf seine Seite gezogen hatte; durch sie versicherte sich der König der bewaffneten Macht in der Hauptstadt. In den übrigen Theilen des Reichs waren andere thätig; besonders die Brüder des Königs, Karl und Friedrich, die, unter verschiedenen Vorwänden, in Schonen und Ostgothland sich aufhielten. Hellichius, ein warmer Freund Gustav's und ein kühner Mann, stand als Hauptmann in der Festung Christianstadt. Dieser sollte das Unternehmen beginnen, und an einem bestimmten Tage mittelst eines Aufrufs, worin die bisherige Verwirrung und deren Urheber, die Stände, angeklagt würden, den Aufstand gegen sie erheben. Ein Officier, zum Schein entfliehend, sollte sich dann zum Prinzen Karl begeben, und ihn durch eine förmliche Aufforderung veranlassen, angeblich zur Stillung des Aufstandes Truppen zusammen zu ziehen. Einzelne Vorkehrungen der herrschenden Partei verriethen, daß sie etwas von dem beabsichtigten Vorhaben ahne; aber der König machte sie durch seine Sorglosigkeit sicher, und nahm ihr auch durch die rasche Ausführung seines Plans die Zeit zu einem kräftigen Gegenwirken*).

Abends am 11. August 1772 eröffnete der Hauptmann Hellichius sein Spiel; der Prinz Karl folgte und versammelte seiner Rolle gemäß Truppen, angeblich um den Aufstand zu dämpfen. Als diese Vorgänge in Stockholm bekannt wurden, schöpfte die herrschende Partei sogleich dringenden Verdacht; der König wußte sich aber so gut zu verstellen, daß sie ihm nichts anhaben konnte. Bei einem Abendessen lenkte der

---

*) Sehr ausführliche und authentische Nachrichten über die Verschwörung giebt Geijer a. a. O. Th. I. S. 145 ff.

Graf Ribbing das Gespräch absichtlich auf diese Ereignisse, und faßte mitten in der Erzählung davon den König scharf in's Auge, indem er sagte: was das Sonderbarste ist, der wachhabende Officier am Thore zu Christianstadt hat erklärt, es geschehe Alles auf Ew. Majestät Befehl. „Sie irren sich, erwiederte Gustav, ohne aus der Fassung zu kommen, ich habe den Bericht an den Reichsrath selbst gelesen, und darin steht, es sei die Schildwache gewesen und nicht der Officier." Gustav glaubte dieser Verstellung um so mehr zu bedürfen, als seine Macht dergestalt beschränkt war, daß er nicht einmal einem Garderegiment nach seinem Willen Befehle ertheilen konnte. Er hatte sich unterdeß um die Gunst der bewaffneten Bürgerschaft beworben, und zog mit ihr auf den Streifwachen, die der Reichsrath angeordnet hatte, durch die Straßen; andere Vertraute ließen sich mit der Garde und Artillerie in Unterhandlungen ein. Als aber der Reichsrath Truppen nach der Hauptstadt beorderte, und dem Prinzen Karl befahl, die von ihm versammelten Schaaren einem andern Befehlshaber zu übergeben, erkannte der König, daß er nun keinen Augenblick mehr zaudern dürfe.

Der 19. August sollte für ihn über Freiheit oder Knechtschaft, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schande entscheiden. Das Gewicht der Unternehmung sowie den Kampf seiner Hoffnungen und Besorgnisse wußte der König noch am Abend vorher unter Spiel und Fröhlichkeit zu verbergen; scheinbar heiter wohnte er der Oper bei. Aber am Morgen, als er aus dem Schlosse trat, waren seine Augen feucht, und in seinem mit Schwermuth überzogenen Gesichte malte sich innere Bewegung. Gleich nach seinem Eintritt in den Reichsrath kam es zu einem heftigen Auftritte. Man verlangte, der König solle einen Brief vorlesen, den er in der Nacht von seinem Bruder erhalten hatte. Da Gustav dies als eine ungebührliche Forderung zurückwies, sprachen einige Reichsräthe von der Nothwendigkeit, sich seiner Person zu versichern. Er aber kam der Ausführung zuvor, indem er, in wirklichem oder verstelltem Zorne die Hand an den Degen legend, die unschlüssige Versammlung verließ. Er eilte nach dem Zeughause, wo die Garde aufgestellt war, ließ dieselbe einige Schwenkungen machen, sprach freundlich zu den Soldaten, und begab sich dann, umgeben von mehreren ihm anhangenden Officieren, nach dem Schlosse, wo sich unterdeß sowohl die aufziehende als abziehende Wache versammelt hatte. Er berief die sämmtlichen Officiere in die Wachtstube, und redete zu ihnen mit Begeisterung von seinem Vorhaben, das Vaterland aus den von fremdem Golde geschmiedeten Ketten zu reißen, und dem Königreiche die uralte gesetzmäßige

Freiheit wiederzugeben, die es zu den Zeiten des großen Gustav Adolf genossen habe. Als nun auf seine Frage, ob sie ihn unterstützen wollten, die Meisten mit Ja antworteten, band er ein weißes Tuch um seinen Arm, und forderte Jeden, der mit ihm sein wolle, auf, ein Gleiches zu thun, damit sich alle seine Anhänger an diesem Zeichen erkennen möchten. Jetzt trat er unter die draußen versammelten Soldaten. Der an sie gerichteten Rede und Aufforderung folgte ein allgemeines Ja; in dem Volke, das auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sei gefangen, herbeigeströmt war, hallte das freudige Jauchzen nach; dasselbe mehrte sich, als Gustav, der jeden zufälligen Umstand zu benutzen wußte, sprach: „Seht, meine Freunde! es wehet von Norden. Ein gutes Zeichen! denn derselbe Wind blies, als Gustav Wasa mit seinen Thalmännern aufbrach, das Land von der Zwingherrschaft zu befreien." Die Reichsräthe saßen in ihrem Sitzungssaale, durch Grenadiere am Auseinandergehen verhindert, und horchten der fernen geräuschvollen Bewegung, indem sie zum ersten Male genöthigt wurden, einer königlichen Anordnung Folge zu leisten.

Der Gouveneur, General Rudbeck, überrascht, daß die Besatzung ihm den Gehorsam verweigerte, lief wüthend mit gezücktem Degen durch die Straßen, rufend: „Zu den Waffen! es ist um die Freiheit geschehen!" Aber Gustav, gleichfalls den bloßen Degen in der Hand, durch die Straßen reitend, und versichernd, eben um das Vaterland zu retten, sei er aufgestanden, hatte bei der Menge schon bessern Glauben gefunden. Das Volk umgab ihn mit Freudenthränen; Viele knieten und küßten seine Stiefeln, indem sie ihm Treue und Gehorsam schworen. Auch die auf dem Rathhause schnell versammelte Stadtobrigkeit leistete den verlangten Eid. Eben dies that die Admiralität auf dem Schiffsholm, einer wichtigen, nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbundenen Insel. So ging die große Staatsveränderung ohne alles Blutvergießen ab. Den beiden Bataillonen Upland und Südermanland, die der Reichsrath nach Stockholm beordert hatte, und die nur noch einige Stunden von der Stadt entfernt waren, schickte man den Befehl umzukehren, ihrem Anführer aber, dem Oberstlieutenant Cederström, einem eifrigen Anhänger der Mützen, gebot man, nach der Hauptstadt zu kommen. Beiden Anordnungen wurde Gehorsam geleistet, weil wegen erfolgter Verschließung der Thore draußen von den Vorgängen noch nichts bekannt geworden war. Mehrerer anderer Personen hatte man sich auf ähnliche Weise versichert; selbst die fremden Gesandten, unter denen der englische und der russische zum Nachtheil des Königs

hätten wirksam sein können, waren auf das Schloß eingeladen, und so auf eine höfliche Weise in eine Art Gewahrsam gebracht worden.

Am folgenden Tage schworen dem Könige alle Kriegs- und Staatsbeamten Gehorsam. Die Bürgerschaft wurde auf einem großen Platze versammelt, und ihr vom Könige versichert, daß er es für seinen größten Ruhm halte, der erste Bürger unter einem wahrhaft freien Volke zu sein. Da sie ohnehin der bisherigen Adels-Regierung nicht hold war und deren Sturz gern sah, leistete sie bereitwillig den geforderten Eid der Treue, den Gustav selbst ihr vorlas. Das Schwerste aber war, die Zustimmung der Stände zu erhalten. Sie wurden zu dem Ende für den folgenden Tag, den 21. August zusammenberufen. Jedem, der nicht erscheinen würde, ward gedroht, daß er als Verräther des Reichs angesehen und bestraft werden sollte. Ein Gerücht verkündigte, daß eine starke, aus Finnland beorderte Heeresabtheilung der Hauptstadt sich nähere; am Tage der Versammlung wurde das Ritterhaus von allen Seiten mit Bewaffneten und mit Geschütz umstellt. Nachdem der König dergestalt allem Widerspruche vorgebaut hatte, hielt er eine feurige Rede, worin er die bisherigen Unordnungen und Zwistigkeiten, die Feilheit der Machthaber und die dadurch über das Reich verbreitete Schande mit den lebhaftesten Farben schilderte, Jeden, der dies läugnen wolle oder könne, aufforderte hervorzutreten und zu reden, uud — da Alles schwieg — damit endigte, daß er seinen Schwur, über ein freies Volk zu herrschen, nicht brechen werde, daß die neue Verfassung nur der Zügellosigkeit und der Willkür ein Ende machen, Freiheit und Gesetz aber erhalten und stärken solle.

Darauf wurde diese neue Verfassung vorgelesen. Kraft derselben erhielt der König freie Verfügung über die ganze Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, über das Staatsvermögen, und über alle Staats- und Kriegsämter; er erhielt das Recht, Frieden und Bündnisse zu schließen und einen Vertheidigungskrieg zu führen. Zu einem Angriffskriege sollte die Einwilligung der Stände nothwendig sein. Die Einberufung der Stände hing hinfort allein vom Könige ab; versammelt, sollten sie über nichts berathschlagen, als was dem Könige gefallen würde ihnen vorzulegen. Der Reichsrath blieb dem Könige verpflichtet; er konnte ihm nur rathen, wenn er von demselben befragt ward, und seine Meinung war nicht entscheidend.

Auf die Frage des Königs, ob sie diese Verfassung genehmigten, antworteten die Anwesenden durch einen lauten Jaruf, und legten dann den Eid ab, den er ihnen vorlas Darauf zog Gustav ein Gesangbuch

aus der Tasche, und stimmte, indem er seine Krone ablegte, das Te Deum an, worin die ganze Versammlung andächtig einstimmte.

Unterdeß eilten die Brüder des Königs durch die verschiedenen Theile des Landes, und nahmen von den Einwohnern und dem Heere den Eid der Treue auf die neue, den Meisten ganz unbekannte Verfassung. Gustav selbst aber machte im folgenden Winter die alte, den schwedischen Königen herkömmliche Riksgata oder inländische Reichsreise, und zwar altväterlicher Weise zu Pferde, bis an die Grenzen von Norwegen. Ueberall, wo er hinkam, auch wo sich Soldaten befanden, nahm er nur eine Wache von Bürgern. Durch Güte versöhnte und besänftigte er die Parteien. Niemand ward bestraft, obwohl ihm bewiesener Eifer belohnt ward. Hauptmann Hellichius ward Oberst, und durch den Namen Gustavsschild ehrenvoll ausgezeichnet; Sprengtporten ward Chef des Garde-Regiments, dessen sämmtliche Officiere um zwei Grade Beförderung, die Unterofficiere aber Denkmünzen und Zulagen erhielten. Die weiße Binde, die der König und seine Anhänger am 19. August um den linken Arm getragen hatten, ward für immer zum schwedischen Heereszeichen erklärt. Dagegen wurden die Parteinamen Hüte und Mützen förmlich verboten. Die Erinnerung an die Zeit der Schmach und der Zwietracht sollte der Vergessenheit übergeben sein.

---

10. Gustav's Staatsverwaltung.

Die Revolution war in einer Art von Rausch vollführt und aufgenommen worden; die Mäßigung des Königs und die Zufriedenheit der Beherrschten wurden Anfangs vielstimmig gepriesen. Allein die Eintracht beider hörte in kurzer Zeit auf, sowohl in Folge des wiederkehrenden Bewußtseins der vormaligen Herrscher, als durch die Maßregeln des Königs. Den Willen desselben sprachen gewiß die Worte aus, womit er beim ersten Reichstage versicherte: daß er, weit entfernt die Freiheit anzutasten, bloß die Tyrannei abgeschafft habe, um das Volk durch Freigebung alles gesetzmäßigen Erwerbes, durch unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit, durch sorgfältige Bemühung für die allgemeine Wohlfahrt, und durch Erhaltung des Friedens zu beglücken. Allein diese Aufgaben vollständig zu lösen, gelang ihm nicht, zum Theil durch Schuld seiner Denkweise und Sinnesart.

In den ersten Jahren wurden wirklich allerlei treffliche Einrichtungen gemacht. Gustav ordnete das zerrüttete Geldwesen; er stiftete mancherlei Anstalten für Hülfsbedürftige, durch Anlegung von Krankenhäusern, Hospitälern und Waisenhäusern, und setzte vierundzwanzig Landschaftsärzte an, um eine leichtere und bessere Behandlung der Kranken möglich zu machen. Er schaffte die Folter ab, und sorgte vor Allem mit rühmlichem Eifer für eine bessere Verwaltung der Gerechtigkeit. Jeder Mißbrauch in derselben ward scharf geahndet, das Hofgericht zu Jönköping mit einer großen Strenge untersucht, und im Allgemeinen auch die Erlaubniß gegeben, gerichtliche Verhandlungen drucken zu lassen. Vorzüglich bemühte er sich um die Verbesserung Finnland's. Er reiste selbst dahin, um die Landesverfassung kennen zu lernen und deren vieljährigen Gebrechen abzuhelfen. Da ferner das Haupterzeugniß Schweden's Metalle sind, das Land aber weitläufig ist, so fühlte er auch die Nothwendigkeit, durch Anlegung von Canälen einen bequemern und leichtern Verkehr hervorzubringen.

Allein gerade bei diesen Werken zeigte sich schon die mehr unruhige als langsam wirkende Thätigkeit des Königs, der von jedem Saamen sogleich Früchte genießen wollte. Ehe das Begonnene vollendet war, ging er schon wieder zu neuen Unternehmungen über; Vieles blieb daher liegen, Weniges ward zu Ende gebracht. In vielen anderen Beziehungen gab es sich immer deutlicher kund, daß er mehr glänzende Aeußerlichkeit liebe, als innere Tüchtigkeit habe. Von dem Hange zu jener zeigte das prächtige Turnier zu Eckholmsund, zu welchem er alle turnierfähigen Ritter einladen ließ, in voller Rüstung, mit Streitkolben, Wurfspießen, Degen und Pistolen zu erscheinen. Er und sechs andere Ritter wollten daselbst den Satz behaupten und mit den Waffen vertheidigen, daß die späte Liebe dauernder als die frühe sei. Auch der Gedanke zu einer allgemeinen schwedischen Volkstracht hing mit dieser Gesinnung zusammen. Diese Tracht sollte ein äußeres Zeichen innerer Eintracht sein, und zugleich der Ueppigkeit und Verschwendung entgegenwirken, ward aber in der Ausführung dadurch verdorben, daß sie viel zu bühnenmäßig ausfiel, und den ernsten Schweden dem verwunderten Europa in der Gestalt eines altspanisch gekleideten Schauspielers zeigte. Für das Schauspiel überhaupt trug Gustav viel Liebe; er verwandte auf dasselbe mehr Ernst und Zeit, als die Würde seines Berufs, und mehr Geld, als die Staatseinkünfte erlaubten. Er selbst schrieb viele Schauspiele zur Bildung einer volksthümlichen Bühne, in denen sich aber mehr äußere Zierlichkeit als schöpferische Kraft verrieth. Auch daß er mit

seinem Sohne, den er persönlich unterrichtete, von Zeit zu Zeit nach Upsala zog, und daselbst aus der Geschichte und Staatswissenschaft die Sätze aufgab, über die sein Sohn mit den Gelehrten streiten mußte, hatte zum Theil seinen Grund in diesem Hange zu prunkender Oeffentlichkeit. Daher gefiel ihm auch der Glanz des Versailler Hofes, der das französische Volk an den Thron zu fesseln schien; er strebte diesem Vorbilde nach, wiewohl dasselbe der biedern Einfachheit schwedischer Sitten widersprach, und der dazu erforderliche Aufwand die Kräfte des Staatshaushalts überstieg.

Dieses Wohlgefallen erstreckte sich auch auf das französische Schriftwesen und auf die französische Sprache; die deutsche war ihm, dem Fürsten aus deutschem Hause, nach seinem eignen Ausdruck verhaßt wie der Tabak. Gustav errichtete, nach dem Muster der Pariser und Berliner Akademien, eine Akademie in Stockholm, und machte in derselben für Sprache und Kunst der Schweden ganz die französischen Formen und Grundsätze geltend. Sonderbar genug ertheilte diese Akademie ihren ersten Preis dem Könige selber für eine Lobrede auf Torstenson; aber noch sonderbarer war es, wie ein König, der so gern in der Erinnerung an die Vorzeit seines Volkes lebte, der sich bei den Morasteinen hatte krönen lassen wollen, der seinem Sohne eine Amme aus der Bauernfamilie gab, die einst den Gustav Wasa aufgenommen hatte, dennoch so gänzlich die geistige Eigenthümlichkeit seines Volkes verkannte, daß er die höhere Bildung, die er ihm zu geben gedachte, von einer fremden Denk- und Gefühlsweise zu entlehnen, den Geist desselben in eine fremde Form zu fassen und nach der beschränkten, die französische Litteratur beherrschenden Weltansicht ausschließlich zu modeln beflissen war.

Es konnte nicht fehlen, daß durch alles dieses die Liebe des Volks, die ihn gehoben und gestützt hatte, vermindert ward. Hiezu trug bei, daß, als in den Jahren 1783 bis 1786 wiederholter Mißwachs große Noth über das Land gebracht hatte, der König das Reich verließ und mit großem Kostenaufwande auf Reisen durch Italien und Frankreich seinem Vergnügen nachging; denn die politischen Zwecke, die er in Frankreich persönlich betrieb, die Erlangung der Insel Barthelemy in Westindien und die Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses zwischen Schweden und Frankreich, waren von geringer Bedeutung. Sein Aufenthalt in Rom und seine Zusammenkünfte mit dem Papste Pius VI. gaben sogar zu dem Gerücht Anlaß, daß er, nach dem Beispiele Christinen's, die katholische Religion angenommen habe; aber nicht, um den Thron zu verlassen, sondern um dieselbe in Schweden einzuführen.

Besonders hatte Gustav den Bauernstand dadurch gegen sich aufgebracht, daß er den Branntwein verbot, wiewohl der Genuß dieses Getränkes den Schweden durch Gewohnheit und Luftbeschaffenheit zum stärksten Bedürfniß geworden war. Nach den staatswirthschaftlichen Grundsätzen, denen Gustav mit seinem ganzen Zeitalter huldigte, ward die Einfuhr des fremden Getreides, dessen Schweden jährlich einige tausend Tonnen bedurfte, als baarer Verlust angesehen, und um denselben zu ersparen, der Nation eine Entsagung aufgelegt, die ihr äußerst lästig fiel und als Werk der drückendsten Willkür erschien. Da bis jetzt die Einzelnen sich ihren Bedarf selbst bereitet hatten, ward dem unnatürlichen Verbot wenig Folge geleistet. Der König beschloß daher nach einiger Zeit, den Branntwein wieder zu erlauben, aber den Verbrauch und die Verfertigung desselben zu leiten und als Finanzquelle zu benutzen. Er machte aus dem Brennen desselben ein Kronrecht, und ließ in den verschiedenen Theilen des Königreichs königliche Branntweinbrennereien anlegen. Da in Schweden der Städte sehr wenige sind und der Landmann entfernt von denselben lebt, so wurde diese Anordnung ebenso beschwerlich, als durch die beständige Aufsicht und Nachsuchung, die zur Verhinderung alles eigenen Brennens geübt werden mußte, verhaßt. In Dalekarlien brach darüber ein Aufruhr aus, der, obwohl durch die bewaffnete Macht unterdrückt, doch eine bedenkliche Gährung der Gemüther enthüllte und hinterließ. Es kamen Schmähschriften der beleidigendsten Art heraus, und auf dem Reichstage, dem zweiten, den Gustav seit der Umwälzung zusammenberief (1786), zeigte sich die allgemeine Stimmung so ungünstig, daß alle Vorschläge des Königs verworfen wurden. Als er unter andern ein alte Reichstagsordnung einführen wollte, vermöge deren, wenn die Stände über eine Sache verschiedener Meinung wären, dieselbe in Gegenwart des Königs untersucht werden, und diesem es dann frei stehen sollte, die Meinung, die ihm die beste dünke, anzunehmen, fand dieser Vorschlag, bei der Furcht vor des Königs Ehrgeiz und Herrschsucht, einen solchen Widerstand, daß er gezwungen wurde, die Stimmenmehrheit gelten und das wichtige Vorrecht fahren zu lassen.

Dem Könige entging das steigende Mißvergnügen und der gefährliche Gebrauch nicht, den der beleidigte Adel davon machen konnte. Daher war er bedacht, die übrigen Stände wieder zu gewinnen. Er hob das Branntweinmonopol auf und suchte die Bauern wie die Geistlichkeit durch Ehrenzeichen an sich zu ziehen, indem er den ersteren erlaubte, Denkmünzen im Knopfloche zu tragen, und an die höhere Geist-

lichkeit den Nordsternorden vertheilte. Die Bürger der Hauptstadt wußte er durch seine Persönlichkeit zu fesseln. Den Adel, den er nicht gewinnen konnte, suchte er zu entkräften, und zog deshalb eine alte Eintheilung desselben in Herren, Ritter und Knappen hervor, um dem geringern, wegen seiner großen Zahl schwer zu gewinnenden Adel das Uebergewicht seiner Stimmen zu entziehen*); denn wenn zuvor der letzte Edelmann eine gleichviel geltende Stimme mit dem ersten Grafen des Reichs geführt hatte, so sollte nunmehr im Ritterhause nach den drei Classen gestimmt werden. Aber die Knappen wurden dadurch nur noch mehr gereizt, und die beiden oberen Classen dem Könige nicht geneigter gemacht.

---

11. Friedrich der Große und die innere Verwaltung des preußischen Staates seit dem Hubertsburger Frieden.

Noch dreiundzwanzig Jahre nach dem Hubertsburger Frieden waltete Friedrich's Geist heilbringend in seinem Staate, während in anderen Ländern die Nachahmung seiner bewunderten Regierungsweise, aus Mißverstand, Uebertreibung oder Verkennung der gänzlich verschiedenen Verhältnisse, die ersehnten Ergebnisse meist nur sehr unvollkommen oder gar nicht herbeiführte. Als die verheerende Kriegsflamme endlich erloschen war, erwarteten Friedrich's Unterthanen vertrauensvoll von seiner Einsicht die Heilung der tiefen Wunden, die der Krieg ihnen geschlagen hatte. Ihn selbst trieb eigener Vortheil zu dieser schönen Pflicht. Doch dachte er auch darauf, seinen Kriegsstand so furchtbar herzustellen, daß kein halb versöhnter Feind es wagen dürfe, seine kaum erworbene Ruhe plötzlich wieder zu stören. Wie ein vorsichtiger Kämpfer schärfte er sein Schwert, ehe er es aus der Hand legte.

Das preußische Heer bestand am Ende des Krieges größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern und ganz jungen Landeskindern. Viele der Letzteren wurden ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben. Dafür fanden sich dienstlose Ausländer in Menge ein. Bei wenigen Infanterie-Regimentern waren noch hundert Mann zu finden,

*) Auf dem Reichstage von 1778 waren 31 Grafen, 72 Freiherren, 119 Ritter und 227 Knappen anwesend.

die vom Anfang des Krieges an gedient hatten. Das nunmehrige neue Geschlecht mußte ganz eigens wieder geübt werden und dies geschah mit einem Ernst, als gelte es einen abermaligen Krieg. Die Mannszucht ward dabei bis zu großer Strenge geschärft. Um den Officieren bestimmte taktische Grundsätze beizubringen, arbeitete Friedrich selbst eine Unterweisung für sie aus, die auf seinen eigenen Erfahrungen beruhte und vor Fremden geheim gehalten werden mußte. Damit dies zahlreiche Corps der Befehlenden schon durch das Ansehn des höheren Geburtsstandes und durch die Gewohnheit des Herrschens bei den Geringeren Geltung erlange, besetzte er dasselbe bloß mit Adeligen. Ueberzeugt, durch solche Auszeichnung diese Classe zu einem Ehrgefühl und zu einer Anhänglichkeit an die Krone befeuert zu haben, daß er von ihr in äußerster Gefahr die sicherste Rettung erwarten dürfe, half er auch mit vorzüglicher Sorgfalt den heruntergekommenen adeligen Familien seines Landes auf, schenkte ihnen Summen zur Verbesserung ihrer Güter, oder lieh ihnen noch größere zu geringen Zinsen. Im Jahre 1770 ward zuerst in Schlesien, später in Pommern und in Preußen das noch jetzt bestehende landschaftliche Creditsystem errichtet, nach welchem jeder Rittergutsbesitzer auf sein Grundstück, unter der Gewährleistung der übrigen in der Provinz, bis zu einer bestimmten Höhe des Werthes Schulden aufnehmen kann, woraus dem Gläubiger große Sicherheit und dem Schuldner der Vortheil eines geringern Zinsfußes erwuchs. Die darüber von den Ständen ausgestellten Schuldverschreibungen führen den Namen Pfandbriefe. Für die Unterhaltung und Erziehung der jungen Edelleute sorgte der König durch die Vergrößerung des Cadettenhauses in Berlin, und in der Folge durch die Anlage kleinerer zu Stolpe in Pommern und zu Kulm in Westpreußen. Auch ward in Berlin noch eine besondere Militairakademie errichtet, zu deren Lehrern Franzosen, bei Friedrich's Vorliebe für dieses Volk, verschrieben wurden. Das durch den Krieg heruntergekommene Feldgeräth herzustellen, war man vorzüglich geschäftig. Die Pulvermühlen verfertigten jährlich 6000 Centner Pulver, die Eisenhütten Kugeln, Bomben und Granaten, in den Stückgießereien wurden achthundertachtundsechzig unbrauchbar gewordene Kanonen umgegossen. Die Artillerieregimenter wurden sehr vermehrt, und für die hinzugekommenen neue Kasernen erbaut. Eine neue Festung ward bei Silberberg in Schlesien angelegt; die alten wurden verbessert, alle Vorrathshäuser gefüllt. Und trotz den Millionen, die alle diese Anstalten verschlangen, sammelte der sparsame Monarch doch noch einen Schatz an baarem Gelde, der ihn in den Stand

setzen konnte, einen neuen Krieg für den Anfang ohne Verlegenheit auszuhalten. Der ganze Kriegsstand belief sich um das Jahr 1770 auf 161,000 Mann.

Nicht mindere Sorgfalt widmete der König der Wiederherstellung der durch den Krieg zerrütteten Gewerbe und Geschäfte des Friedens. Das Getreide, das man schon zum nächsten Feldzuge angekauft hatte, ward als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt, und die für die Artillerie und das Gepäck bestimmten Pferde dem Ackerbau wiedergegeben. In Schlesien wurden die Steuern auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlassen. Eine baare Geldsumme von 2,339,000 Thalern half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die sie hatten machen müssen, um die von den Feinden eingetriebenen Brandschatzungen zu bezahlen. Die Landräthe und Magistrate mußten diejenigen Hausväter und Fabrikanten angeben, die der Unterstützung am meisten bedurften, und alle Ueberschüsse aus den königlichen Kassen wurden zu diesem wohlthätigen Zweck angewiesen. Nach der genauen Berechnung des Staatsministers Herzberg betrug die Summe der baaren Schenkungen, die Friedrich von 1763 bis 1786 unter seine sämmtlichen Provinzen vertheilt hat, 24,399,838 Thaler. Diese Summen wurden nicht aus dem Schatze, sondern aus den Privatersparnissen des Königs genommen; so groß war die Ordnung seines Staatshaushaltes, daß er die eigentlichen Staatsgelder nicht einmal zu Wohlthaten angreifen wollte, während andere Monarchen sie an Weiber und Günstlinge zu verschwenden kein Bedenken trugen. In Ansehung des Schatzes pflegte er zu sagen: „Der Staat ist reich, ich aber bin arm"; und in seinem Testamente schrieb er: „Mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate." Ebendaselbst bemerkte er ausdrücklich: er nehme die Vermächtnisse, die er mache, nicht aus dem Schatze, sondern von seinen Ersparnissen. Und wieviel mußte ein Mann nicht ersparen, der trotz seiner hohen Stellung so mäßig lebte, daß er von den 1,200,000 Thalern, die er sich jährlich ausgesetzt hatte, nie über 222,000 Thaler zu seinen Privatbedürfnissen verwendete. Bei so weiser Mischung von Sparsamkeit und Freigebigkeit konnte der König auch Geld genug erübrigen, um bald nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges den Bau des prächtigen neuen Palastes bei Sanssouci beginnen zu lassen, der Millionen kostete.

Er hatte dabei das Glück, größtentheils geschickte Ausführer seiner Plane zu finden. Unter diese gehörte vorzüglich der geheime Finanzrath Brenkenhof, vormals Anhalt-Dessauischer Kammerdirector. Friedrich

lernte ihn zuerst aus seinen Werken kennen, indem er 1758 auf seinem Zuge nach Thüringen in dem schönen Dessauer Ländchen Alles so ordentlich und wohl verwaltet fand, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem Urheber solcher Ordnung zu fragen. Und seitdem blieb ihm der Mann im Gedächtnisse, bis er ihn, nach hergestelltem Frieden, zu sich berufen konnte, da er ihn dann sofort zum Aufseher über sämmtliche Verbesserungen in Pommern und der Neumark bestellte.

Ueberzeugt, den siebenjährigen Krieg, in welchem der Staat so nahe am Rande des Abgrundes gewesen war, nur dadurch so glücklich zu Ende geführt zu haben, weil er im Laufe desselben immer mindestens ebenso gut mit Geld versehen war als seine Gegner, richtete der König eine seiner Hauptsorgen auf die möglichst schnelle Füllung des Schatzes für künftige Nothfälle. Ein französischer Generalfinanzpächter Helvetius, auch als Schriftsteller bekannt, ward über diese wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen, kam 1764 selbst nach Berlin, und versicherte dem König, daß, wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt und das Steuerwesen besser eingerichtet würde, die indirecten Auflagen in den preußischen Staaten weit mehr einbringen würden, als bisher. Er sandte hierauf dem Könige fünf Franzosen, die nun an die Spitze der neuen Einrichtung traten. Der König bildete aus ihnen (1766) eine besondere General-Zoll- und Accise-Administration (gewöhnlich Regie genannt), zu deren Bedienung noch mehrere hundert andere im Einnehmen wohlgeübte Franzosen ins Land gezogen und als Accisebedienten in die Provinzen vertheilt wurden. Sowohl diese Ausländer, als auch die stark erhöhten Steuern machten den Unterthanen diese Einrichtung äußerst gehässig; der König aber, der dadurch seine jährlichen Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöht sah, achtete nicht auf das Murren des Volks, weil er den vermehrten Ertrag nicht als Folge zweckwidriger Bedrückung, sondern nur als Folge einer den Unterthanen selbst ersprießlichen Einrichtung des Steuerwesens betrachtete. Er huldigte der staatswirthschaftlichen Ansicht seiner Zeit, nach welcher Waarenverbote und Handelssperren den inneren Wohlstand der Völker befördern sollten. In demselben Sinne wurde eine allgemeine Tabaksverwaltung zuerst mit Franzosen versucht, und nachher durch inländische Fabrikanten zu einem festen Bestand gebracht; Manufacturisten und Fabrikunternehmer wurden durch Geschenke, Vorschüsse und Abgabenerlasse ermuntert; freilich zugleich drückende Monopole ertheilt. Indeß hat diese Begünstigung Einzelner durch Einführung zuvor ganz fehlender Zweige des Kunstfleißes auch Nutzen gestiftet. Besonders lebhaft interessirte sich Friedrich

für die neue Porcellanfabrik in Berlin, die fünfhundert Personen ernährte und in manchen Betracht mit der Meißener wetteifern konnte. Erst 1706 war in Europa das Porcellan den Chinesen nacherfunden worden durch den sächsischen Apotheker Böttcher, der sich der Goldmacherei befliß, und durch besondere Zubereitung des Thons zuerst das braune, dann drei Jahre später (1709) das weiße Porcellan zu Stande brachte.

Zur Beförderung des Handels ward in Berlin eine Bank angelegt, wozu der König einen Fonds von acht Millionen hergab. Um die Erträge des Ackerbaues zu vermehren, wurden große Strecken Landes urbar gemacht, zum Theil durch Kolonisten. Im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Ostfriesland verwandelten sich, durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner, ganze Streken Moorgrundes in das fruchtbarste Ackerland oder in Heerden ernährende Wiesen*). Im Magdeburgischen bauten sich zweitausend neue Familien an, deren Hände um so nöthiger waren, als zuvor die ergiebigen Ernten, wie im Kirchenstaat, von fremden Schnittern, Arbeitern aus Thüringen, eingebracht werden mußten. In den Städten, die im Kriege eingeäschert worden, erhielten die Bürger Geld zum Aufbau ihrer Häuser. So empfing Landshut 200,000 Thaler, Striegau 40,000, ebensoviel Halle und Halberstadt, andere weniger. In Oberschlesien wurden von 1763 bis 1779 zweihundertunddreizehn neue Dörfer angelegt.

Einer besondern Fürsorge bedurften auch die Forsten in den preußischen Staaten, da dieselben während des Krieges theils aus Noth, theils durch den Eigennutz der schlecht beobachteten Beamten unverantwortlich ausgehauen worden waren. Auch hier ward eine bessere Wirthschaft und strengere Ordnung eingeführt und das Wohl der Nachkommen mehr beachtet.

Friedrich selbst, der treue Landesvater, hatte bei seinen jährlichen Musterungsreisen durch die Provinzen keine angelegentlicheren Erkundigungen, als nach dem Fortgange seiner Verbesserungsanstalten. Er ließ sich die jährlichen Listen der Gebornen und Gestorbenen, der neuerbauten Häuser, der angesiedelten Einzöglinge u. s. w. vorlegen, besah selbst die neuen Anstalten, und sprach mit den Unternehmern. Nie hat wohl ein Fürst seine Staaten genauer gekannt als er. „Wenn Sie die Summe der zerstörten Häuser wissen wollen, schreibt er an Voltaire, so

*) Das Fürstenthum Ostfriesland war dem König 1744, nach dem Absterben des letzten Fürsten Karl Edzard, vermöge einer dem Brandenburgischen Hause 1694 ertheilten kaiserlichen Anwartschaft zugefallen.

kann ich Ihnen sagen, daß ich in Schlesien überhaupt 8000, in Pommern und der Neumark aber 6500 habe aufbauen lassen; das beträgt nach Newton und d'Alembert 14,500. Die meisten sind von den Russen in Brand gesteckt worden. Wir unsererseits haben nicht auf eine so abscheuliche Art Krieg geführt."

Und in einem Briefe vom 4. September 1777 an ebendenselben schreibt er: „Ich komme eben aus Schlesien zurück, wo ich sehr zufrieden gewesen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortschritte und die Manufacturen gedeihen. Wir haben für 5,000,000 Thaler Leinewand und für 1,200,000 Thaler Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaltmine entdeckt, durch die ganz Schlesien mit diesem Material versehen wird; wir machen Vitriol, der so gut ist, als der fremde; und ein Mann von sehr vieler Industrie verfertigt Indigo, der dem indischen nichts nachgiebt. Man verwandelt auch mit Vortheil Eisen in Stahl, und zwar auf eine viel einfachere Art, als Reaumur vorschlägt. Unsere Bevölkerung daselbst hat sich seit dem Jahre 1756, da der Krieg ausbrach, um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dies arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als gar nicht da gewesen, und ich empfinde, offenherzig gestanden, ein süßes Vergnügen darüber, daß ich eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe."

Dessenungeachtet darf man sich das Wiederaufblühen des Staats nicht so leicht und schnell vorstellen. Die Wunden waren zu zahlreich und zu tief gewesen, um rasch geheilt werden zu können, und das Land durchaus arm an eigenen Hülfsquellen. Die Herabsetzung des schlechten Geldes (1764) war noch ein härterer Schlag, als irgend einer während des Krieges. Selbst in den Jahren 1773 und 1774 war noch viel Elend im Lande. Die Gewerbe gingen matt, der Kreislauf stockte, und ohne die vielen Ansiedler würde es um die Bevölkerung schlecht gestanden haben. Ueberdies, und als ob es an den Kriegsübeln noch nicht genug gewesen wäre, verheerten böse Feuersbrünste in den Jahren 1765 bis 1769 nicht weniger als sechs bedeutende Städte. Die Jahre 1771 und 1772 hatten gänzlichen Mißwachs, dessen Folge eine Theurung war, die an Hungersnoth grenzte; in Böhmen und Sachsen galt der Scheffel Roggen fünf Thaler. In solcher Noth öffnete Friedrich seine für den Fall eines Krieges gefüllten Vorrathshäuser, und ließ um mäßige Preise Korn verkaufen.

Die Thätigkeit des großen Mannes ward durch sein zunehmendes Alter nicht gemindert, ja sein Pflichtgefühl nur noch erhöht. Beides

malt sich trefflich ab in einer Stelle seines Briefes an Voltaire vom 7. September 1776, deren Zeugniß um so gültiger ist, da sie in einer sichtbaren Aufwallung von Unwillen geschrieben wurde. Es war ihm nämlich zugetragen worden: der kaiserliche Leibarzt in Wien habe geäußert, des Königs Podagra scheine in Wassersucht überzugehen, und er werde gewiß kein Jahr mehr leben; darauf habe Joseph II. schnell ein Heer in Bereitschaft setzen und in Böhmen einrücken lassen, und erwarte sehnsuchtsvoll die Todesnachricht, um sogleich dem unvorbereiteten Nachfolger Schlesien wieder abzutrotzen. Unter dem Eindruck dieser Zuträgerei schrieb er an Voltaire: „Vielleicht giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verläumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen, als sie es wünschen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nun sechsunddreißig Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, wie sie, das Recht zu leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wann man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode Niemandem vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen.“

Auch das Schulwesen in seinen Staaten beschäftigte den König viel, indeß nie zusammenhängend. Er scheute den dazu nöthigen Aufwand. Doch hat er in einem Gesetze über das Volksschulwesen (General-Land-Schulreglement vom 12ten August 1763) die drei wesentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichtes festgestellt: die Verpflichtung aller Eltern ohne Ausnahme, ihre Kinder in die Schule zu schicken und, wenn sie es vermögen, Schulgeld zu bezahlen: die Bestrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder zurückhalten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkasse, das Schulgeld der Zahlungsunfähigen zu decken. Noch heute ist die Weisheit und die Kraft der Gesetzgeber und der Regierungen Frankreich's und England's so weit nicht gekommen. Der Unterschied des Zweckes der Gelehrtenschulen und der Volksschulen mag aber dem König nie ganz klar geworden sein; eigentlich, meinte er, müsse jeder Bauer Logik lernen. Indeß bestimmte ihn sein richtiger Blick, Logik und Rhetorik, sowie vor allen Dingen die

Alten als wesentliche Unterrichtsgegenstände der Gelehrtenschulen zu bezeichnen; noch zwei Jahre vor seinem Ende setzte er darüber seine Gedanken in einem Schreiben an den Minister Zedlitz auf, und zwar in deutscher Sprache, in der ihm der Ausdruck von jeher so schwer fiel. Schon früher hatte er diesem Minister mündlich einmal dasselbe geäußert, mit dem Zusatze, daß auch die christliche Religion gelehrt werden müsse.

Des Königs Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur ist eine auffallende Erscheinung, aber erklärbar, wenn man die deutsche Literatur, wie sie zu seiner Bildungszeit war, mit der damaligen französischen vergleicht. Einmal eingelebt in die letztere, fehlte es ihm später an Zeit und noch mehr an Neigung, sich mit den besseren Geisteserzeugnissen der Deutschen bekannt zu machen. Auch darf nicht übersehen werden, daß ein großer Theil dieser Erzeugnisse nur Nachbildung oder Nachhall französischer Muster war, und daß der eigenthümlichste deutsche Dichter dieses Zeitalters, Klopstock, mit dem Stoffe und der Form seiner Werke auf einem dem Könige ganz fremden Gebiete stand. Glücklicherweise hat jene Geringschätzung wenigstens nicht die deutsche Literatur erdrückt. Es ist dem ernsten, ruhig prüfenden Deutschen nicht angeartet, seine Beherrscher blind zu verehren. Friedrich, vielleicht der größte Regent, den Deutschland je hervorgebracht, hat nie eine Vergötterung erfahren, wie etwa Ludwig XV. nach seiner Genesung in Metz. Man ehrte und bewunderte, was groß an ihm war; allein in Dingen, deren gründliche, vorurtheilsfreie Prüfung man bei ihm nicht voraussetzen konnte, fanden seine Meinungen keine Anhänger. Gerade zu seiner Zeit bildeten die deutschen Schriftsteller — Klopstock und Lessing an der Spitze — ihre Muttersprache zu einer Vollkommenheit aus, von der er so wenig Ahnung hatte, daß er im hohen Alter einen wohlgemeinten Versuch über die deutsche Literatur schrieb, der nur von dem Zustande derselben im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kenntniß nimmt. Diese Schrift schickte er im Januar 1781 (also wenige Wochen vor Lessing's Tode) mit folgenden Worten an d'Alembert: „Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indeß, man will doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, das man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung.“ Ein edles Selbstgefühl lehrte die großen Schriftsteller Deutschland's ihren Werth erkennen, unabhängig von dem Urtheil eines Königs, der ihn verkannte;

und so strebten sie mit ihm einem Ziele zu. Was er durch seine Siege und seine Regierung that, das thaten sie durch ihre classischen Werke. Beide verherrlichten die deutsche Nation.

---

12. Das deutsche Reich unter Franz I. und Joseph II.

Während Oesterreich und Preußen, zwei aus deutschen Elementen erwachsene Staaten, unter den Hauptmächten Europa's glänzende Stellen einnahmen und der Politik des Welttheils ihre Richtung gaben, war das Reich und der Name der Deutschen ohne alles Ansehen unter den Staaten und Völkern. Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresia's, war reich an bürgerlichen Tugenden, die er mit seiner heitern, treuherzigen Sinnesart und seinen schlichten, leutseligen Manieren dem Hause Lothringen-Oesterreich, im erfreulichen Gegensatze gegen den steifen Formendienst der letzten Habsburger, als Erbe hinterlassen hat; aber als Reichsoberhaupt war er ganz unbedeutend, und von dem Gefühl dieser Unbedeutenheit so durchdrungen, daß er Gefallen daran fand, sich selbst am Hofe für einen bloßen Privatmann zu erklären. Eines Tages, als Maria Theresia Audienz gab, trat Franz aus dem Kreise und setzte sich in einen Winkel des Saales zu zwei Frauen. Als dieselben aufstehen wollten, sagte er: „Achten Sie nicht auf mich. Ich will hier bleiben, bis der Hof sich zurückzieht, und mich an dem Anblick der Menge ergötzen." Eine der Frauen antwortete: „der Hof wird so lange hier bleiben, als Ew. Majestät." — „Sie irren sich, sagte der Kaiser lächelnd; die Kaiserin und meine Kinder machen den Hof; ich bin bloß ein Privatmann" *). Abgesehen von seiner friedlichen, durch keinen Ehrgeiz angespornten Gemüthsart lag der Grund seiner Bedeutungslosigkeit zum Theil in Verhältnissen, die auch ein starker, mit selbständiger Macht ausgerüsteter Kaiser nicht zu bewältigen vermocht hätte. Ohne die von dem Kirchenzwiste ausgegangene Bewegung und ohne die Kriege mit Frankreich und mit den Türken, in welche das Reich zugleich mit Oesterreich gezogen ward, würden schon von Karl V. ab die deutschen Kaiser nicht mehr als Franz I. zu thun gehabt haben. Nachdem der westphälische Friede jenem Zwiste Bollwerke gesetzt hatte, erhielten die Kriege

*) Coxe, house of Austria.

wider Frankreich und die Türken, obwohl vom Kaiser mehr im Interesse der österreichischen Monarchie als im Interesse des Reichs unternommen, den Schein eines national-politischen Daseins. Aber seit die Person des österreichischen Monarchen von der des Kaisers getrennt war, und letzterer nur im Rathe seiner macheifersüchtigen Gemahlin eine Stimme führte, seitdem kamen die Lebensäußerungen, zu denen das Reich genöthigt wurde, nur auf Rechnung des den Kaiser beherrschenden österreichischen Hofes und verloren allen nationalen Charakter. Als Oesterreich wegen Schlesien zum dritten Male in Krieg mit Preußen gerieth, wurde auch das Reich gegen Friedrich, den der größte Theil der Deutschen als Helden bewunderte, in den Kampf gezogen, und weil Oesterreich mit Frankreich verbündet war, rückte zum ersten Male seit den Kreuzzügen ein deutsches Reichsheer mit einem französischen ins Feld. Der schlechte Ausgang dieses Kriegszuges machte den gleichzeitig in Regensburg eingeleiteten Achtsprozeß gegen Friedrich zu einem Gegenstande des Gelächters, das nirgends lauter als in Deutschland erscholl. Die Mehrheit der Nation sah einen Triumph in den Niederlagen, die das Reichsheer erlitt, und in den Beschimpfungen, welche der Reichstag in Regensburg sich gefallen lassen mußte. Der kurbrandenburgische Comitialgesandte von Plotho ließ sogar den Reichstagsboten, der ihm die Vorladung wegen des beantragten Achtsprozesses insinuiren sollte, die Treppe hinunterwerfen.

Kaiser Franz I. war an solcher Mißgestaltung des Reichswesens ganz unschuldig. Für seine Person war ihm Frankreich, welches seine Vorfahren so lange bedrängt und ihm endlich sein Erbland Lothringen abgedrungen hatte, eben so verhaßt, wie seiner Gemalin Preußen. Als er den ersten Vortrag über das Bündniß mit Frankreich hörte, stand er entrüstet auf, und rief, mit der Hand auf den Tisch schlagend, aus: „Solch ein Bündniß ist unnatürlich, und soll nicht statt haben.“ Nach seinem Tode fand man in seinen Papieren die Bemerkung: „So wenig als möglich Verbindung mit Frankreich.“

Wie kraftlos aber auch das Reich unter Franz I. sich darstellte, und wie wenig die von Oesterreich durchgesetzte Theilnahme desselben am Kriege wider Preußen geholfen hatte: so war doch Maria Theresia eifrig bemüht, ihrem Hause mit der Kaiserkrone die alte Stellung zu den Reichsfürsten und den ersten Rang unter den europäischen Herrschern zu bewahren. Es war daher einer der Artikel des Hubertsburger Friedens, daß Friedrich zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige seine Kurstimme zusagte. Diese Erwählung erfolgte

ohne Widerspruch zu Frankfurt am 27. März 1764, und die Krönung wurde am 3. April mit allen Prunkformen, die einem Weltbeherrscher gebührten, vollzogen*). Im Jahre darauf am 18. August 1765, starb Kaiser Franz I. unerwartet an einem Schlagflusse, der ihn zu Inspruck bei einer Hofreise traf.

Der vierundzwanzigjährige Joseph wurde nun Kaiser. Da er, obwohl zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannt, zu seiner Mutter in demselben untergeordneten Verhältnisse blieb, in welchem sein Vater gestanden hatte, so wandte sich sein Thätigkeitstrieb auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Krone ihm aufgesetzt worden war. An eigentliche Regierungsgeschäfte war freilich nicht zu denken. Ganz Deutschland war in mehr als dreihundert größere oder kleinere Gebiete abgetheilt, deren einige von erblichen, andere von erwählten Fürsten, noch andere von republikanischen Obrigkeiten mit allen Hoheitsrechten unabhängiger Staaten regiert wurden. Für die unmittelbare Regierung des Kaisers war kein Fleck des deutschen Bodens übrig geblieben; die höchst unbedeutenden Einkünfte, die er aus einigen Reichsstädten, Urbarien und Zöllen bezog — sie wurden auf 13,000 Gulden berechnet—, reichten nicht hin, einen mäßigen Hofstaat zu halten. Alle Aeußerungen der kaiserlichen Macht beschränkten sich auf Volljährigkeitserklärungen minderjähriger Fürsten, auf Bestätigungen der in den fürstlichen Häusern geschlossenen Recesse über Erbfolge und Erbtheilung oder Untheilbarkeit der Gebiete, auf Legitimationen unehelicher Fürstenkinder, auf Standeserhöhungen und Buchhändler-Privilegien. Die beiden letzteren hatten jedoch in den Reichsstaaten nur dann Gültigkeit, wenn die Landesherren solche gestatteten. Jeder bedeutenderen, das Gesammtleben der Nation berührenden Wirksamkeit würde sich sogleich die Eifersucht, womit die einzelnen Reichsglieder ihre Landeshoheit bewachten, entgegengestellt haben. Es gab zwar noch einen immerwährenden Reichstag zu Regensburg, der die gesetzgebende Gewalt im Reich repräsentirte und ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts Erhebliches vornehmen sollte; diese gesetzgebende Gewalt hatte aber eben so wenig zu thun, als die vollziehende. Die Vertreter derselben waren, der Kostenersparniß wegen, nicht mehr als vierzig bis funfzig Comitialgesandte, die meisten von mehreren Fürsten oder Städten zugleich bevollmächtigt; ohne allen Prunk erhielten sie das Schattenbild der alten glänzenden Reichsver-

*) In höchst anschaulicher Weise sind die Feierlichkeiten in Goethe's Selbstbiographie beschrieben.

sammlungen, auf welchen sonst die Kaiser das ganze Reich um sich gesehen hatten. Gewöhnlich waren sie müßig oder mit unfruchtbaren Gegenständen beschäftigt. Als im Jahre 1748 ein neuer kaiserlicher Prinzipal-Commissarius bei den Einladungen zu den drei Staatsmahlzeiten, welche er gab, die von den geistlichen und weltlichen Fürsten geforderte Rangordnung nicht beobachtete, nahm ein Theil der Gesandten die Einladung nicht an, und es erschienen über diese Sache nicht weniger als acht Staatsschriften im Druck, zum Theil in der höchsten Erbitterung und in den beleidigendsten Tonarten abgefaßt. Ueber wichtige Gegenstände wurde von den Höfen unmittelbar unter einander verhandelt.

Von größerer Bedeutung war die Reichsjustiz, die durch zwei von einander unabhängige Reichs-Collegia, den Reichshofrath in Wien und das Reichskammergericht in Wetzlar, verwaltet wurde, im Namen des Kaisers Recht sprach, und bei den zahllosen Streitigkeiten, in die so viele große und kleine Staaten theils mit einander, theils mit ihren Landständen und Bürgern gerathen mußten, einen ungeheuren Geschäftsbetrieb hatte, obgleich die Kurfürsten durch das Privilegium de non appellando von der Verpflichtung befreit waren, die Entscheidungen ihrer Gerichtshöfe den Reichsgerichten zu unterwerfen, und bei den letztern nur wegen verweigerter Justiz von ihren Unterthanen belangt werden konnten. Diese Reichsgerichte waren Zufluchtsstätten der schwachen Stände, die von mächtigen Nachbarn gedrückt, derjenigen Unterthanen, die von kleinen Gebietern oder deren parteiischen Justizbeamten gemißhandelt wurden. Leider aber hatte sich gerade auf dieser bessern Seite der Reichsverfassung die größte Verderbniß gehäuft. Der ohnehin gedehnte Rechtsgang wurde durch den nationalen Hang zu weitschweifiger Gründlichkeit noch verlängert, in den Sitzungen die Zeit durch das Ablesen endloser Vota vergeudet, und durch die Kümmerlichkeit der oft schwankenden, von dem Ertrage der Sporteln abhängigen Besoldung, welche die Räthe bezogen, der Bestechung Thür und Thor geöffnet. Ein Verklagter, der das Unrecht seiner Sache selbst erkannte, hatte gar nicht nöthig, Rechtsverdrehungen zu erkaufen; er durfte sich nur neue Termine erwirken, und blieb im Besitz, bis der Kläger vollends zu Grunde ging, und der Prozeß seine Endschaft erreichte, ohne daß der Referent sich bemühen durfte, die Acten zu lesen. Kurmainz hatte in einer solchen Sache etliche zwanzig Termine erlangt. Die Trägheit, die sich ohne Aufsicht weiß, that das Uebrige. „Es ist erschrecklich zu hören und nachzusagen, erzählt ein glaubwürdiger Zeuge, daß die Reichshofräthe selbst

bekennen, wenn eine Sache erst inrotulirt sei, und nach langem Warten und vielen Kosten dem Spruche entgegen gesehen werden könne, werde an das Referat derselben gar nicht mehr gedacht. Einer hat mir selbst eingestanden, daß er allein über achtzig geschlossene Sachen auf seiner Rechnung habe." Solche Sachen aber gingen ruhig der Verwesung entgegen*). Bei dem Reichskammergerichte stand es eher schlimmer als besser.

Es war ein schöner Entschluß des jugendlichen Kaisers, sich mit Heilung dieser veralteten Schäden zu befassen. Dem Reichshofrath, der unmittelbar unter seiner Leitung stand, wurde durch einen scharfen Kabinetsbefehl die Annahme der Geschenke oder Regalien, welche unter allerlei Vorwänden angeboten, auch öfters angenommen, ja wohl gar gefordert worden, untersagt, und den Mitgliedern zur Pflicht gemacht, alljährlich zwei Verzeichnisse dessen einzureichen, was sie an erlaubten Tax- und Laudemialgebühren, und was sie an Geschenken oder sogenannten Erkenntlichkeiten an Geld, Eßwaaren und Kuchenregalen entweder selbst oder durch die Ihrigen empfangen hätten**).

Bei dem Kammergerichte konnte der Kaiser nicht eigenmächtig einschreiten. Er betrieb daher angelegentlich die Abhaltung einer Visitation dieses Gerichtes, die schon im Jahre 1654 durch einen Reichsabschied angeordnet worden war, und bewirkte, daß im Jahre 1766 — also 112 Jahr nach jener Anordnung — eine Deputation der Reichsstände zu diesem Geschäfte vom Reichstage ernannt wurde. Dieselbe sollte in fünf Klassen, jedesmal durch vierundzwanzig Abgeordnete, die Prozesse revidiren, die Gebrechen der ganzen Gerichtsverfassung untersuchen und einen Entwurf zur Verbesserung abfassen. Von selbst verstand sich, daß bei Ernennung der an die Reihe kommenden Reichsstände und der von ihnen zu sendenden Deputirten die abgemessenste Gleichheit der Religionsparteien statt finden mußte. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde für diesen Zweck acht Jahre lang gearbeitet, und wirklich viel Gutes zu Stande gebracht. Das ganze Reich war voll Erwartung einer neuen Ordnung der gerichtlichen Dinge. Aber diese Erwartung schlug auf eine Weise fehl, welche den Geist des Reichswesens treffender bezeichnet, als die längsten Schilderungen thun könnten.

Als im November 1774 die zweite Klasse der Deputation einberufen wurde, fand sich anstatt eines katholischen Grafen aus Schwaben,

*) Möser's patriotisches Archiv, X. S. 357 und 376.
**) Ebendaselbst S. 83.

der als Repräsentant des für rein katholisch gezählten schwäbischen Grafen-Collegiums eintreten sollte, ein katholischer Graf aus Westphalen ein, und gab als Repräsentant des westphälischen Grafen-Collegiums durch eine Vollmacht sich kund, die eines der wenigen katholischen Mitglieder dieses für rein evangelisch gezählten Grafen-Collegiums ausgestellt hatte. Daß der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler dies gelten ließ, erregte große Bewegung unter den Evangelischen, weil es den Anschein gewann, daß ein rein evangelisches Grafen-Collegium durch Annahme eines katholischen Abgeordneten zu einem gemischten gemacht werden solle. Doch wurde der Streit durch die Mehrheit einer Stimme für die Zulassung des katholischen Grafen entschieden. Aber im folgenden Jahre wurde in einem kurmainzischen Ausschreiben an den Direktor des fränkischen, für ganz evangelisch gezählten Grafen-Collegiums eine Stelle bemerkt, aus der sich die Folgerung ziehen ließ, daß auch ein katholischer Graf aus Franken als Vertreter jenes evangelischen Collegiums zur Deputation kommen könne. Nun erhoben die Protestanten Lärm, und erklärten die Zulassung sowohl des westphälischen als des fränkischen Deputirten katholischer Religion für unstatthaft. Der kaiserliche Hof schlug vor, aus Schonung für den Kurfürsten von Mainz im vorliegenden Falle einen evangelischen Deputirten aus der Wetterau und einen katholischen aus Schwaben zu nehmen; aber entweder war der Parteigeist auf einmal so aufgeregt, oder dem Interesse der mächtigen Reichsfürsten war ein Vorwand, die kaiserliche Autorität durch das Visitationsgeschäft nicht wachsen zu lassen, so willkommen, daß am 8. Mai 1776, als die vierte Klasse der Deputirten eintreten sollte, die Gesandten der evangelischen Reichsstände, nach dem Vorgange des kurbrandenburgischen, gegen die Versammlung protestirten, weil keine Religionsgleichheit statt finde, und sich entfernten. Die ganze Visitations-Deputation ging aus einander. Der Streit aber, ob die Collegien der westphälischen und der fränkischen Grafen für rein evangelische oder für gemischte Körperschaften zu achten seien, wurde auf den Reichstag gebracht, und die Geschäfte auf demselben geriethen durch die Erbitterung, in die er ausartete, in solche Stockung, daß fünf Jahre hindurch gar keine Berathungen gehalten wurden.

Die Freundschaft zwischen Friedrich und Joseph, wie sie seit den Zusammenkünften zu Neiße und Mährisch-Neustadt bestanden und durch den gemeinschaftlichen Antheil an der Theilung Polen's sich kund gegeben hatte, war kurz zuvor erkaltet; und in diesem Umstande lag ohne Zweifel der Grund, weshalb Kurbrandenburg mit solchem Eifer in jener

Religionssache auftrat. Friedrich wurde durch die ihm zugebrachte Nachricht, daß man in Wien die Gicht, woran er im Jahre 1775 litt, für Wassersucht halte, und daß der Leibarzt van Swieten von der Nähe seines Todes als von einer gewissen Sache gesprochen habe, so verstimmt, daß er auch einer weitern Mittheilung Glauben schenkte: der Kaiser habe Truppen nach Böhmen in Bewegung gesetzt, um beim Eintritt des erwarteten Todesfalls durch Sachsen in Brandenburg einzufallen und dem Thronfolger Schlesien abzudringen*) Seitdem faßte Friedrich ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den Kaiser, und die Meinung wurde bei ihm feste Ueberzeugung, daß Joseph, mit seiner beschränkten Stellung als Reichsoberhaupt nicht zufrieden, damit umgehe, dem Kaiserthum seine vormalige Macht wieder zu verschaffen, sich in Deutschland so souverain zu machen, wie es die Könige von Frankreich in ihrem Lande geworden, und zur Einleitung Alles wieder zu nehmen, was seinen Vorfahren und den Häusern Oesterreich und Lothringen jemals gehört habe: im Osten Serbien und Bosnien, im Süden die an Venedig und Sardinien gekommenen Theile des Mailändischen, im Westen Baiern, Württemberg, Elsaß und Lothringen, im Norden Schlesien. Was bald darauf von Seiten des Kaisers geschah, um nach dem Aussterben der Kurlinie Baiern einen Theil dieses Landes zu erwerben, befestigte den König in dieser Ueberzeugung, und bewog ihn sogar, das Schwert wider denselben zu ziehen.

---

13. Der baierische Erbfolgestreit und Maria Theresia's Ende.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, starb plötzlich am 30. December 1777 an den Pocken. Da der Zweig des Wittelsbachischen Regentenstammes, aus dem er entsprossen war, mit ihm erlosch, so gebührte die Nachfolge dem nächsten Stammvetter, Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz. Allein der Kaiser Joseph wollte sich die Gelegenheit zum Erwerbe eines wohlgelegenen Landes nicht entgehen lassen, und beschloß, alte Ansprüche Oesterreich's auf einen Theil von Baiern geltend zu machen. Diese Ansprüche waren nicht schlechter als diejenigen, welche neununddreißig Jahre früher Baiern gegen Oesterreich hatte geltend

*) Mémoires de 1775 jusqu'à 1778. Oeuvr. tom. V. p. 205.

machen wollen; auch wurde der schwache Karl Theodor, dem die Erbschaft Baiern's um so gleichgültiger war, weil er keine rechtmäßigen Kinder hatte, durch die Furcht vor Oesterreich's Macht und durch Vortheile, die seinen zahlreichen natürlichen Kindern zugesichert wurden, zu einem Vertrage bewogen, kraft dessen er Oesterreich's Recht an ganz Niederbaiern und einige andere Stücke der Erbschaft anerkannte (3. Januar 1778). Zu gleicher Zeit ließ Joseph diese Provinzen durch Truppen in Besitz nehmen. Ungern hatte Maria Theresia ihre Zustimmung gegeben.

Dieser Vorgang erschreckte alle Reichsfürsten als Aeußerung der Begierde des Kaisers, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, ohne auf Satzungen und Formen Rücksicht zu nehmen. Friedrich glaubte dazu um so weniger schweigen zu dürfen, als das Gelingen des Versuchs leicht weiteren Unternehmungen Bahn brechen konnte. Der Fürst, dessen Rechten Karl Theodor so viel vergeben hatte, war der nächste Lehnserbe, Herzog Karl von Pfalz=Zweibrücken. An diesen schickte Friedrich den Grafen von Görtz, und ließ ihn ermuntern, gegen den eingegangenen Vergleich Einspruch zu thun und bei Preußen Hülfe zu suchen. Dies geschah; und zugleich nahm der Kurfürst von Sachsen für seine Gemalin die Allodial=Erbschaft des verstorbenen Kurfürsten, das Haus Mecklenburg die Landgrafschaft Leuchtenberg in Anspruch. Friedrich trat nun in der Eigenschaft eines Sachwalters auf. Er fing mit Einsprüchen, Anfragen und Untersuchungen an, und zog dieselben geflissentlich in die Länge, um erst die Gesinnungen der großen Mächte zu erforschen, und zu erfahren, auf wessen Beistand er sich verlassen könne. England war damals mit dem Kriege in Nordamerika beschäftigt; Frankreich, obwohl Ludwig's XVI. Gemalin des Kaisers Schwester war, mißbilligte das Verfahren des letztern und versprach, auf jeden Fall neutral zu bleiben; eine thätigere Rolle zu spielen, wurde es durch seinen Antheil an den amerikanischen Händeln und durch den Bruch mit England gehindert. Rußland, Preußen's Bundesgenosse, versah sich jeden Augenblick eines neuen Krieges mit den Türken, und der Wiener Hof suchte diesen Krieg zum Ausbruch zu bringen. Hierin wirkte ihm zwar Friedrich durch Frankreich entgegen, dessen Gesandter zu Constantinopel dem Großvesir friedliche Gesinnungen einzuflößen wußte; Rußland durfte aber die Türken nicht aus den Augen verlieren.

Der König von Preußen sah sich also fast gänzlich auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Joseph war unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte im Frühjahr 1778 seine Truppen aus Ungarn, Italien

und Flandern nach Böhmen gezogen. Das bewog auch den König, die seinigen aufs schnellste in Bewegung zu setzen. Zwei preußische Heere, jedes von achtzigtausend Mann, versammelten sich, das eine bei Berlin um in Sachsen, das andere in Schlesien um in Böhmen einzubrechen. Friedrich selbst ging am 6. April von Berlin nach Breslau, und ließ das eine seiner Heere in der Grafschaft Glatz ein verschanztes Lager beziehen. Von da aus unterhielt er mit Joseph II. einen lebhaften Briefwechsel, den er zuletzt mit der Erklärung abbrach: er werde die längere Weigerung Oesterreich's, dem Kurfürsten von der Pfalz den in Besitz genommenen Theil von Baiern herauszugeben, für eine Kriegserklärung ansehen. Dies hatte der feurige, nach Kriegsruhm durstende Joseph nur erwartet. Er blieb bei der Weigerung, und die Heere setzten sich in Bewegung.

Nach einigen Märschen und Scharmützeln sandte Maria Theresia ihren Minister Thugut zum König nach Kloster Braunau (im August), um heimlich, ohne Wissen ihres Sohnes, mit Friedrich gütlich zu unterhandeln. Friedrich entwarf hierauf einen billigen Vergleichsvorschlag, den er auch sofort den französischen und russischen Ministern mittheilte, damit deren Höfe von seinem uneigennützigen Verfahren überzeugt würden, und sich nicht durch etwaige falsche Vorspiegelungen der Wiener Minister einnehmen ließen. Allein Joseph und der ihm ergebene Kaunitz waren mit Thugut's geheimen Unterhandlungen sehr unzufrieden, und der Erstere schrieb seiner Mutter: „Wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen."

Die Kriegsunternehmungen kamen also wieder in Gang, doch ohne bedeutende Erfolge. Friedrich fand die Stellung des kaiserlichen Heeres in Böhmen so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen wäre, und schon im September zogen sich die Preußen wegen Mangels an Futterung nach Schlesien zurück. Aber im Winter begann der Krieg aufs neue in Oberschlesien, und die Reiterei der Oesterreicher zeigte sich mehrmals den Preußen überlegen. Am 18. Januar 1779 fiel Graf Wurmser in die Grafschaft Glatz ein, und am 28. Februar zerstörte ein österreichischer Heerhaufe unter dem Grafen Wallis die unbefestigte Stadt Neustadt in Oberschlesien, um einige darin liegende preußische Bataillone zu vertreiben.

Friedrich fühlte schon zu sehr den Druck der Jahre, um an einem Kriege Gefallen zu finden, von dem er gar keine Vortheile für sich absah, und dessen Last meist allein auf ihm lag, wenn auch der Kurfürst von Sachsen sein Heer zu dem preußischen Corps, welches unter dem Prinzen Heinrich Böhmen von Sachsen aus bedrohte, hatte stoßen lassen.

Rußland wollte ihm zwar ein Hülfsheer schicken; doch würde ihm dessen Unterhalt jährlich zwei Millionen gekostet haben. Die alte Kaiserin wünschte nicht weniger den Frieden. Da nun Frankreich und Rußland das Vermittelungsgeschäft eifrig betrieben, so mußten sich Joseph und Kaunitz zuletzt fügen. Der französische Gesandte zu Wien, Baron von Breteuil, entwarf einen auf Friedrich's Vorschlag gegründeten Plan zur Friedensstiftung, den Maria Theresia genehmigte. Nach einem im März 1779 geschlossenen Waffenstillstande wurde zu Teschen ein Congreß eröffnet, und am 13. Mai daselbst der Friede unterzeichnet. Die Hauptpunkte waren: Oesterreich erhält von Baiern den von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßten Bezirk, giebt alles andere in Besitz genommene Land zurück, und entsagt den Ansprüchen darauf; der Kurfürst von Sachsen erhält für seine Ansprüche sechs Millionen Gulden, und der Herzog von Mecklenburg das Privilegium de non appellando; Rußland, Frankreich und das deutsche Reich übernehmen die Gewährleistung dieses Vertrags.

So war demnach die Ruhe wieder hergestellt. Friedrich, belohnt durch den Ruhm eines Erhalters der deutschen Freiheit, war großmüthig genug, keine Entschädigung für die Millionen zu verlangen, die ihm die Kriegsrüstung gekostet hatte.

Maria Theresia, die dem Streit und Krieg von Anbeginn entgegen gewesen war, die in ihren alten Tagen kein Blutvergießen mehr hatte erleben wollen, starb im Jahre darauf, am 29. November 1780. „Ich ziehe, hatte sie damals gesagt, einen winzigen Frieden einem glorreichen Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner besten Generale und Soldaten beraubt. Freilich sind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer christlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde." Eine Freundin des großen Königs war sie nie gewesen; immer hatte sie in ihm nur den „bösen Mann" gesehen, der ihr die Jugend verbittert, und der „in Deutschland den Rang einzunehmen trachte, den das Haus Oesterreich behaupte". Erst sehr allmählig und spät vermochte sie, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden*).

Unter den Frauen, die je als Selbstherrscherinnen auf den Thronen großer Reiche gesessen, war ohne Zweifel Maria Theresia eine der würdigsten. Sie besaß ein edles, empfängliches und liebevolles Herz; sie

---

*) Wolf, Marie Christine (1863). Bd. I. S. 150 ff. S. 19 f. Die hier mitgetheilte österreichische Auffassung Friedrich's des Großen, aus der letzten Zeit des siebenjährigen Krieges, ist zwar sehr einseitig, aber sehr pikant.

war stets geneigt, sich für ihre Freunde zu opfern, obwohl sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es wenig aufrichtige Menschen und selten wahre Freunde gebe. Als ihren vornehmsten Fehler betrachtete man ihre „zu große Lebhaftigkeit", vermöge deren sie alles, was ihr im ersten Augenblick gefiel, mit Enthusiasmus ergriff, und allem, was ihr mißfällig erschien, sofort in verletzender Weise begegnete. Von ihren Staaten lag ihr fast vorzugsweise Ungarn am Herzen. „Ich habe, schrieb sie 1765, die ungarische Nation immer geliebt, weil sie die Grundlage unsers gemeinsamen Glückes ist"; und 1778: „ich bin gut ungarisch, mein Herz ist voll von Erkenntlichkeit für diese Nation." Bei ihrer ungemeinen Rührigkeit nahm sie in der Verwaltung selbst von allen Details eine möglichst eingehende Kenntniß; und in allen ihren Erlassen gab sie einen seltenen Sinn für Gerechtigkeit kund. „Ich will, erklärte sie, lieber schwach erscheinen als ungerecht, wovor mich Gott bewahre"*).

Mit ihrem Sohne war sie seit der Zeit seiner Mitregentschaft, zumal in den Jahren 1770 und 71, in mannigfache Zerwürfnisse gerathen. Denn Joseph hätte doch gern nicht nur den Titel, sondern auch die Macht eines Mitregenten gehabt; und er wünschte, vermittelst derselben seinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben, die von denen der Mutter wesentlich abwichen. Maria Theresia erschrak darüber; aber sie hielt die Zügel der Gewalt fortan nur desto fester in ihren Händen, und Joseph war ein zu gehorsamer Sohn, um sich gegen ihren Willen geradezu aufzulehnen; er fügte sich in Geduld. Nichts desto weniger nahm ihr Lebensmuth seitdem mehr und mehr ab; umgeben von einer jungen Welt mit neuen Kräften und neuen Bestrebungen, fühlte sie sich immer vereinsamter, immermehr von dem Alter gedrückt, und suchte immer häufiger ihren Trost in frommen Uebungen. In ihren Briefen nannte sie sich mit Resignation die „alte Frau", und erklärte wiederholt: „ich bin allein und nicht mehr en vigueur". Dem Tode ging sie ruhig und gefaßt entgegen. Zu Joseph äußerte sie an ihrem letzten Lebenstage: „mir kommt das Sterben vor als wenn ich von einer Stube in die andere ginge"; und da es draußen regnete, sagte sie lächelnd: „welch' ein schlechtes Wetter für eine so große Reise!" Noch eine Stunde vor ihrem Verscheiden, um acht Uhr Abends, erhob sie sich plötzlich von ihrem Lehnstuhl und schritt, zur Verwunderung Aller, frei durch das Zimmer nach dem Ruhebett. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele

*) Ebendaselbst S. 20 ff. S. 54 ff.

auf!" Die kaum vierzehntägige Krankheit, der sie erlag, trat Anfangs als Katarrh auf, nahm aber die Gestalt des Brandes an. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert*).

---

14. Der deutsche Fürstenbund**).

(1785.)

Auf die Trauerkunde aus Wien schrieb Friedrich an seine Minister: „Maria Theresia ist todt. Eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Er vermuthete, Joseph, von den Fesseln der mütterlichen Herrschaft befreit, werde nun sogleich losbrechen. Aber Joseph's Thätigkeitstrieb wandte sich auf die innere Umformung seiner Erbländer. Auf das deutsche Reich, dessen Oberhaupt er war, nahm er freilich wenig Rücksicht, wenn das Interesse seiner Monarchie mit den Rechten desselben zusammenstieß. Nach dem Beispiele früherer Kaiser suchte er die geistlichen Fürstenhüte auf das Haupt der Prinzen seines Hauses zu bringen, und setzte es durch, daß im Jahre 1780 die Domkapitel zu Cöln und zu Münster seinen Bruder, den Erzherzog Maximilian, zum kurfürstlichen und zum bischöflichen Coadjutor beider Hochstifter erwählten. Und weil er die kirchliche Gewalt fremder Bischöfe über seine Unterthanen seinen Absichten nicht entsprechend hielt, nahm er 1783 dem Bischofe von Passau seinen Sprengel in den österreichischen Staaten. Aehnliche Schritte wurden gegen den Erzbischof von Salzburg, sowie gegen die Stifter Lüttich, Constanz, Chur und Regensburg versucht oder durchgeführt. Dennoch blieb der Friede im Reiche ungestört. Nach der Ansicht aber, die Friedrich zum Grundsatze seiner Politik gemacht hatte, daß jeder Gewinn, den Oesterreich davontrage, einen entsprechenden Verlust für Preußen in sich schließe, beunruhigte er sich über die vortheilhafte Stellung des Kaisers um so mehr, weil derselbe nicht bloß mit Frankreich verbündet war, sondern auch mit Rußland sich immer mehr befreundete, während Katharina's Freundschaft für Preußen mit dem

---

*) Ebendaselbst S. 75 ff. S. 163. S. 170 f.

**) Ad. Schmidt, Preußen's deutsche Politik (1850), 2 Aufl. S. 30 ff. Derselbe, Gesch. der preuß. deutschen Unionsbestrebungen (1851), S. 7—402.

sinkenden Credite Panin's lauer zu werden schien. Und bald näherte sich die Besorgniß Friedrich's ihrer Erfüllung.

Im Januar 1785 ward dem Kurfürsten von Pfalzbaiern von dem kaiserlichen Gesandten zu München der Antrag gemacht, das Herzogthum Baiern, die Oberpfalz, die Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach, und die Landgrafschaft Leuchtenberg dem Hause Oesterreich zu überlassen, und dafür die österreichischen Niederlande (mit Ausschluß von Luxemburg und Namur), unter dem Titel eines Königreichs Burgund, und drei Millionen Gulden baares Geld anzunehmen. Durch diese lockenden Aussichten hoffte man den Kurfürsten von Baiern, der schon durch den Vergleich vom 3. Januar 1778 bewiesen hatte, wie leicht er zu handhaben sei, so zu blenden, daß er den Unterschied zwischen Baiern und den österreichischen Niederlanden nicht beachte. Die Staaten, welche von ihm verlangt wurden, hatten 784 Quadratmeilen und 1,300,000 Einwohner, und lieferten bei schlechter Bewirthschaftung etwa sechs Millionen Gulden Einkünfte; die ihm angebotenen enthielten nur 340 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner und brachten nur drei Millionen Gulden ein. Ueberdies wollte sich der Kaiser noch das Recht ausbedingen, in den reichen niederländischen Städten nach Belieben Geld negoziiren zu dürfen, und verlangte die Uebergabe aller in den Niederlanden befindlichen Truppen und Artillerievorräthe. Der rechtmäßige Erbe des Kurfürsten, der Herzog von Zweibrücken, sollte durch andere Mittel überrascht werden. Ein russischer Minister, Graf Romanzow, erschien bei ihm um dieselbe Zeit, trug ihm die Sache vor, und verlangte eine schnelle Entschließung. „Die Zeit, hieß es, dränge; des Kurfürsten sei man sicher; die Sache werde geschehen, auch wenn der Herzog nicht wolle; in acht Tagen müsse er sich entschieden haben; Rußland und Frankreich seien bereit, für den Vertrag Gewähr zu leisten."

So schien denn Joseph II. doch erreicht zu haben, was Friedrich durch die Waffen und durch den Teschener Frieden hintertrieben zu haben glaubte; und zwar durch Hülfe eben der Mächte, die jenen Frieden verbürgt hatten. Nur aus der Haltlosigkeit der damaligen Verwaltung Frankreich's und aus der Abneigung Potemkin's, der das russische Kabinet beherrschte, gegen Preußen, in Verbindung mit dessen Unkunde der deutschen Staatsverhältnisse, läßt es sich erklären, daß beide Höfe für die Begünstigung eines Planes hatten gewonnen werden können, dessen Ausführung die Macht des Hauses Oesterreich so bedeutend vermehrt haben würde. Friedrich, mit Recht schon darum entrüstet, daß man ihn in dieser Sache übergangen hatte, vereinigte seine dringenden Vorstel-

lungen mit denen des Herzogs von Zweibrücken, und brachte es auch dahin, daß Katharina II. erklärte: sie habe bei der Begünstigung des Tausches den freien Willen der Unterthanen vorausgesetzt. So mußte denn auch der Kaiser davon abstehen. Er that dies mit der Erklärung, er habe nie den Austausch erzwingen wollen. Preußischer Seits wurde in Schriften dargethan: Tauschverträge dieser Art seien auch dann unzulässig, wenn ein Reichsfürst selbst freiwillig die Hand zu solchen Veräußerungen biete.

Schon viel früher hatte Friedrich darüber nachgedacht, wie man künftigen Unternehmungen eines kühnen Reichsoberhaupts den sichersten Damm entgegensetzen könne. Dabei war ihm der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes gekommen, nach Art des schmalkaldischen; er erörterte denselben schon während des Jahres 1783 mit seinen Cabinetsministern Finkenstein und Herzberg, sowie mit dem Herzog von Braunschweig; im März 1784 drang er darauf, die Verwirklichung des Gedankens kraftvoll anzugreifen, und am 24. October desselben Jahres theilte er seinen Ministern einen eigenhändigen Entwurf, als Grundlage der Verhandlungen, mit*). Darin hieß es:

„Da die Verbindung kein Trutzbündniß sein soll, so kann ihr Zweck nur sein, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu behaupten, und das ohne Unterschied der Religion. Alles muß auf den Rechten und Privilegien ruhen, die durch altes Herkommen und durch die goldene Bulle festgesetzt sind. Ich brauche hier nicht das alte Gleichniß von dem Pferdeschweif zu wiederholen, aus dem man Haar für Haar mit leichter Mühe ziehen kann, indeß das Ganze jeder Kraft widersteht. Unser Bündniß soll nur die Besitzungen eines Jeden sichern und verhindern, daß nicht ein herrschsüchtiger und unternehmender Kaiser einmal die ganze deutsche Verfassung umstürzt, indem er sie stückweise zerbricht. Wenn man nicht in Zeiten vorkehrt, so wird der Kaiser alle seine Vettern mit deutschen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien versorgen, dieselben dann secularisiren, und auf allen Reichstagen durch die Stimmen seiner Vettern das Uebergewicht behaupten. Das wäre für die geistlichen Fürsten. Aber auch die weltlichen haben ein Interesse, einem Bündnisse beizutreten, welches den Kaiser in allen Ansprüchen hemmt, die er auf ihre Staaten machen könnte, wie wir neulich in Baiern

*) Der Text bei Hertzberg, recueil Vol. II. p. 364; nach dem Original berichtigt und in authentischer Form bei Ad. Schmidt, Unionsbestrebungen, S. 105.

gesehen haben. Ein nicht minder wichtiger Gegenstand ist der Reichstag in Regensburg und das Kammergericht zu Wetzlar. Nimmt man nicht bei Zeiten gute Maßregeln, diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser sie benutzen, um seinen Despotismus in ganz Deutschland geltend zu machen. Das wären im Allgemeinen die Punkte, die alle Fürsten zu einem Bündnisse vereinigen müßten. Denn Aller Interessen sind dieselben; wenn sie dulden, daß einige von ihnen zertreten werden, so wird unfehlbar auch an sie die Reihe kommen, und höchstens werden sie, wie Ulysses in der Höhle des Polyphem, das Vorrecht haben, zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil des Bündnisses bestände eben darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen wollte, die vereinigte Stimme des ganzen Reichskörpers ihm Gesinnungen der Mäßigung einflößen könnte, oder daß, falls er zur Gewalt schritte, er eine Macht fände, die ihm Widerstand zu leisten vermöchte. So viel in der Kürze. Doch ließen sich zu weiterer Erläuterung noch manche Details hinzufügen, und ich glaube, daß Herr von Herzberg ganz der Mann sein wird, diese Ideen zu entwickeln und ihnen die letzte Begründung zu geben."

Der Minister war hierauf mit dem völlig ausgearbeiteten Plane nach Potsdam gekommen, und der König hatte noch Manches über diesen Gegenstand mit ihm gesprochen. Dennoch wurde die Sache wegen allerhand Bedenken durch die Minister verschleppt, ungeachtet Friedrich sie unablässig anspornte. Bald schrieb er ihnen: „Wir sind verloren, wenn wir mit gekreuzten Armen dastehen und unsre Gegner handeln lassen;" bald rief er ihnen zu: „Feuer, meine Herren, Feuer! und nicht mit Gleichmuth auf die ersten Grundlagen blicken, die Joseph legt; wir müssen nerviger sein und eifriger arbeiten;" und ein andermal: „Bleiben wir müßig, so wird Niemand die Sache auf sich nehmen; darum schmieden Sie das Eisen sobald als möglich; freilich ist es nicht eine Angelegenheit von vierzehn Tagen, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen." Erst als Joseph's neuer Tauschentwurf die Nothwendigkeit einer Verwahrung zu rechter Zeit noch dringender zeigte, ging das Werk rüstig von Statten. Einer Reihe kleinerer Staaten war der König gewiß; aber vor allen lag ihm an Sachsen und Hannover, und beide Höfe zeigten sich endlich geneigt, der Sache beizutreten. Am 23. Juli ward der deutsche Fürstenbund von den Bevollmächtigten der drei Kurhäuser zu Berlin unterzeichnet. Sie gelobten in dem Vertrage, gemeinsam über die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung zu wachen, jedem Reichsstande den Besitz seiner Länder und Gerechtsame zu sichern, sich unerlaubten Maßregeln in dem Wege der

Ordnung zu widersetzen. In den geheimen Artikeln war die Verpflichtung enthalten, dem Austausche von Baiern nachdrücklichst entgegen zu wirken, und die im Falle eines deshalb ausbrechenden Krieges vertragsmäßig zu stellende Truppenzahl bestimmt. Man lud hierauf auch andere Reichsfürsten zum Beitritt ein, und in kurzer Zeit unterschrieben die Herzoge von Sachsen=Weimar, von Sachsen=Gotha und von Zweibrücken, der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen=Cassel, die drei Fürsten von Anhalt (Cöthen, Bernburg und Dessau), der Bischof von Osnabrück, der Markgraf von Anspach und die Pfalzgrafen von Birckenfeld (Aug. 1785 bis März 1786); später auch der Herzog von Mecklenburg=Schwerin, der Coadjutor von Kur=Mainz und Mecklenburg=Strelitz (Jan. 1787 bis Juli 1789).

Der Wiener Hof ermangelte nicht, gegen dies Bündniß Widerspruch zu erheben und auf die Absichten des Stifters einen gehässigen Schein zu werfen. Allein Friedrich begnügte sich, durch eine einfache Geschichtserzählung das Publicum von der wahren Beschaffenheit dieser Sache zu unterrichten. Es hieß darin: „Man habe das deutsche Reich vor der Gefahr schützen wollen, daß die Sicherheit seiner Glieder jemals bloß von der Mäßigung des Hauses Oesterreich abhängig würde. Die deshalb geschlossene Verbindung sei den Reichsgesetzen gemäß, namentlich dem achten Artikel des Osnabrückschen und dem neunten Artikel des Münsterschen Friedens, welche den Reichsständen die Befugniß zu dergleichen Conföderationen zusprächen; sie habe keinen andern Zweck, als jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genusse seiner Besitzungen und Rechte zu erhalten, und sich jeder widerrechtlichen und willkürlichen Unternehmung zu widersetzen. Die Würde des kaiserlichen Hofes könne durch einen Bund, der die Erhaltung der deutschen Verfassung zum Zweck habe, unmöglich beleidigt werden, wenn die Absichten und Gesinnungen dieses Hofes so beschaffen seien, wie man es von der Großmuth und Rechtschaffenheit des Reichsoberhauptes erwarten könne, und auch zuversichtlich erwarte."

Die natürliche Folge des Anschlusses der angesehensten Reichsfürsten an die Opposition Preußen's gegen den Kaiser war, daß dem Letzteren das Reichswesen gänzlich verleidet wurde. Sein thätiger Geist hatte sich nie in dieser abhängigen Stellung gefallen. In vertrauten Kreisen spottete er wohl über seine kaiserliche Ohnmacht, über die weitschweifigen, von der Verfassung vorgeschriebenen Formen, welche der Reichstag als höchst wichtig behandelte und zu Gegenständen langwieriger Berathungen

machte; zuweilen aber äußerte er sich auch, sogar gegen Fremde, mit Unmuth und Bitterkeit über seine Stellung als Kaiser und über den Undank, womit seine besten Absichten vergolten würden. „Wenn ich, sagte er im Jahre 1779 zu dem französischen Gesandten Breteuil, einem Kapuzinerkloster Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, so sagen die Protestanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich dagegen einmal die Klagen der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche, daß das Reichsoberhaupt die Religion verlasse." Durch den Teschener Frieden und die Vereitelung des baierischen Tauschprojectes wurde diese Stimmung nicht verbessert. Seine Theilnahme an den Reichsangelegenheiten hörte fast ganz auf, als die Reform im Innern der Monarchie seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nimmermehr kann er jedoch die Meinung damaliger Zeitschriftsteller, die für ihn auftraten, getheilt haben, daß er als Kaiser widerrechtlich die Macht seiner Vorgänger entbehre; denn als Erzherzog von Oesterreich gehörte er ja selbst zu denjenigen Reichsfürsten, welche die Kaisermacht unter sich getheilt hatten, und die Reichskrone war nicht auf ihn vererbt, sondern in ihrem verblichenen Zustande wahlweise von ihm erlangt worden.

Während solche Spannungen zwischen Preußen und Oesterreich herrschten, war an die Stelle der früheren Feindschaft zwischen Preußen und Sachsen Freundschaft und Bündniß getreten. Kurfürst Friedrich August (geboren am 23. December 1750), der am 15. September 1768 die Regierung aus den Händen seines Oheims und Vormundes, des Prinzen Xaver, als kaum achtzehnjähriger Jüngling übernahm, war ein verständiger, von den verderblichen Leidenschaften und der thörichten Eitelkeit seiner Vorfahren freier Fürst; er schloß an die Politik des großen Königs sich an, da er sich überzeugt hatte, daß sie die Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung bezwecke. Ein Beweis persönlicher Freundschaft, den ihm Friedrich gab, mochte dazu beitragen, diese Anschließung zu befestigen. Im Jahre 1777, also ein Jahr vor dem baierischen Erbfolgekriege, wurde der Kurfürst durch einen von Friedrich an ihn geschickten Eilboten benachrichtigt, daß seine Mutter, die Kurfürstin Maria Antonia, aus Verdruß über den ihr versagten Einfluß auf die Regierung, damit umgehe, durch einen ihrer Vertrauten bei dem Reichstage zu Regensburg die Erklärung mit den erforderlichen Belegen abzugeben, daß Friedrich August nicht der Sohn des vorigen Kurfürsten Friedrich Christian sei, und daß demnach die Erbfolge dem jüngern Prinzen Karl gebühre, der wegen Gebrechlichkeit nur im Fahrsitze sich bewegen konnte. Der Kurfürst ließ sogleich jenen Vertrauten, einen Italiener Agdalo, Hauptmann von der Schweizergarde,

verhaften und nach bestandenem Verhör auf dem Königstein bringen, wo er bis zu seinem Tode (1800) in anständiger Gefangenschaft verblieb. Der Respect gegen die Mutter wurde aber dabei nicht aus den Augen gesetzt*).

---

15. Friedrich's Alter und Tod.

In seinem Privatleben behielt Friedrich bis ans Ende dieselbe Ordnung bei, die er bei seinem Regierungsantritte festgesetzt hatte. Dieselbe Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichnete den Greis aus, wie einst den kraftvollen Mann. Er führte das: im Stehen Sterben Vespasians gern im Munde; noch am Tage vor seinem Ende las er die ihm eingesandten Briefe durch. Wenn gleich der schwächere Körper im Alter mehr Schlaf als sonst verlangte, so entzog letzterer dem Könige doch keine Morgenstunde, und in den für Heerschauen und Reisen festgesetzten Stunden und Tagen ward unter keinerlei Umständen behufs größerer Bequemlichkeit das Geringste abgeändert. Die letzte Musterung zu Breslau (24. August 1785) hielt er, schon krank, im anhaltendsten Regen, und wurde bis auf die Haut durchnäßt. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit. Nur wenige Diener waren um seine Person; sein Sanssouci ward nur des Nachts und auch da nur von sechs Mann bewacht; auf seinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page. Die Vernachlässigung seines Körpers ging zuletzt in Cynismus über. Seine Kleidung, die einfache Uniform eines Garderegiments, war meist abgetragen; die schlaffen Stiefeln, die er beim Aufstehen anzog und erst beim Niederlegen abstreifte, waren fast roth und hingen unordentlich herunter. Der spanische Taback, von dem er stets zwei gefüllte Dosen bei sich trug, entstellte selbst sein Angesicht. Nur an dem Auge, dessen durchbohrendes Feuer kein Maler darzustellen im Stande gewesen ist, erkannte man den König.

Die Musen, die ihn durch die gefahrvollsten Perioden des Krieges begleitet hatten, erheiterten auch seine Muße während des Friedens. „Noch immer, schreibt er an Voltaire, liebe ich die Dichtkunst. Zwar habe ich

---

*) Das Nähere in Böttiger's Geschichte von Sachsen. II. S. 400.

nur schwache Talente dazu, aber da ich bloß zum Zeitvertreibe Papier verderbe, so kann es dem Publicum einerlei sein, ob ich Whist spiele oder mit Reimen kämpfe." Abgesehen von den vielen poetischen Versuchen, die er unternahm, war auch die Zahl seiner prosaischen Aufsätze nicht gering. Er hat die ganze Geschichte seines öffentlichen Lebens bis zum Jahre 1779 beschrieben, und einen Auszug aus dem großen, vier Folianten starken Bayleschen Wörterbuche gemacht, welches er als einen Schatz von historischen Kenntnissen ungemein hoch hielt. Eine Menge kleinerer Abhandlungen findet sich in der Sammlung seiner hinterlassenen Werke. Noch 1780 schrieb er das Buch über die deutsche Literatur, und das Jahr darauf eine Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten, die voll wahrhaft königlicher Gedanken ist. So ungünstig er sich früher oft über das Christenthum geäußert hatte, weil er es mit dem Lehrgebäude des strengen Dogmatismus, der ihm in seiner Kindheit und Jugend aufgezwungen worden war, verwechselte: so vertheidigte er doch nun, in einer Kritik des grobmaterialistischen Systems der Natur von Holbach, die Moral des Evangeliums gegen die Verunglimpfungen, die ihr in diesem Werke zugefügt worden waren. Sein Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert, den er bis an den Tod beider Männer fortsetzte, nimmt in seinen Werken mehrere Bände ein.

Es kann auffallend scheinen, daß er die Verbindung mit zwei Männern so emsig zu erhalten strebte, von denen der Eine seinen dringenden Einladungen nicht Folge geleistet, und der Andere ihm offenbare Kränkungen erwiesen hatte. Allein man muß bedenken, das Voltaire durch die bewundernswürdige Gewandtheit seines Geistes den Eindruck seiner Gemüthsart verwischte, daß seine früher erwähnte Schmähschrift gegen Friedrich erst nach seinem Tode gedruckt wurde, und daß dem Könige der Umgang mit geistreichen Köpfen zu sehr Bedürfniß war, als daß er sich hätte entschließen können, die Verbindung mit denen aufzuheben, deren Briefe ihm eine anziehende Unterhaltung gewährten und das Bild der schöneren Jahre lebendig erhielten. Es war ihm ein rührender Gedanke, die Abendröthe der französischen Literatur erlebt zu haben, während, wie er meinte, über seinem Vaterlande noch die Nacht der Barbarei ruhe. In einem seiner Briefe äußert er darüber: „Es giebt zwar Gelehrte; aber sollten Sie es wohl glauben, daß ich genöthigt bin, zum Studium der griechischen Sprache aufzumuntern, das ohne meine Sorgfalt ganz verloren gehen würde?" Voltaire, der seiner Jugend vorgeleuchtet hatte, theilte sein Alter mit ihm. Schon dies Patriarchat machte ihn ehrwürdig. Auch hatte der schmiegsame Franzose nicht ermangelt, bei der ersten Wieder=

annäherung des Königs sein Unrecht zu bekennen, und eine Zurechtweisung geduldig hinzunehmen. Friedrich schrieb ihm: „Sie haben sehr unrecht gegen mich gehandelt. Ich ertrug, was sich nur ertragen ließ. Von dem Allen, was mir in Ihrem Benehmen noch außerdem gerechte Ursache zu Klagen gab, schweige ich, weil ich fühle, daß ich verzeihen kann." Und gleich darauf: „Da zu einer Zeit, als Kaiser und Könige mich zu berauben suchten, ein elender Mensch gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht und mir meine Verse gestohlen hat, so schicke ich Ihnen jetzt selbst eine Ausgabe mit großen Lettern." Endlich, auf die Entschuldigungen Voltaire's: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig ist, von Anderen zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles Andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz Ihrer Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken"*)

Seitdem theilten sich Beide, wie ehemals, ihre Arbeiten mit; Voltaire und d'Alembert unterhielten den König mit Neuigkeiten vom Pariser Hofe und aus der französischen Literatur. Friedrich's Antworten enthalten launige Scherze; treffende Betrachtungen, oft moralischer Art, die er vorzüglich liebte; gutmüthige Ermunterungen, die Beschwerden des Alters mit Fassung und Lust zu ertragen; Berichte von seinen Arbeiten und seiner Lebensart, aber auch Schmeicheleien als Tribute für die Eitelkeit Voltaire's. „Ich kann Ihnen nicht sagen, schrieb er einmal, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister: kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht." Ein andermal an Voltaire (1777): „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke hatten vorher eine zu unanständige Wohnung." Und an d'Alembert: „Schlachten haben viele Menschen ge-

*) H. W. XI. S. 258. X. S. 19. 20. 21.

wonnen, viele haben Provinzen erobert; aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie geschrieben"*). Da Voltaire seit dem Jahre 1767 auch mit Katharina II. in Briefwechsel stand, so kann man nicht zweifeln, daß manche Stelle in Friedrich's Briefen an ihn vornehmlich auf dessen Schwatzhaftigkeit berechnet war. Voltaire nannte diese Fürstin in seinen Briefen an Friedrich immer nur seine Kaiserin, ohne die feinen Hinweisungen des Königs auf die Unschicklichkeit einer solchen Redeweise verstehen zu wollen.

Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Zeit seiner Jugend noch übrig geblieben waren, besonders den Marquis d'Argens, dem er noch nach seinem Tode, mit einem besondern Nachdruck gegen Voltaire das Zeugniß gab, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann gewesen. Außerdem liebte er den lehrreichen Umgang des Obersten Guichard, auf Anlaß eines Streits über den Namen eines römischen Tribunen, vom Könige Quintus Icilius genannt, der seine Professur in Leyden mit dem Kriegsdienste vertauscht hatte, und einige gelehrte Werke über die Kriegskunst der Alten geschrieben hat. Auch die alten wackeren Kriegsgefährten Fouqué, Zieten u. A. behielt er in treuem Gedächtniß; er besuchte sie zuweilen, erfreute sie durch Geschenke und Erfrischungen, und zog sie öfters an seine Tafel. Bekannt ist sein schönes Wort zu Denen, die den an der königlichen Tafel eingeschlummerten Zieten wecken wollten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Hin und wieder sprach er auch wohl einen Berliner Gelehrten, z. B. Sulzer, Meierotto, Merian; und jeder Durchreisende von Bildung, der sich getraute, ihn zu unterhalten, war ihm willkommen. Vorzügliche Köpfe waren auch noch in seinem Alter im Stande, ihn den König vergessen zu machen. So schreibt er selbst an d'Alembert 1781 (H. W. XI, 268): „Ich habe dieser Tage einen Prinzen Salm bei seiner Durchreise durch Berlin gesehen, der ganz frisch von Paris kommt. Er hat mich durch und durch beschämt: ich fand mich in Vergleichung mit ihm so geschmacklos, so unbeholfen, so dumm, daß ich beinahe nicht das Herz hatte, ihm zu antworten. Er ist lauter Grazie; alle seine Bewegungen haben eine ausgesuchte Eleganz, seine geringsten Worte sind Räthsel; er zergliedert und erforscht Kleinigkeiten mit einer unsäglichen Gewandtheit und kennt die Karte von dem Reiche der Zärtlichkeit besser als alle Scuderis in der Welt." Einen nicht minder angenehmen Eindruck scheint der Fürst von

*) H. W. XI. S. 110. IX. S. 318. XII. S. 36.

Ligne auf ihn gemacht zu haben, der seine Unterhaltung mit dem Könige aufgezeichnet und bekannt gemacht hat*). Den Hof und seine Generale sah Friedrich in der Regel zur Zeit der verschiedenen Musterungen oder des Berliner Carnevals. Dem Kronprinzen, seinem Neffen, gestattete er keinen Antheil an den Regierungsgeschäften; seiner Gemalin Christine von Braunschweig blieb er nach wie vor entfremdet, und selbst mit seinen Brüdern Heinrich und Ferdinand pflog er keinen vertrauten Umgang, so sehr auch die letzteren seine französische Bildung und Geistesrichtung sich angeeignet hatten.

Lange wußte der starke, sich selbst genügende Geist des Helden eine seltene Heiterkeit in sich zu erhalten; doch verlor er zuletzt allmählig die Freude an der Welt und den Glauben an die Güte der menschlichen Natur, der in der Jugend dem Leben einen so hohen Reiz giebt, und den der Greis durch ein liebevolles Wiederaufleben mit einer blühenden Nachkommenschaft in sich erneuern kann. In einem Gespräch mit Sulzer (31. Dec. 1777), in welchem dieser von überwiegenden Anlagen des Menschen zum Guten sprach, rief der König aus: „Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht, so wie ich, dies verwünschte Geschlecht, zu dem wir gehören." Der Kinderlose und Einsame sah von Jahr zu Jahr die Gefährten aus der guten alten Zeit scheiden. Der treue d'Argens verließ ihn schon 1769 und starb zwei Jahre darauf; 1774 folgte Fouqué, weiland Großmeister des romantischen Bayardordens; 1778 starben Voltaire, der brave Mylord Marischal und der possenhafte Pöllnitz; 1783 d'Alembert, und 1786 im Januar sank auch der siebenundachtzigjährige Zieten ins Grab. Seit dem baierischen Kriege ruhte die einst so beliebte Flöte, der die zitternden Finger den Dienst versagten. An ihre Stelle trat ein Vorleser. Doch war es sichtbar, daß der König von seinem alten Frohsinn seitdem immer mehr verlor. Er fing um diese Zeit an, gegen d'Alembert über die Abnahme seines ehemals so außerordentlichen Gedächtnisses zu klagen.

Dergleichen Wahrnehmungen eintretender Schwächen machten ihn mißtrauischer gegen seine Diener und strenger in seiner Aufsicht über sie. Niemand sollte sich den Wahn beikommen lassen, er sei nicht mehr der Alte. Ungeachtet seiner Vorliebe für den Adel faßte er den Verdacht, derselbe übe Willkür und Mißbrauch seiner Vorrechte gegen den Bauernstand, und werde hierbei von den Gerichtshöfen begünstigt. Im Jahre

---

*) Ein Auszug daraus findet sich in Nicolai's Anekdoten, Thl. I. Es ist ein anziehendes Conversationsstück.

1773 ereignete es sich, daß ein Müller Namens Arnold, auf einem Dorfe unweit Züllichau, von einer Veränderung, die ein benachbarter Edelmann mit einem Teiche vornehmen ließ, Anlaß nahm, seinem Gutsherrn, dem Grafen von Schmettau, den Pachtzins zu verweigern. Nachdem dieser fünf Jahre mit Arnold's Saumseligkeit Geduld gehabt, ließ er nach dem Ausspruche seines Gerichts die Mühle wegnehmen und gerichtlich verkaufen (7. Sept. 1778). Sowohl das neumärkische Landesgericht als das Kammergericht zu Berlin, an die der Müller appellirte, bestätigten den Spruch des adeligen Gerichtes; der König aber, der den Müller und dessen Frau noch aus dem siebenjährigen Kriege persönlich kannte, ließ durch Militärpersonen eine Untersuchung veranstalten. Da der Bericht für den Verurtheilten günstig lautete, glaubte er hier mit dem bloßen gesunden Verstande einen Sieg über die Grundsätze und das Verfahren der Rechtsgelehrten errungen zu haben. Er beschied am 11. December 1779 den Großkanzler von Fürst nebst drei Kammergerichtsräthen vor sich, und bezeigte ihnen seinen Unwillen. Der Kanzler wurde entlassen, und gegen zwei der Kammergerichtsräthe, so wie gegen den Präsidenten und einige Räthe des neumärkischen Landesgerichtes einjähriger Festungsarrest verfügt. Da der Justizminister Zedlitz sich weigerte, diesen Befehl zu unterzeichnen, so ließ Friedrich denselben ohne des Ministers Unterschrift vollziehen.

Die Art, wie das Berliner Publicum, das von der Unschuld der Verurtheilten völlig überzeugt war, sich bei diesem Vorfalle benahm, gereicht demselben ebensosehr wie dem großen Könige zum Ruhme. Man ehrte die gerechte Absicht auch in der ungerechten That, und betrachtete die Männer, die eine unverdiente Behandluug erfuhren, wie die Unglücklichen, die durch eine Feuersbrunst oder eine Ueberschwemmung plötzlich um Habe und Gut kommen. Niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Militär- und Civilstande, der einen Wagen hielt, versäumte es, dem abgesetzten Großkanzler einen Beileidsbesuch abzustatten. Für die abgesetzten Räthe wurden freiwillige Beiträge gesammelt, die so reichlich ausfielen, daß ihnen davon ihr Gehalt ausgezahlt werden konnte. Friedrich war sowohl von dieser Sammlung als von jenen Besuchen unterrichtet; und aus dem Umstande, daß er den Gefangenen das letzte halbe Jahr erließ, darf man vielleicht den Schluß ziehen, daß er sein allzu rasches Verfahren bereute. Erst sein Nachfolger aber stellte durch eine öffentliche Unschuldserklärung die Ehre der Gekränkten wieder her*).

*) S. Schlözer's Staatsanzeigen, Heft 36 und 41. Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 267 und 534. Preuß, Friedr. d. Gr., Bd. III. S. 381 ff. nebst den Beilagen.

Von diesem Rechtshandel nahm der König Anlaß, zur Ausführung eines alten Lieblingsgedankens zu schreiten. Seit dem Anfange seiner Regierung war er der Meinung gewesen, daß die Gesetze und ihre Handhabung einer durchgreifenden Verbesserung bedürften. Besonders wünschte er die lange Dauer der Rechtshändel abgekürzt zu sehen. Aber eine in diesem Sinne schon nach dem zweiten schlesischen Kriege begonnene Reform, mit welcher der König den damaligen Großkanzler von Cocceji beauftragt hatte, gerieth nach einiger Zeit ins Stocken, und späterhin zeigten sich alle höheren Justizbeamten abgeneigt, auf den Plan des Königs einzugehen. Nach der Absetzung des Großkanzlers Fürst fand Friedrich in dem neuen Großkanzler Carmer einen Mann, der Lust und Eifer hatte, jenen Absichten zu entsprechen. Dieser wählte nicht nur ausgezeichnete Geschäftsmänner zu seinen Gehülfen bei dem großen ihm aufgetragenen Werke, sondern ließ auch die zu Stande gekommenen Entwürfe drucken, um sie der öffentlichen Untersuchung der Rechtsgelehrten vorzulegen. So ward ein Gesetzbuch begonnen, dessen Vollendung Friedrich zwar nicht mehr erlebte, dessen Fortschreiten er aber bis an seinen Tod mit der lebhaftesten Theilnahme begleitete.

Vierundsiebzig Jahre hielt die starke Seele den schwachen Körper aufrecht. Vielleicht hätte sie es noch länger vermocht, wenn der sonst so stoische König mehr Herr über seinen Gaumen gewesen wäre. Allein das unbezwingliche Gelüst nach leckeren, fetten, stark gewürzten und unverdaulichen Speisen, dem er selbst im krankhaften Zustande noch nachgab, zog ihm eine Verderbniß der Säfte zu, die mit Wassersucht endete. Nach einem unter großen Beschwerden in Potsdam zugebrachten Winter begab er sich am 17. April 1786 nach Sanssouci. Hier fuhr und ritt er noch einige Tage aus, doch in großer Kraftlosigkeit. Im Juni wuchs die Geschwulst so stark, daß er es nicht mehr im Bette aushalten konnte, sondern den größten Theil der Nächte auf seinem Stuhl in vorwärts gebückter Stellung zubringen mußte. Dennoch ließ er sich noch täglich die Cabinetssachen vorlegen, schrieb auch noch einige Briefe, und unterhielt sich mit verschiedenen Personen, unter andern mit dem hannoverschen Arzte Zimmermann, den ihm seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, geschickt hatte. Derselbe entfernte sich jedoch bald, da er an der zunehmenden Brustbeklemmung und dem starken Röcheln des Kranken die nahe Auflösung erkannte. Merkwürdig ist, als das letzte Denkmal von Friedrich's Hand, der Brief, den er deshalb jener Fürstin am 10. August 1786, wenige Tage vor seinem Ende, schrieb: „Meine verehrungswürdige Schwester. Der hannoversche Arzt

hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen; aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung, meine verehrteste Schwester, Ihr

treuer Bruder und Diener,
Friedrich."

Dennoch glaubte er sein Ende so nahe noch nicht, ungeachtet sich am 16. August schon zeitweise Bewußtlosigkeit einstellte. Zur Nacht wechselten halbverständliche Phantasien mit sanfter Ruhe; doch nahm das Röcheln zu, und am 17. (Donnerstags), früh um zwei Uhr zwanzig Minuten, senkte sich das Haupt zum ewigen Schlummer. Nur der Leibarzt Selle und einige Bediente waren gegenwärtig. Man rief den Minister Herzberg, der unverzüglich den Thronfolger von der großen Begebenheit unterrichtete. In einer Stunde erschien Friedrich Wilhelm II. selbst und traf die nöthigsten Verfügungen. Friedrich hatte verlangt, im Garten von Sanssouci beerdigt zu werden; sein Nachfolger fand es angemessener, ihn unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam an der Seite seines Vaters beisetzen zu lassen.

Die Nachricht von Friedrich's Tode, obwohl von den Kundigen längst erwartet, überraschte das Volk, wie wenn etwas unzerstörbar Geglaubtes durch eine furchtbare Naturbegebenheit untergegangen wäre. Die Theilnahme an dem Hinscheiden dessen, der den Geist des Jahrhunderts in seiner edelsten Form zur Anschauung gebracht hatte, war in ganz Europa allgemein. „Wir wissen", sagte damals ein berühmter Schriftsteller, „aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die so oft fälschlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenossen seiner ersten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menschen von einigem Gefühl ohne ganz besondere Rührung das Wort seines Todes nachgesprochen"*).

*) Johannes von Müller, Darstellung des Fürstenbundes, Werke Th. IX. S. 299.

16. Joseph's II. Sinnesart und Verwaltung.

Joseph, der als Kind schon, auf dem Arme seiner Mutter, die Ungarn gegen Friedrich bewaffnet hatte, und mit der steigenden Größe jenes Helden herangewachsen war, trat mit seinem eigenen Staate in einen gefährlicheren Kampf, als er sich Friedrich's durchgreifende Selbstherrschaft ohne genaue Kenntniß der Schranken, innerhalb deren sich dieselbe bewegte, zum Muster nahm und den Gedanken faßte, die Gesammtkraft der Monarchie von den Banden des Herkommens, der Kirche und der Einzelrechte frei zu machen und zur Verfügung des Herrschers zu stellen. Maria Theresia hatte mancherlei Verbesserungen in der Verwaltung eingeführt: sie hatte die Frohndienste gemildert, Tortur und Hexenprocesse, die Inquisition und die Jesuiten abgeschafft, Normalschulen und Erziehungsanstalten angelegt, Ackerbau und Handel befördert; selten aber hatte sie das Alte bei der Wurzel ausgerissen, sondern meist nur einzelne Mißbräuche abgestellt und Vieles, was dem Zeitgeiste mißfiel, geschützt und erhalten. Der Sohn dagegen war von diesem neuen Zeitgeiste ganz durchdrungen. Mit scharfem Blick schaute er in das Wurzelgeflecht der alten staatsthümlichen Formen und Verhältnisse, der provinziellen und feudalistischen Anschauungen, und indem er darin nur Hindernisse der Zweckmäßigkeit erkannte, indem er die Staatskräfte einheitlicher, frischer und beweglicher gestalten, die Masse mittelalterlichen Schuttes hinwegräumen wollte, zerschmetterte er oft, trotz seiner wohlwollenden Gesinnung und seiner aufopfernden Menschenliebe, mit Härte nicht nur das Glück, sondern auch das Recht unzähliger Einzelner. Mit mütterlicher Liebe, die auch die verschiedenartigsten Kinder an sich zu fesseln weiß, hatte Theresia ihre durch Sitte und Sprache von einander abweichenden Völker zusammengehalten, und den Gehorsam in Ungewißheit gelassen, ob er dem Throne oder einer Person geleistet werde; Joseph, der zuerst öffentlich sich mit den übrigen Dienern des Staats in Eine Klasse, und als Herrscher nur an ihre Spitze setzte, wo er sich nicht durch kaiserlichen Prunk, sondern durch den Umfang seines Geschäftskreises geltend machen wollte, strebte als erster V e r w a l t e r des Staats, Alles an die Einheit eines von seinem Verstande einmal als richtig anerkannten Gesetzes oder Systemes zu fesseln. Das Gute, sagt er in einem berühmten Handschreiben an die Behörden, ist nur Eins, nämlich jenes, so das Allgemeine und die größte Zahl betrifft; Volk und Religion kann keinen Unterschied machen.

Daher die Absicht, die besonderen Rechte seiner verschiedenen Völkerschaften aufzuheben, und ihre Eigenthümlichkeiten zu Gunsten der Einheit des Ganzen zu beseitigen. Daher die ökonomischen Zumuthungen, die er ohne Furcht vor der Anklage der Selbstsucht an Andere, selbst an seine nächsten Angehörigen stellte, da er mit gutem Beispiel vorangegangen und schon im Beginn seines Regierungseinflusses zweiundzwanzig Millionen Staatspapiere, die er von seinem Vater ererbt, ohne Bedenken verbrannt und so dem Staate das ganze Capital geschenkt hatte. „Wenn der Dienst des Staates es erfordert", schrieb er seiner Schwester Christine, „so müssen alle anderen Rücksichten schweigen." Daher ferner jene Sparsamkeit, die er in Allem, was ihn selbst anging, übte, und in Folge deren in den Umgebungen seiner Person die Pracht, womit Theresia geglänzt hatte verschwand. Daher aber auch die Uebereilung, womit er dem Guten, das er stiften wollte, die zum ruhigen Gedeihen nothwendige Zeit mißgönnte. Tag für Tag wie im Sturmwind erschienen neue Gesetze und Befehle, die, alle gewohnten Vorurtheile und Anschauungen über den Haufen stürzend, ebenso rücksichtslos ausgeführt als gegeben wurden *).

Er war von seiner Mutter lange in der Ferne von den Geheimnissen und von der Werkstätte ihrer Regierung gehalten worden; erst als er seinem Vater auf dem kaiserlichen Throne gefolgt war, hatte sie ihm das Großmeisterthum aller Ritterorden, sowie die Verwaltung des Kriegswesens überlassen; und er hatte, wie wir sahen und wie er in einem seiner Briefe selber sagt, nie aufgehört, ein gehorsamer Sohn zu sein. Aber während dieser Zeit lernte er auf Reisen in Frankreich, Holland und Italien den Zustand dieser Länder mit dem der seinigen auf eine lehrreiche Weise vergleichen. Er pflegte unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein zu reisen, ohne viele Begleitung, um allen Feierlichkeiten auszuweichen. „Er sei nicht gekommen, um zu tanzen, sondern um zu lernen," sagte er, eine Einladung zu einem Balle ausschlagend. Zu Paris, wo ein glänzender Hof und eine geliebte Schwester ihn in Anspruch nahmen, war er nur voll Begierde zu sehen und zu lernen, und nicht bloß die Akademie der Wissenschaften, die großen Sammlungen, die berühmten Gelehrten, wurden von ihm besucht, sondern auch die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Zimmer des Hôtel-Dieu. Sein Geist war genährt mit den Grundsätzen der französischen Schriftsteller, besonders der Physiokraten, der Verfasser der Encyklopädie und

*) Vgl. **Wolf**, a. a. O. Bd. I. S. 76 f., 179 ff.

anderer, die überall in dem bestehenden gesellschaftlichen Zustande große Umwälzungen beabsichtigten, und deren Rückwirkungen schon in manchen Versuchen berühmter Fürsten und Staatsverwalter sichtbar geworden waren. Aber mit so vielem schöpferischen Willen ausgerüstet und mit dem umzuschaffenden Stoffe vertraut, erhielt er doch erst im vierzigsten Jahre durch den Tod seiner Mutter den Spielraum, den er für seine bildende Thätigkeit suchte. Hierdurch entstand wohl bei ihm, im Gefühl der Kürze der Zeit und der Größe seiner Aufgabe, jene Raschheit des Regierens, jene Neigung zu Entwürfen, jene Uebereilung in der Ausführung, die einen nicht geringen Antheil an dem unglücklichen Ausgange seiner Unternehmungen hatten. Ein Handbuch seiner Verordnungen, die von 1781 bis 1786 ergangen sind, füllt allein sechs Octavbände. Bei allen Anlässen wollte er fortan die Früchte sehen; er ging nicht sowohl auf ein Entwickeln, als auf ein plötzliches Schaffen aus. „Als ich den Augarten zurecht machen ließ" — soll er einmal gesagt haben — „suchte ich nicht junge Sprossen, die einst der Nachwelt dienen möchten; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmensch Vortheil finden könnten." Joseph hatte diesen Garten zur Ergötzung des Publicums eröffnet, mit der Ueberschrift am Eingange: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort, von ihrem Schätzer!" Mit diesen Losungen ist zugleich auch sein Streben in der Staatskunst gekennzeichnet.

Dazu kam, daß Joseph, auf Grund der Erfahrungen seiner Mutter, die oftmals von ihren Umgebungen hintergangen worden war, ein allzu großes Mißtrauen gegen die Menschen hegte, und das Verlangen, Alles selbst zu sehen, viel zu weit und ins Kleinliche trieb. Er schuf sich selbst ein Cabinet, das er mit einigen Secretären besetzte, mit denen er vom Morgen bis in die Nacht arbeitete, da er auch Sachen von geringer Bedeutung von allen Behörden zur eignen Entscheidung einreichen ließ. Den ganzen Vormittag war der Gang vor der Thür seines Cabinets mit Leuten jedes Alters, Standes und Geschlechts besetzt; von Stunde zu Stunde ging der Kaiser hinaus, nahm Bittschriften an, und führte die, welche ihn sprechen wollten, selbst in sein Zimmer, um auf diese Weise so wenig als möglich fremde Vermittler zwischen sich und dem Volke zu haben. Conduitenlisten, die von Zeit zu Zeit eingereicht werden mußten, gaben ihm über die einzelnen Staatsdiener Kunde; diejenigen aber, die dennoch seinen Blicken sich entziehen und seinem Willen entgegenhandeln würden, sollten durch die Blitze einer strengen Gerechtigkeitspflege geschreckt und im Zügel gehalten werden. Der unter

der vorigen Regierung oftmals eingetretenen Straflosigkeit ließ er daher ein Verfahren folgen, wonach kein Ansehen und kein Stand, kein Bitten und keine Furcht den Blick in Beurtheilung des Schuldigen trüben sollte.

Da er alle Todesstrafen abschaffte, und dafür Gefängnißstrafen, durch Anschmiedungen und wiederholte Stockschläge verstärkt, oder öffentliche Arbeiten, zum Beispiel das Schiffziehen, das Straßensäubern der Stadt Wien u. s. w., einführte: so sah man, neben anderen Verbrechern des gemeinsten Standes, auch ansehnliche Beamte, Stabsofficiere, und einmal sogar einen Grafen aus angesehener Familie, mit geschornem Haar und im groben Kittel, zu solchen Arbeiten verdammt, in den Straßen, am Schandpfahle oder bei dem Schiffziehen. Erweckte schon diese äußere Gleichheit der Strafen in den höheren und gebildeten Ständen ein Gefühl der Unbehaglichkeit und Entrüstung: so wurde dasselbe noch verstärkt durch den Anstrich der Willkür. Denn da Joseph das Theresianische Gesetzbuch aufhob, ehe noch sein eigenes erschienen war, so bestimmte er selbst die an die Stelle der Todesstrafen zu setzenden Züchtigungen, und schärfte nicht selten eigenmächtig die von den Gerichtshöfen festgesetzten Strafen. Noch mehr aber nahm sein Handeln die Gestalt der Willkür an, als er, durch einige schwere Verbrechen erschreckt und in seiner Meinung von der Entbehrlichkeit der Todesstrafe umgestimmt, dieselbe plötzlich wieder einführte, und die Verbrecher nach einem andern Gesetze hinrichten ließ, als unter dem sie gefrevelt hatten.

In mehrfachen Beziehungen kann man ihn mit Pombal vergleichen. Sowohl die Handlungsweise Beider, als auch die Aufgaben, die sie sich setzten, und die Hindernisse, die sie fanden, sind einander sehr ähnlich; nur daß Joseph eine Schwierigkeit mehr zu bekämpfen hatte, die Verschiedenheit seiner Völker, besonders der Ungarn und der Niederländer, die durch eine in der Zeit erworbene eigene Gestaltung ihrer bürgerlichen Verhältnisse keine einfache Gleichung für die Berechnungen des Herrschers zuließen.

Das Erste, womit Joseph seine neue Laufbahn begann, waren Verordnungen wegen der Kirche. Einerseits wollte er den Staat vor den Uebergriffen der römischen Hierarchie sicher stellen; daher erneuerte er das Placetum regium (24. März 1781), wonach päpstliche Bullen, Breven oder sonstige Anordnungen zu ihrer Gültigkeit der landesherrlichen Genehmigungen bedurften. Anderseits erzielte er für alle seine Unterthanen religiöse Freiheit und Duldung. Denn seitdem der durch Entdeckung Amerika's und durch die vervollkommnete Schifffahrt erzeugte

und genährte Handelsgeist die Staaten ergriff, war ein anderes Maß, menschliche Kräfte zu schätzen, eingeführt, und die Macht der religiösen Vorstellungen aus dem Leben verdrängt worden. Man stritt nicht mehr für einen alleinseligmachenden Glauben; man warf sich wetteifernd in den erweiterten Verkehr, man strebte nach materieller Wohlfahrt, nach Reichthum, als dessen Quellen Handel und Gewerbsamkeit betrachtet wurden. An die Stelle des heiligen Grabes waren als Ziele der Wallfahrt die Colonien getreten, und Contrebande wurde mehr verfolgt als ehemals Ketzerei. Duldung war also auch in den katholischen Staaten nothwendig, wenn sie nicht im Widerspruch mit dem Geiste der Zeit bleiben wollten.

Zu diesem Behufe erließ Joseph den 28. Juni 1781 ein Toleranzedict, durch welches, nach der erläuternden Verordnung vom 13. September, den Anhängern der lutherischen und reformirten Kirche, sowie den nichtunirten Griechen die freie Uebung ihres Gottesdienstes, die Erbauung von Bethäusern, doch ohne Thürme und Glocken, die Eidesformel nach dem Gebrauch ihrer Kirche, der Ankauf liegender Gründe, die Erlangung von Bürger= und Meisterrechten, und die Beförderung zu allen bürgerlichen und militärischen Stellen zugesichert ward*). Es konnte nicht fehlen, daß in einem Lande, das seit Jahrhunderten für die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche gekämpft hatte, dies Gesetz Widerspruch fand, und daß nicht allein die Ausführung da gehemmt ward, wo des Kaisers Auge nicht immer hinreichte, sondern dieser selbst sich genöthigt sah, Aenderungen und Einschränkungen vorzunehmen, besonders als es Erscheinungen hervorbrachte, welche die katholische Kirche zu gefährden schienen. In Oesterreich, Böhmen und Mähren hatte sich der Protestantismus seit der Zeit, wo äußere Gewalt ihn unterdrückte, im Verborgenen erhalten, und in größerer Anzahl, als man geahnt, traten die Bekenner desselben aus dem Dunkel hervor. Es ward also im Jahre 1783 der Anfang des folgenden Jahres als Zeitpunkt festgesetzt, bis wohin Solche, die sich als Protestanten meldeten, nur noch anerkannt werden sollten. Jeder, der die herrschende Kirche verlassen wollte, wurde nun verpflichtet, sich vorher einem sechswöchentlichen Unterrichte in ihren Glaubenslehren zu unterwerfen. Die Protestanten mußten, obwohl sie schon für den Unterhalt der eigenen Prediger, Schullehrer und Kirchen zu sorgen hatten, auch den katholischen

---

*) Vgl. Meynert, Kaiser Josef II. Nach archivalischen Quellen. Wien 1862. S. 31 ff.

Pfarrern die herkömmlichen Gebühren bezahlen. Sehr hart aber war die Behandlung der sogenannten Deisten in Böhmen, auf der kaiserlichen Herrschaft Pardubitz, die als Abkömmlinge ehemaliger Protestanten ihrer Bibel und Erbauungsbücher beraubt, Gott bloß nach dem Lichte der Vernunft verehrten. Sie wurden gezwungen, sich zu einer der geduldeten Parteien zu bekennen, und diejenigen von ihnen, welche dies nicht wollten, wurden ihres Vermögens beraubt und in das Banat, an die Grenze des türkischen Reiches versetzt*).

Mit den Mönchsorden, die eben so sehr im Mißverhältniß zu dem Geiste der Zeit zu stehen schienen, wie sie einst aus demselben hervorgegangen waren, ward eine bedeutende Veränderung vorgenommen. Von zweitausendeinhundert theils Frauen-, theils Mannsklöstern, die an siebzigtausend Glieder enthielten, wurden siebenhundert aufgehoben; und dieses Loos traf besonders diejenigen Orden, die ein rein beschauliches Leben führten, und weder Schulen, noch Beichtstuhl hielten, noch Kranke pflegten. Nur die, welche eine nützliche Thätigkeit übten, wie die barmherzigen Brüder, die Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen und andere, blieben bestehen. An 46,000 Personen wurden aus der Gemächlichkeit ihres bisherigen Lebens herausgerissen in die Welt, der Viele durch lange Entfernung entfremdet worden waren, und in der sie mit einem geringen Jahrgelde sich neu einrichten sollten. Der Unmuth der Betroffenen und der Anhänger des Alten deutete diesen Schritt des Kaisers als Habsucht, wiewohl Joseph verordnete, daß alles Vermögen der eingezogenen Klöster in eine Religionskasse fließen und zu kirchlichen oder verwandten Zwecken verbraucht werden sollte. Er stiftete auch wirklich mit Hülfe dieser Gelder eine Menge neuer Pfarren und Schulen, er legte Pflanzschulen an für Pfarrer und Schullehrer, er gründete wohlthätige Anstalten, wie das Taubstummeninstitut, ein Kranken- und Gebärhaus u. s. w., oder verbesserte die bestehenden. Diejenigen Klöster und Ordensgeistlichen, welche bestehen blieben, stellte er unter eine genauere Aufsicht und machte sie von fremdem Einfluß unabhängiger. Da herkömmlich die geistlichen Orden ihre besonderen Oberen und Generale hatten, die meist zu Rom und also unter dem unmittelbaren Einflusse des Papstes lebten, so verbot er nun den Ordensgeistlichen seiner Staaten alle Verbindung mit denselben, die Annahme ihrer Befehle, den Besuch der Ordenscapitel in fremden Ländern, und jede Geldversendung ins Ausland**).

*) Meynert, a. a. O. S. 56 ff.
**) Ebendaselbst S. 64 ff.

Diese raschen und eigenmächtigen Anordnungen, ferner das Recht, welches der Kaiser geltend machte, alle geistlichen Pfründen in der Lombardei zu verleihen, die Abstellung vieler Kirchengebräuche, Wallfahrten und Aufzüge, die Einführung deutscher Kirchenlieder und die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprachen, der Befehl, daß die Dispensationen nicht mehr in Rom, sondern bei den Bischöfen des Landes eingeholt werden sollten: Alles dieses erregte die Aufmerksamkeit und den Unmuth des päpstlichen Stuhles. Auch die Bischöfe des Landes widersetzten sich; der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, und der Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran, Graf Bathiany, wollten die Oberaufsicht über die geistlichen Orden nicht übernehmen, weil es ein Eingriff in die päpstlichen Rechte sei. Der Papst versuchte erst durch Vorstellungen aller Art, den Kaiser zur Rücknahme seiner Befehle oder zu einem der Ehre des päpstlichen Stuhles weniger nachtheiligen Vergleich zu bewegen. Als diese Vorstellungen vergeblich blieben, entschloß er sich zu einem in den neueren Jahrhunderten unerhörten Schritte, und reiste selbst, trotz seines Alters und seiner schwachen Gesundheit nach Wien, um zu versuchen, dem Willen Joseph's die Kraft der päpstlichen Würde und Klugheit entgegenzustellen. Nachdem er durch ein eignes Breve die Bulle: ubi Papa ibi Roma (wo der Papst, da ist auch Rom) aufgehoben hatte, ging er am 27. Februar 1782 von Rom ab. Der Kaiser empfing das Oberhaupt der Kirche mit allen Ehrenbezeigungen; er fuhr ihm einige Meilen entgegen, stieg, als er ankam, aus, und führte ihn in seinem Wagen nach der Hauptstadt und dann in die Hofburg, wo die Zimmer, welche Maria Theresia bewohnt hatte, für ihn eingerichtet worden waren. Aber bei allem Schein von Verehrung und Hochachtung blieb Joseph, wie wir bereits am Schlusse des dritten Abschnitts sahen, unerschütterlich bei seinen Grundsätzen. Schon vorher hatte er allen Geistlichen, besonders den Bischöfen, streng verboten, sich wegen irgend einer kirchlichen Angelegenheit schriftlich oder mündlich an den anwesenden heiligen Vater zu wenden; jetzt ward der Papst so genau bewacht, daß er Niemand unbemerkt empfangen konnte, und mögliche Bewegungen des Volks, das von der Gegenwart des Papstes allerdings erschüttert ward, wurden durch Aufmerksamkeit und Aufsicht zurückgehalten. Es gab nur Einen Eingang zu den Zimmern des Papstes; alle übrigen Zugänge waren, wie Dohm ausdrücklich sagt, vermauert worden. Merkwürdig war auch das Betragen des Fürsten Kaunitz. Als Joseph dem Papst diesen berühmten Staatsmann an der Spitze aller seiner Diener vorstellte, ergriff derselbe die ihm dargereichte päpstliche

Hand und drückte sie treuherzig, statt sie zu küssen, wie der Papst erwartete und wie es alle anderen Großen des Reichs thaten.

Der Kaiser hatte nur ein einziges Mal selbst mit dem Papste über die streitigen Angelegenheiten eine Unterredung, die zu nichts führte. Nachher wich er jeder neuen Aufforderung des Papstes aus, indem er ihn vielmehr ersuchte, seine Gedanken und Wünsche schriftlich mitzutheilen, weil er sich erst mit seinen Rechtsgelehrten und Theologen berathen müsse; den Erfolg dieser Berathungen wolle er dann gleichfalls schriftlich ihm zukommen lassen. Auch dieser Weg der Unterhandlung führte zu keinem dem Papste erwünschten Zwecke, und Pius reiste am 22. April von Wien wieder ab, ohne in der Hauptsache etwas ausgerichtet zu haben. Nur jene oben angeführte Einschränkung des Toleranz-Edictes, die bald nach der Anwesenheit des Papstes erfolgte, erschien als Ergebniß derselben.

So beharrlich wie Joseph dergestalt, selbst dem Papste zum Trotz, die kirchliche Verfassung ordnete, so beharrlich arbeitete er auch an der Veränderung der bürgerlichen Gesellschaft. In dem Geiste, der ihn bei dem Toleranz-Edicte geleitet, nahm er sich der Juden an, und riß sie aus der Bedrückung, in die sie der Haß des christlichen Mittelalters gestürzt hatte; sie sollten fortan, nach dem Standpunkte der Gewerbsamkeit, anerkannte und berechtigte Mitglieder der Gesellschaft sein. Sie wurden daher von dem Schimpfe befreit, besondere Abzeichen zu tragen, sie durften ihre Kinder in öffentliche Schulen schicken, und sich zu öffentlichen Aemtern fähig machen; aber dafür mußten sie sich der deutschen Sprache und Schrift bei ihren Vorträgen bedienen, deutsche Namen annehmen und Soldaten werden. Sie durften Fabriken anlegen und Landgüter pachten, wurden aber verpflichtet, sich jüdischer Arbeiter zu bedienen, damit die ganze Masse für gewerbsame und landwirthschaftliche Thätigkeit destomehr gewonnen würde*).

Wie er hier ein unterdrücktes Volk retten wollte, so nahm er sich des gedrückten Standes der Landleute nicht weniger warm an. Er hob die Leibeigenschaft auf, und setzte an die Stelle derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit, unter Einräumung von Eigenthum und Milderung der Robot. Theils fordere dies, sagte er, die Menschenliebe und die Vernunft, denn es sei Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeit das Land besessen bevor noch Unterthanen da waren; theils werde es zum bessern Anbau des Landes und zur Steigerung der Gewerbthätigkeit

*) Meynert, a. a. O. S. 123 ff.

beitragen; seine Absicht sei, den unterdrückten Landmann vom Druck des befreiten Adels zu befreien. In demselben Sinne und mit derselben Sorge für diesen Stand beschloß er auch das große Werk, Gleichheit der Abgaben Aller und Zurückführung derselben auf den Grund und Boden, ohne Unterschied des Besitzers, nach den Grundsätzen der Physiokraten, durchzuführen.

Das Unternehmen war schwierig; eine Menge von verwickelten Verhältnissen mußte hier entwirrt, und durch die größte und sorgfältigste Genauigkeit mannigfaltigen Klagen begegnet werden. Viele der obersten Räthe machten theils aus Eigennutz, weil sie zum reichen und begüterten Adel gehörten, theils aus Furcht vor den inneren Schwierigkeiten der Sache, dem Kaiser Gegenvorstellungen. Aber Joseph, gewohnt, alles das, was er einmal für recht erkannt hatte, ins Werk zu setzen, ließ vom Jahre 1784 bis 1789 diese Angelegenheit unausgesetzt bearbeiten. Durch die große Eile wurden die in der Sache liegenden Schwierigkeiten vermehrt; auch fehlte es oft an hinlänglich tüchtigen und wohlgesinnten Leuten, so daß am Ende die Messung des Bodens und die Bestimmung des Ertrags unrichtig ausfiel, und allenthalben Streit und Mißvergnügen, selbst bei Denen entstand, welchen geholfen werden sollte.

Endlich ward auch der Handel und der durch ihn zu erzeugende Nationalreichthum ein Gegenstand seiner Sorgfalt; und mit eben der Raschheit, wie in den übrigen Verwaltungszweigen, rief er auch hier seine Plane ins Leben. Wie er darauf ausgegangen war, den Staat in Absicht auf seine Rechte gleichsam zu schließen, und jeden Einfluß fremder Gewalt zu verhindern, so wollte er ihn, nach den Vorstellungen des Zeitalters über den Nationalreichthum, auch schließen in Absicht auf die Volkswirthschaft, und jeden Ausfluß einheimischer Schätze verwehren. Er verbot daher im Jahre 1784 streng und fest alle ausländischen Kunst- und Genußwaaren, besonders alle fremden Weine. Die Kaufleute mußten die noch bei ihnen vorräthigen ausländischen Waaren in ein großes Vorrathshaus zusammenlegen, sie nach und nach verkaufen, und durften keine neuen kommen lassen. Nur einzelne Personen, denen etwa dergleichen Waaren unentbehrlich geworden waren, erhielten gegen eine Abgabe von sechzig vom Hundert die Erlaubniß, dieselben für sich einzuführen. Dem Schleichhandel, den die nicht so leicht zu unterdrückende Begierde nach den fremden Waaren naturgemäß erzeugte, setzte er eine unerbittliche Strenge entgegen. Was von dergleichen verbotenen Waaren gefunden wurde, ließ er vernichten. So wurden einige Male eine große Menge eingeführter Taschenuhren öffentlich zerschlagen

und zertrümmert, und ein anderes Mal fremde Waaren anderer Art, über 15,000 Gulden an Werth, öffentlich verbrannt. Aber die gleiche Strenge übte Joseph auch an sich selbst, um die Uebereinstimmung seines Willens mit seinen Grundsätzen zu zeigen, und seine oft ausgesprochene Ansicht zu bewähren, daß das Land nicht dem Fürsten, sondern der Fürst dem Lande gehöre, und daß seine Aufgabe keine andere sei, als dem Staate zu dienen. Virtute et exemplo (durch Tugend und Beispiel) lautete der Wahlspruch auf seinem Siegelringe. Er verschenkte unter andern alle in seinem Hofkeller befindlichen ausländischen Weine in das Krankenhaus, und erlaubte keine andern Weine auf seinem Tische, als einheimische, aus Oesterreich und Ungarn.

Aus demselben Grunde der Abschließung floß das den Vornehmen lästige Gesetz, daß in Zukunft jeder Güterbesitzer doppelte Steuern bezahlen sollte, der nicht wenigstens alljährlich sechs Monate in den österreichischen Ländern verlebte. Eben deswegen erlaubte er auch den Nachdruck aller Deutschen außerhalb seiner Staaten gedruckten Bücher und Zeitungen, ohne zu bedenken, daß er dergestalt eine unnatürliche und dem wissenschaftlichen Verkehr nachtheilige Trennung zwischen Staaten, die durch eine Sprache verbunden waren, feststellte, während er durch dieselbe Sprache eine gewaltsame Vereinigung an anderen Orten hervorbringen wollte. Nicht wenig mochte zu dieser Verfügung beitragen, daß Joseph, bei seinem Sinne für die materielle Nützlichkeit, gegen Schriftstellerei und Schriftsteller eine gewisse Gleichgültigkeit, ja Verachtung hegte, so daß er einst sogar, in einem Augenblick der Aufwallung, den Buchhandel mit dem Käsehandel in eine Klasse setzte. Doch sprach er sich in einer Resolution vom 7. Mai 1784 grundsätzlich gegen den Nachdruck aus, und bezeichnete die Zeiten als „glückliche", wo derselbe durch ein „allgemeines Einverständniß" verschwinden werde; nur wolle er nicht, so lange man ihn überall übe, der „Einzige sein, der um von den Literateurs besungen zu werden, den geprellten Verbieter eines vortheilhaften Handels darstelle."

Gegen eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse war Joseph nicht nur nicht gleichgültig, sondern auch freisinnig genug, um den Zwang der bisherigen Büchercensur abzustellen. Vor allem erzielte er eine größere Gleichförmigkeit des Censurwesens und ordnete eine einzige Censur-Commission zu Wien für die gesammten Erblande an. Er beseitigte, am 17. Februar 1781, die Censur neuer Auflagen älterer Werke, trat vielfach einer allzugroßen Aengstlichkeit entgegen, und ließ es sich angelegen sein, die Normen für die Censur selber aufzufinden. Unter anderen stellte er

den Grundsatz auf: Kritiken, wenn sie anders keine Schmähschriften seien, nicht zu verbieten, sie möchten nun den Landesherrn selbst oder den letzten Unterthan betreffen; was in der That, wie Hormayr sagt, bei der ihm angebornen reizbaren Empfindlichkeit doppelte Bewunderung verdient. Der Anonymität aber, die ihm als Feigheit galt, war er entschieden feind, so daß er am 26. October 1781 geradezu verbot, anonymen Schriften den Druck zu gestatten. Um der Schreibseligkeit, die eine Art literarischer Sündfluth erzeugte, zu steuern, legte er 1784 eine Strafabgabe von sechs Ducaten auf jede von der Censur zurückgewiesene Flugschrift: „wodurch, wie er sagte, hoffentlich die unnützen Brochüren-Schmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was Nützliches zu verwenden.“ Da er die Bücher vorzugsweise als Waare betrachtete, so gab er den Bücherdruck und den Buchhandel 1788 ganz frei; aber die Aufhebung der Censur, die er ebenfalls versuchte, war nur ein Experiment von kurzer Dauer*).

Joseph versuchte auch, dem Reichthume und den Gütern seiner Länder den Weg nach Außen zu eröffnen. Er benutzte seinen durch die Verbindung mit Rußland gewonnenen Einfluß bei der Pforte, um einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag mit derselben abzuschließen (1783). Die österreichischen Unterthanen wurden im Handel den Russen, als den am meisten begünstigten Fremden im türkischen Reiche, gleich gestellt, und die türkische Regierung versprach Schutz und Sicherheit gegen die Räubereien der Barbaresken. Die Donau, damals erst für Oesterreich mit dem Schwarzen Meere und mit Triest in Verbindung gesetzt, schien die Pulsader der ganzen Monarchie werden zu können, besonders wenn Joseph seine Absicht erreichte, Ungarn aus seiner bisherigen Absonderung zu reißen und es mit den übrigen Erbstaaten in freien Verkehr zu setzen. Auch die Schelde wollte er für seine Niederlande nützlich machen. Dazu war erforderlich, daß die Sperrung dieses Flusses, welche die Republik Holland in ihrem Frieden mit Spanien 1648 durchgesetzt hatte, aufgehoben wurde. Holland's Ohnmacht schien keinen Widerstand leisten zu können, zumal der Kaiser dieselbe schon auf die Probe gestellt hatte. Das Recht, welches Holland seit dem Utrechter Frieden kraft des Barriere-Vertrags besaß, in den Festungen der österreichischen Niederlande Besatzungen zu halten, hatte Joseph, im Vertrauen auf seine Verbindung mit Frankreich, durch einen Machtspruch für ungültig erklärt und alle Festungen geschleift.

*) Meynert, a. a. O. S. 92 ff.

Mit eben der Nachgiebigkeit, wie sie Holland hier gezeigt hatte, hoffte der Kaiser, werde es auch dieses Mal seinem Willen sich fügen. Nachdem er daher zuvor eine Menge von willkürlichen Forderungen an die Republik erhoben hatte, erklärte er, daß er dieselben alle gegen Aufhebung der Schelde-Sperrung fallen lassen wolle. Da Holland, weil es nach einer falschen, durch den herrschenden Handelsneid bedingten Ansicht die ganze Blüthe seines Handels und Verkehrs von dieser Sperre ableitete, sich nicht bereitwillig fand, ein auf Verträgen beruhendes Recht aufzuopfern: so beschloß Joseph, ohne Einwilligung der Berechtigten sich Bahn zu brechen.

Von Antwerpen aus ward (1784) ein leichtes Schiff abgefertigt, um in die See zu gehen ohne bei irgend einer holländischen Zollstätte eine Angabe zu machen; und von Ostende aus segelte ein anderes in die Schelde, um ebenso nach Antwerpen hinaufzufahren. Joseph war voll Zuversicht. Kaunitz sprach ihm zwar die Befürchtung aus, daß die Holländer sich widersetzen würden; er erwiederte indeß halb lachend: die Holländer werden nicht feuern. Allein dies Mal hatte Joseph sich doch geirrt. Gegen das erstere Schiff ließen die Holländer feuern und nöthigten es zum Rückzuge, das andere brachten sie nach Vlissingen auf. Als Kaunitz den darüber eingelaufenen Bericht dem in Ungarn befindlichen Kaiser nachsandte, setzte er bloß die Worte hinzu: „Sire! die Holländer haben gefeuert." Nun wollte zwar Joseph zu den Waffen greifen; aber Frankreich erklärte sich so nachdrücklich für Holland, daß der Kaiser in einen Vertrag willigte, und seine Wünsche und Forderungen gegen eine Summe von zehn Millionen Gulden fahren ließ. „Sie sollen sehen — sagte, als die Unterhandlung noch schwebte, Friedrich II. zum Marquis von Bouilly — Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigste Republik, sich bei meinem Vetter Joseph mit einem Trinkgelde abzufinden." Da sich die Holländer nur zu fünf Millionen verstehen wollten, so gab Frankreich das Uebrige dazu; das Versailler Cabinet, sagt Flassan, zog einigen Geldaufwand den weit beträchtlicheren sonst zu erwartenden Kriegskosten vor. Außerdem traten die Holländer noch einige Grenzstriche ab, und erkannten die Hoheit des Kaisers über die innere Schelde von Antwerpen bis Saftingen.

---

17. Katharina II. auf der Höhe ihrer Macht als Gesetzgeberin.
(1762—1796.)

Nach der Erzählung von Augenzeugen erschien Katharina mild und liebenswürdig in vertrauten Kreisen. Gern hatte sie, darin der weiblichen Natur folgend, kleine Kinder um sich, vorzugsweise ihre Enkel, für deren ersten Unterricht sie selbst die „Bibliothek der Großfürsten" schrieb; aber aus ihrem Zimmer tretend, zeigte sie sich den Gesandten fremder Höfe oder den Dienern ihrer Macht stets als Herrin, und gab ihren Zügen den Ausdruck furchtgebietender Hoheit. Diese Schilderung kann zum Bilde dienen für ihr Wirken im Großen.

Haben wir sie als siegreiche Herrscherin gesehen, so müssen wir sie noch als bildende Schöpferin des Innern betrachten. Aber freilich erscheint hier oft nur Entwurf und Gedanke. Eilt sie dort mit raschem und zerstörendem Schritte zum Ziele, so gelangt hier, was sie gewollt, oft nicht zur Vollendung; verschafft sie auf jenem Gebiete ihrem Reiche einen großen Umfang der Macht und des Einflusses, so kann hier mancher Keim des Guten erst künftigen Geschlechtern nützlich werden.

Allerdings hatte sie hier auch mit eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Rußland war ein Staat, um dessen nationalen Kern sich durch Eroberungen germanische Bildung, polnischer Trotz und tatarische Unstätigkeit angesetzt hatten. Daß gerade dieses Reich im Laufe des Jahrhunderts meist von Frauen beherrscht ward, bildet eine um so eigenthümlichere Erscheinung, als das Volk da, wo äußerer Einfluß die Sitten nicht umgemodelt hat, noch jetzt auf asiatische Weise das weibliche Geschlecht zurücksetzt. Das starke Religionsgefühl der Nation war, ungeachtet allgemeine Duldung anderer Religionsbekenntnisse neben dem herrschenden Griechischen Statt fand, leicht zu verletzen und bis zur Wuth zu entflammen. Als während einer großen Pest in Moskau, im Jahre 1771, der Erzbischof ein Marienbild aus der Kirche nehmen ließ, von welchem das Volk Hülfe erwartete, er aber größere Ansteckung wegen des starken Zusammenflusses von Menschen besorgte, wurde der große Haufe so wüthend, daß er den Erzbischof mitten in der Kirche auf eine grausame Weise erschlug.

Unter Verhältnissen dieser Art faßte Katharina den seltsamen Gedanken, den Russen ein Gesetzbuch nach den Grundsätzen der von Frankreich's Staatsphilosophen und Schöngeistern verkündigten Weisheit zu geben. Mitten unter der Größe und den Genüssen orientalischer Macht=

fülle wollte sie sich zugleich die Befriedigung verschaffen, von Denen, welche die Meinung des Jahrhunderts lenkten, als eine Freundin der Philosophie und Freiheit gepriesen zu werden. Zu dem Ende entwarf sie mit eigner Hand eine Instruction zu einem Gesetzbuche, deren französische Urschrift noch jetzt in der Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird. Die Gedanken und Ansichten der damals gefeierten Schriftsteller, besonders Montesquieu's, waren darin mit Liebe und Wärme dargestellt, und über die Pflichten der Fürsten und Regierungen gegen ihre Völker in einer Art geredet, gegen die das Regiment der Günstlinge freilich einen sehr grellen Abstich machte. Sie schloß mit der Versicherung, daß sie für ihr Volk lebe, und mit dem Wunsche, daß, nach Vollendung dieser Gesetzgebung, kein Volk glücklicher sein möge, als das russische.

Da sie zugleich ausgesprochen hatte, daß der Gesetzgeber sich nach dem Geiste des Volkes richten müsse, so berief sie im Jahre 1767 aus dem weiten Umfange ihres Reiches Abgeordnete aus allen Provinzen und Stämmen nach Moskau. Adel und Städte, Freibauern (Odnoworzi*)) und Reichsbauern, Kosaken und andere Völkerschaften, Getaufte und Ungetaufte, sandten Stellvertreter, die ein buntes Gemisch bildeten. Die Versammlung, sagt Karamsin, erschien wie ein Reichstag aller Völker. Die Mitglieder wurden aus dem Staatsschatze besoldet, und ihre Personen durch die erhöhte Strafe, die auf ihre Verletzung gesetzt ward, gleichsam geheiligt.

Die Sitzungen wurden mit großer Feierlichkeit eröffnet; Katharina, wiewohl ungesehen, hörte zu. Es zeigte sich aber bald die Unausführbarkeit des Gedankens, aus der räumlichen Vereinigung ganz verschiedenartiger und völlig unvorbereiteter, höchstens der Angelegenheiten ihres beschränkten Bezirkes kundiger Menschen ein für das Gesammtwohl des großen Reiches ersprießliches Ergebniß gewinnen zu wollen. Eine dergleichen Versammlung mußte sich, wenn sie nicht durch die Schwäche der Regierung und durch die Gewalt einer Faction allvermögend ward, in ein müßiges Spielwerk verlieren. Der Fortgang derselben ward daher bald unterbrochen. Der Ausbruch des ersten Türkenkrieges (1768), der, wie nachmals überhaupt die auswärtigen zahllosen Verwickelungen, die Aufmerksamkeit Katharina's vom Innern ablenkte, wurde als öffentlicher Grund angegeben. Ehe die Versammlung sich trennte, ertheilte sie der

*) Diese bildeten als kleine freie Landeigenthümer eine Mittelstufe zwischen dem Adel und den leibeignen Bauern.

Kaiserin die Beinamen der Großen, der Weisen und der Mutter des Vaterlandes. Katharina aber erklärte, nur den letztern Ehrennamen annehmen zu können, und beschloß, als solche nun eine von ihr allein ausgehende Gesetzgebung zu entwerfen. Sie that dies auf eine ganz angemessene Weise, indem sie dabei weit mehr den Erfahrungen ihres praktischen Verstandes, als den Theorien ihrer französischen Lehrmeister folgte, und zunächst auf Einrichtung einer ordentlichen innern Verwaltung bedacht war.

Der wichtigste Schritt in dieser Hinsicht war die gleich nach dem ersten Türkenkriege begonnene neue Einrichtung der Statthalterschaften. Die Größe des russischen Reichs machte die Verwaltung und die Aufsicht schwierig. Katharina hatte schon zu diesem Behufe der obersten Reichsbehörde für die inländischen Angelegenheiten, dem Senat, eine mehr gegliederte, die Uebersicht erleichternde Form gegeben; aber noch nöthiger war zu diesem Behufe die bessere Gliederung des Reiches.

Es gab Gouvernements von solcher Größe, daß sie manchem Königreiche an Umfang glichen. Die Gouverneure waren mit einer Menge von Geschäften überladen, indem die Gerichtsbarkeit, die Polizei, die Erhebung der Einkünfte und noch vieles Andere ihnen oblag. Sie besaßen dabei eine Macht, die für die Untergebenen drückend und für die Krone gefährlich werden konnte. Durch die neue Einrichtung sollte beiden Uebeln abgeholfen werden. Die Statthalterschaften wurden zuerst an Umfang verringert, so daß jede ungefähr nur 400,000 Bewohner enthielt, und wieder in mehrere Kreise getheilt wurde. Den Mittelpunkt der ganzen Statthalterschaft bildete die Gouvernementsstadt, den jedes Kreises die Kreisstadt. In diesen Städten hatten die verwaltenden Behörden ihren Sitz. Der Gouverneur sollte der Sachwalter der allgemeinen Wohlfahrt sein, der Vertheidiger der Unterdrückten und der Verhüter von Mißbräuchen aller Art. Dagegen wurden wichtige Zweige der Verwaltung seinem unmittelbaren Geschäftskreise entzogen. Die Vortheile des Reichs, die Einkünfte und Nutzungen, wurden den Schatzkammern oder Kameralhöfen anvertraut, welche an Ort und Stelle wirkend, bekannt mit den örtlichen Umständen und den eigenthümlichen Einkünften der Statthalterschaft und mit keinem andern Gegenstande beschäftigt, ohne Druck für die Vermehrung, Richtigkeit und Sicherheit der Einkünfte sorgen konnten. Die Gerechtigkeitspflege wurde dem unmittelbaren Geschäftskreise des Gouverneurs entzogen, und ihm nur die allgemeine Aufsicht gelassen. Zugleich wurden die bürgerlichen und die peinlichen Rechtshändel getrennt und besonderen Behörden zuge=

wiesen. Endlich wurde auch der Grundsatz befolgt, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden solle. Es hatte daher nicht nur der Adel zu seinen Gerichten die meisten Mitglieder zu wählen, sondern es ward auch, wo nur immer eine gehörige Anzahl von freien Landleuten oder Kron= und Oeconomiebauern sich fand, ein Unter=Gerichtshof für sie aus ihrer Mitte errichtet.

Auf diese Weise wollte Katharina die drei Stände des Staats zur Verwaltung des Rechts und der Gesetze vereinigen, und besonders den Adel, der vorzüglich in den entfernten Gegenden auf seinen Gütern in Abgeschiedenheit versank, in den Kreis der Gesellschaft und in die Thätigkeit des Staats hineinziehen.

Um auch die trotz dieser Einrichtungen möglichen Bedrückungen zu verhindern, verordnete Katharina noch in jeder Statthalterschaft ein Gewissensgericht und eine Behörde der allgemeinen Fürsorge; zwei Anstalten, welche sie in ihrer Verordnung selbst zwei Quellen nennt, aus welchen immerdar Ströme von Wohlthaten über ihre leidenden Unterthanen sich ergössen. Dem ersten Gerichte, welches alle Händel in Güte zu vergleichen suchte, und die Vergehungen der Wahnsinnigen, Minderjährigen und dergleichen unter sich hatte, ward auch die wichtige Sorge für alle Bedrückten und besonders für die Gefangenen aufgetragen, dem zweiten aber die Aufsicht über alle Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut.

Die schwergedrückten Leibeignen endlich, die, als Eigenthum ihrer Herren, nicht wie die Kron= und geistlichen Bauern an diesen Schutzmitteln der Gerechtigkeit und Milde Theil nehmen konnten, sollten wenigstens bei dieser neuen Einrichtung der Statthalterschaften unter die besondere Aufsicht des Statthalters gestellt und vor allzu harter Willkür einer herrischen Gewalt geschützt werden. Das Gefühl des Druckes war in diesem Stande ein so tiefes und schwermüthiges, daß er sich dem Wahne hingab, als ob der Zar und die Edelleute nicht bloß in dieser, sondern auch in jener Welt, ausschließlich glücklich seien. Zu den großen Vorrechten des Adels, die Katharina durch einen kaiserlichen Freiheitsbrief neuerdings bestätigte, gehörte die Steuerfreiheit der Edelleute für ihre Person und ihr Grundeigenthum, das Recht Leibeigne zu besitzen und von ihnen sowohl Abgaben wie Dienste zu fordern, so wie frei mit dem erworbenen Vermögen zu schalten; ferner das Recht, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; die Befreiung von der früheren Verpflichtung, dem Vaterlande während einer gewissen Reihe von Jah=

ren zu dienen, und die Freiheit von allen Leibesstrafen, selbst wenn sie als Gemeine oder als Unterofficiere im Dienste sind.

Eine weitere Folge der neuen Einrichtung war die Entstehung mehrerer Städte, in welchen, als den Sitzen der obern und niederen Behörden, der dreijährigen Versammlungen des Adels u. s. w., Verkehr, Reichthum, Thätigkeit sich steigerte, und dadurch auch eine Vermehrung des freien Bürgerstandes erzeugte. Katharina entschloß sich daher auch, eine neue Städte=Ordnung zu verkünden. Durch dieselbe sollte ein Mittelstand mit staatsbürgerlichem Leben und bestimmter Stellung in der Gesellschaft gegründet werden. Nur wenige Städte, wie St. Petersburg, Moskau, Astrachan und Twer, hatten durch Peter und Elisabeth eine Art freier Verfassung erhalten; in den anderen Städten standen die Einwohner, die Kaufleute nicht ausgenommen, in vieler Hinsicht auf gleichem Fuße wie die Bauern. Katharina vermehrte nun wie die Zahl so auch die Freiheiten der Städte. Vermöge der letzteren erhielten die Bürger einer jeden Stadt das Recht, alle ihre obrigkeitlichen Personen selbst zu wählen, und wurden in gewisse Rangordnungen getheilt. Die erste Reihe machten die sogenannten namhaften Bürger aus, zu denen Gelehrte, Großhändler und Diejenigen gehören sollten, welche zweimal eine obrigkeitliche Würde bekleidet haben; sie erlangten schon einigen Antheil an den Vorrechten des Adels, und ihre Enkel sollten das Recht haben, den Adel zu fordern. Dann folgten die Glieder der drei Gilden, die ein Capital von 12,000 oder 10,000 Rubel u. s. w. besitzen müssen, endlich die Handwerker. Die Verordnung erlaubte auch Kronbauern, sich unter gewissen Bedingungen in die Zahl der Bürger einschreiben zu lassen. Viele der wohlthätigen Anstalten, welche Katharina schuf oder neu belebte, zum Beispiel das große Findelhaus in Moskau, wurden ebenfalls ein Quell, durch den der Mittelstand immer neuen Zufluß erhält. Denn unter den zahlreichen Wohlthaten, welche den in den geistlichen und weltlichen Erziehungshäusern unterhaltenen Kindern zu Theil wurden, war die schönste die, daß sie die persönliche Freiheit davontrugen.

Auch die vielen neuen Ansiedler, die Katharina ins Reich rief, vermehrten auf dem Lande und in den Städten die Zahl der freien Leute. Sie selbst wünschte so sehr das Gefühl freier persönlicher Selbstständigkeit in den Gemüthern Aller zu befestigen, daß sie in einem besondern Ukase vom Jahre 1786 den Namen Sklav, womit sich die Russen vor ihren Regenten bezeichneten, förmlich abschaffte.

Katharina fühlte indeß, daß Anordnungen, die sich nicht unmittel=

bar aus dem Zustande des Volkes selbst entwickeln, sondern in einem andern Gesellschaftszustande ihren Ursprung hatten, erst in den Gemüthern eine geistige Grundlage gewinnen müssen, wenn sie That und Leben werden sollen. Sie war also bemüht, auch von dieser Seite einzugreifen und machte die Erziehung und Bildung ihres Volkes zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorge.

Peter und ihre anderen Vorgänger hatten durch Anstalten aller Art zwar für die kriegerische Bildung gesorgt, ohne welche die äußere Einwirkung auf das übrige Europa nicht möglich war, und Katharina blieb auch hierin nicht zurück. Sie vervollkommnete, was vorhanden war, wie das Landcadettencorps, oder errichtete neue Anstalten, wie z. B. für die Geschützwissenschaften und eine andere für den Seedienst. Aber sie faßte die Aufgabe aus einem allgemeinern Gesichtspunkte, sie bedachte nicht Einzelne und Einzelnes, sondern das ganze Volk. Sie errichtete daher eine Erziehungs-Commission, welche Unterrichtsweisen angeben, Anstalten zur Bildung von Lehrern, und vorzüglich Normalschulen im ganzen Reiche anlegen sollte, so daß jedes Gouvernement Schulen nach den verschiedenen Bedürfnissen der Stände des Volks erhielt. Auch die vielen wohlthätigen Anstalten, wie die Findelhäuser, das Fräuleinstift, waren zugleich Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Die Bearbeitung der russischen Sprache vertraute sie, mehr dem Beispiele Frankreich's als dem Gange der Natur folgend, einer Akademie, die auch ein Wörterbuch herausgab. Wie einst Alfred für seine Angelsachsen, verfaßte sie selbst für ihre Russen Uebersetzungen der geistigen Erzeugnisse des Auslandes und des Alterthums. Sie ordnete außerdem eine eigene Uebersetzungs-Commission an, und setzte Denjenigen, die in diesem Fache arbeiten würden, Belohnungen aus. Wie sie, um die Impfung der Pocken bei ihrem Volke einzuführen, sich selbst zuerst dieselben einimpfen ließ, ging sie auch in jener Beziehung mit ihrem Beispiele voran. Man weiß, daß sie einst auf einer Reise nach ihren asiatischen Provinzen, mitten in einem Sturm auf der Wolga, wo Alle, die mit ihr waren, in Angst geriethen, in der Uebersetzung des Belisar von Marmontel, mit der sie sich eben beschäftigte, fortfuhr. Sie begünstigte und förderte auf alle Weise die Versuche eines eignen einheimischen Schriftthums, und war selbst in dieser Hinsicht thätig und wirksam. Sie schrieb in russischer Sprache für die russische Bühne Schauspiele, die, wenn sie auch nicht auf den Namen eigentlicher Kunstwerke Anspruch machen können, doch ihren feinen und verständigen Geist verrathen; sie verspottete in denselben oft mit Laune die gesellschaftlichen Untugenden ihrer

Umgebungen, oder sprach politische Wünsche und Gefühle aus. So verfaßte sie, nach der Versicherung Einiger, eine Oper, worin sie mit fürstlicher, nicht weiblicher Empfindlichkeit, die Unternehmungen des Königs von Schweden lächerlich machte. In einem andern Schauspiele, Oleg, das bei Gelegenheit der Feste wegen eines Friedens mit den Türken gegeben wurde, enthüllte sie in einem aus der alten russischen Geschichte entlehnten Stoffe den von ihr nie aufgegebenen Wunsch, das türkische Reich zu zerstören.

Wie sehr bei Katharina die weibliche Empfindlichkeit hinter der fürstlichen zurückstand: das gab sich in vielen charakteristischen Zügen kund. Als einst in einem der Paläste ihre Büste mit rother Farbe beschmutzt worden war, und die Umstehenden ihren Zorn gegen den auszumittelnden Thäter reizen wollten, sagte sie lachend: „es sei gewiß ein Page gewesen, der ihr starkes Schminken habe lächerlich machen wollen.“ Aber als beim Empfang einiger Siegesnachrichten über die Türken der englische Gesandte zu ihr trat, dessen Hof in der Türkei und in Schweden gegen Rußland wirkte, sagte sie: „da der König, Ihr Herr, mich aus Petersburg vertreiben will, so wird er hoffentlich erlauben, daß ich mich nach Constantinopel begebe.“

Der Akademie der Wissenschaften, die sie schon vorfand, die aber noch nicht in dem Bedürfnisse des Volks lag, deren Mitglieder daher auch meistens Ausländer waren, gab Katharina wenigstens eine Beziehung auf ihr Reich. Sie schickte viele Mitglieder derselben in die Provinzen, um die Schätze der Natur oder die Spuren alter Zeiten, oder die Sitten und Bildungen der verschiedenen Völkerschaften zu erforschen. Die mannigfaltigen Sprachen der letzteren gaben ihr den Stoff zu einem von ihr selbst angefangenen vergleichenden Wörterbuche. Sie wünschte, daß, wenn die Wissenschaften den Russen auch noch keine neuen Bearbeitungen verdanken könnten, doch Rußland denselben neuen und unbekannten Stoff geben möchte. Dagegen gab sie durch Erneuerung und Umgestaltung der Akademie der Künste, die von Schuwalow während der Regierung Elisabeth's gestiftet war, und die jetzt so vergrößert wurde, daß 300 junge Leute durch Erziehung, Unterricht und Reisen eine zweckmäßige Bildung erhielten, dem Talente der Russen für bildende Kunst eine unmittelbar fördernde Richtung.

Von allen Einrichtungen aber, welche die herrschende Stimmung der Zeit forderte und die die Kaiserin traf, ging keine so naturgemäß aus der Beschaffenheit ihres Staates hervor, als ihre religiöse Duldung. In einem Reiche, dessen Herrschaft sich über so viele verschiedene Völker

erstreckte, würde es für die Ruhe der Unterthanen höchst schädlich gewesen sein, wenn man die verschiedenen Religionsübungen derselben nicht hätte gestatten wollen. Für ihre Person zeigte Katharina zwar einen großen Eifer für die griechische Kirche. Sie wohnte dem Gottesdienste häufig mit dem Aeußeren von Andacht bei, und erbaute Kirchen oder beschenkte dieselben. Gleich beim Anfang ihrer Regierung ließ sie zwei Schiffe, welche Peter III. erbaut und nach den Königen von England und Preußen benannt hatte, das eine auf den Namen St. Nicolaus, das andere St. Alexander umtaufen. Bei ihrem ersten Einzuge in Petersburg, wo sich das versammelte Volk beeiferte, ihr die Hand zu küssen, küßte sie den Vornehmsten der am Eingange des Palastes versammelten Geistlichkeit, zum Zeugniß der Hochachtung, die Wangen. Als einst Papst Pius VI. einen Brief an sie mit der von einem früheren Papste gegen Peter I. gebrauchten Wendung schloß: „Er bitte Gott, daß er die Kaiserin erleuchten und sie zu der heiligen katholischen Kirche zurückführen möge", antwortete sie ihm: „Sie bitte auch ihrer Seits, daß Gott ihn erleuchten und in den Schooß der rechtgläubigen griechischen Kirche zurückführen wolle."

Allein diese Rücksichten hinderten sie nicht, den überall vertriebenen Jesuiten, zu großem Verdrusse Voltaire's, in ihren Staaten einen Zufluchtsort zu gewähren und ihren neu erworbenen katholischen Unterthanen Bürgschaften des Vertrauens zu geben, oder für ihre Mohammedanischen Unterthanen den Koran in ihren Druckereien drucken zu lassen. Selbst innerhalb der griechischen Kirche hob sie die Verfolgungen und Bedrückungen auf, welche die Roskolniken, als eine von der herrschenden Kirche abweichende Secte, bisher hatten dulden müssen. Dabei aber führte sie auch, im Jahre 1764, eine wichtige Veränderung mit dem Besitzthum der Kirche ihres Reichs durch. Den Geistlichen wurde nur weniges Land zu Holzung, Gärten und Viehweide gelassen; ihre übrigen weitläufigen Güter kamen unter die Verwaltung und Aufsicht eines kaiserlichen Oeconomiecollegiums, welches den Geistlichen fortan ein bestimmtes Gehalt zahlte und den Ueberschuß der Einkünfte zu Jahrgeldern und wohlthätigen Anstalten verwendete.

Eine Fürstin, die so in dem Geiste ihrer Zeit regierte, wie Katharina, sorgte begreiflicher Weise auch für die Beförderung des inneren und äußeren Handels. Zwar wird auch dieser abhangen von dem Zustande des Volks und der Gesellschaft, von dem Maße von Freiheit, den Personen und Eigenthum genießen, von der Vertheilung des Reichthums, von der Größe der Bevölkerung und von der Verbreitung der

naturbildenden Thätigkeit; und in dieser Hinsicht hatte Rußland noch mit einer Menge eigenthümlicher Schwierigkeiten zu kämpfen. Allein Katharina that, was von ihr abhing. Die früheren Beherrscher des russischen Reichs hatten Alles, selbst die Waaren fremder Kaufleute, als ihr Eigenthum angesehen, und mit Allem einen ausschließlichen Handel getrieben. Peter der Große hatte dies zwar abgestellt; aber erst Katharina hob die noch übrigen Monopole auf, die sowohl die Krone als einzelne Große besaßen, und gab den Handel mit inländischen Erzeugnissen gegen Erlegung einer bestimmten Abgabe frei. Jedermann erhielt Erlaubniß, Zuckersiedereien, Kattunfabriken und andere dergleichen Anstalten anzulegen. Archangel, das zur Begünstigung der Stadt Petersburg zurückgesetzt war, erhielt gleiche Rechte. Im Jahre 1781 gab sie der Kaufmannschaft ein Seerecht und eine Schifffahrtsordnung; sie ließ ansehnliche Werfte für Kauffahrteischiffe bauen; und es war nicht ihre Schuld, wenn die russische Kaufmannschaft von dem Vortheile der Schifffahrt mit russischen Schiffen noch wenig Gebrauch machte. Der erste Friede mit den Türken und die Erwerbung der Krim eröffnete dem russischen Handel einen ganz neuen Schauplatz und Weg. Der Handel auf dem Schwarzen Meere kam bald in bedeutende Aufnahme. An der Stelle eines türkischen Forts, welches im Jahre 1789, im zweiten Türkenkriege, der Contre-Admiral Ribas eroberte, wurde 1793 von diesem Officier, auf Befehl der Kaiserin, die Stadt Odessa gegründet. Sechs Jahre später zählte diese Stadt, in welcher heut 70,000 Menschen leben, bereits 4147 Bewohner. Russische Schiffe segelten durch die Dardanellen nach Aleppo, Smyrna und den Häfen Italien's; die köstlichen Weine Griechenland's kamen nach Polen und Rußland. Besonders knüpfte man mit dem südlichen Frankreich einen für beide Völker vortheilhaften Handelsverkehr an, den nur der zweite Türkenkrieg störte, der Ausbruch der französischen Umwälzung aber völlig vernichtete. Denn Katharina, welche diese Bewegung höchlich mißbilligte, brach allen Verkehr mit dem neugeformten Frankreich ab.

Auch der Handel auf dem Kaspischen Meere und die Verbindung, die von hier aus mit Indien und Persien sich eröffnete, ein Verkehr, den schon Peter ins Auge gefaßt und zu dessen Behuf er auch an die wichtige Verbindung zwischen Don und Wolga gedacht hatte, entging ihrer Aufmerksamkeit nicht. Sie nahm jenen Entwurf Peter's wieder auf; der Astronom Lowitz war mit der Untersuchung und Ausmessung jener Gegend zwischen den beiden Flüssen beschäftigt, als ihn das unglückliche Schicksal traf, in die Hände der Pugatschewschen Horden zu fallen und

grausam getödtet zu werden. Auch der Professor Gmelin, der in den Gefängnissen von Derbend starb, hatte die nördlichen Gegenden Persien's in gleicher Absicht untersuchen sollen.

---

18. Potemkin der Taurier.
(1776—1791.)

Die deutsche Frau auf dem Throne der Zaren stützte sich auf die Kraft russischer Männer. Diese Günstlinge wurden in schneller Reihenfolge erhoben und entlassen als Geschöpfe der Neigung; selbst der gewaltige Orlow erhielt seinen Abschied, als ein Anderer Katharinen's Augen auf sich gezogen hatte. Einer jedoch verstand es, sie zu beherrschen, und dieser Eine war ein roher Barbar, dessen Haupttalent in der Gabe bestand, sich zur rechten Zeit furchtbar zu machen.

Dieser durch sein Glück merkwürdige Mensch hieß Gregor Potemkin, und war im Jahre 1736 in der Nähe von Smolensk auf einem kleinen Landgute geboren, das seinem Vater, einem verabschiedeten Officier, gehörte. Er ward Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, und erhielt in einer Erziehungsanstalt für junge Geistliche seine erste Bildung; daher gewisse Kenntnisse, die er besaß, ihm nachmals oft durch ihren Abstich gegen seine Stellung den Schein der Gelehrsamkeit gaben. Bald verließ er den geistlichen Stand und ging nach Petersburg, wo er unter die berittene Leibwache aufgenommen wurde. Als Sergeant oder Wachtmeister in derselben nahm er an der Begebenheit Theil, durch welche Katharina auf den Thron erhoben wurde. Als Peter III. in dem Landhause Robschak endete, wurde Potemkin, der mit einem jungen Baratinski dort die Wache hatte, von Orlow zu Hülfe gerufen. Diese Theilnahme verschaffte ihm den Rang eines Officiers, die Stelle eines Kammerjunkers, und die Versicherung eines jährlichen Gehalts von 2000 Rubeln. Allmählig erhielt er auch den Zugang zu den engeren Gesellschaftskreisen, wo Katharina bis in ihr spätestes Alter, mit Beseitigung aller Rücksichten, dem Scherz und der heitern Laune sich hingab.

In solcher Nähe der Kaiserin faßte er, im Vertrauen auf seine Wohlgestalt, den Wunsch, ihr Günstling zu werden, um seine beiden Hauptleidenschaften, Ehrgeiz und Geldsucht, zu befriedigen. Allein Or=

low, der seine Absichten merkte, schickte ihn zu dem Heere gegen die Türken. Er nahm an dem Kriege keinen besonderen Antheil, sondern brachte Wochen lang im Schlafrocke und auf dem Bette in der gedankenlosesten Ruhe zu, ohne eine Spur der verzehrenden und ergreifenden Thätigkeit zu zeigen, die ihn zu andern Zeiten in Bewegung setzte. Nur der Gedanke an Katharinen's Gunst beschäftigte ihn, weil er in derselben höhere Belohnungen als in dem Kriegsruhm, der ihm hier werden konnte, erblickte.

Die Möglichkeit dazu ward ihm eröffnet, als endlich Gregor Orlow durch sein freches, rohes Benehmen die Liebe der Kaiserin verlor (1772). Potemkin ließ sich nun mit der Nachricht des ersten wichtigen Sieges nach Petersburg senden. Doch gelang es ihm erst nach vier Jahren, seinen Nebenbuhler ganz zu verdrängen, und den Platz eines Lieblings in Besitz zu nehmen, den er aber, sobald er auf demselben seine Gewalt begründet hatte, freiwillig anderen, unbedeutenden Günstlingen überließ*).

Nach und nach wurden fast alle Ehrenstellen auf ihn gehäuft. Nicht bloß das Kriegswesen ward ihm übergeben, auch die ganze Staatsverwaltung in den inneren und äußeren Verhältnissen ward durch seine Entscheidung bestimmt. Der Kaiserin gleichsam nacheifernd, beschenkten ihn die auswärtigen Fürsten und Gewalthaber mit ihrer Huld und deren Zeichen. Joseph II. gab ihm die Würde eines deutschen Reichsfürsten, und Friedrich II. bot ihm seine Mitwirkung an, wenn er Herzog von Kurland zu werden Lust hätte. Was seine eigene Kaiserin ihm an Geld und Gütern schenkte, überstieg alles im übrigen Europa übliche Maß. Er erhielt, außer den großen Besoldungen seiner Aemter und außer den Einkünften seiner reichen Güter, ein jährliches Gehalt von 100,000 Rubel, an jedem seiner Geburts- und Namenstage eben so viel; dabei wurde seine Tafel noch aus dem kaiserlichen Hofstaat mit besonderen ansehnlichen Summen und aus den kaiserlichen Kellern mit Weinen und Getränken versehen. Er durfte auf seinen bloßen Namen Summen aus kaiserlichen Kassen nehmen, und trug kein Bedenken, Gelder, die für anderweitige Staatszwecke bestimmt waren, zu seinem Nutzen zu verwenden.

Seinen Reichthum trug er zur Schau, indem er in wunderlicher

---

*) Sawadowski, Sorizsch, Korsakow, Lanskoi. Die ersteren Drei erhielten sich nur kurze Zeit, weil Potemkin jeden sogleich entfernte, der Miene machte, selbstständig sein zu wollen.

Weise die seltsamsten Launen einer übersättigten Sinnlichkeit befriedigte, bezahlte aber die Leute nicht, die für ihn arbeiteten oder Lieferungen machten. In der Verachtung, womit er die sklavische Menge behandelte, die um ihn sich drängend in seinem Blick den Abglanz der kaiserlichen Huld suchte, und in der Rücksichtslosigkeit, die er selbst der Kaiserin zeigte, war der Gebieter Rußland's zu erkennen. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Reiches, und betrieb besonders die Entwürfe zur Vergrößerung desselben.

Unter denselben nahm der Plan zum Umsturze des türkischen Reichs die Hauptstelle ein. Die Siege im letzten Türkenkriege hatten den russischen Stolz gesteigert, und den Gedanken der Ausführung näher gebracht. Voll desselben, arbeitete Potemkin an einer Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich, besonders seit Joseph's II. Thronbesteigung (1780), wogegen der von Panin gehaltene Bund Rußland's mit Preußen, das im Stillen die Vergrößerung des Bundesgenossen fürchtete und ihr entgegenarbeitete, immer lockerer wurde. Potemkin haßte den großen König, und dieser empfand doch wohl einiges Mißbehagen, wie sehr er es auch vor sich selber verläugnen mochte, den Staatsränken dieses Kabinets allzu großen Spielraum geöffnet zu haben. Immer unverhohlener wurde der orientalische Plan zur Schau getragen. Katharinen's zweiter, im Jahre 1779 geborner Enkel, erhielt den Namen Constantin, um mit demselben sich an die Reihe der alten Kaiser anzuschließen; er wurde auch von einer griechischen Amme genährt, um dem künftig zu beherrschenden Volke verwandt zu werden. Als Waffen- und Handelsplätze gegen die Türken entstanden die Städte Katharinoslaw, Mariapol und Cherson, und über ein Thor der letztern wurde die bedeutungsvolle Inschrift gesetzt: Hier geht der Weg nach Byzanz.

In dieser Absicht betrieb Potemkin die völlige Unterwerfung der Krim. Der letztgeschlossene Friede hatte den Grund dazu gelegt. Indem Rußland die Unabhängigkeit des Landes festsetzen ließ, hatte es nur eine freiere Einmischung vorbereitet; diese konnte um so weniger fehlen, da das neue Verhältniß unter den Tataren unruhige Bewegungen erzeugte. Dewlet Gherai, der im Anfange des Krieges von den Türken als Chan angesetzt worden war, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten und suchte bei den Türken Unterstützung. Die Pforte ließ, da die Russen ihre Truppen noch nicht aus der Krim gezogen hatten, einige Heerhaufen nach Taman ziehen. Diese Streitigkeiten wurden aber durch einen neuen Vertrag, der als Erläuterung des Friedens von 1774 gelten sollte, beigelegt (1779). Nochmals ward die Unabhängigkeit der Krim

aufs feierlichste festgesetzt; nur in geistlichen Dingen blieb dem Sultan als Chalifen einiger Einfluß. Rußland dagegen entsagte jeder Einmischung.

Allein gerade um diese Zeit verband sich Rußland mit dem ihm ergebenen Chan Schahin Gherai immer enger; Potemkin machte 1782 eine Reise nach Cherson, um durch Versprechungen und Geldsummen ihn und einige andere Häupter der Tataren ganz zu gewinnen, und der Chan schickte 1782 eine Gesandtschaft nach Petersburg, seine Unterthänigkeit zu erklären. Als sich seine Brüder widersetzten, und der ältere derselben einen Aufstand in Kuban erregte, rückten sogleich Russen in die Halbinsel ein. Alle Gegner des Chans wurden auf das härteste behandelt, Tausende verloren Leben und Eigenthum, oder wurden zur Leibeigenschaft ins Russische fortgeschleppt.

Vergebens bezeigte die Pforte ihr Mißvergnügen. Der ganze Auftritt endigte damit, daß der Chan und mehrere Stammfürsten erklärten, sie könnten nur unter der weisen und sanften Regierung der Kaiserin Glück und Ruhe finden. Schahin Gherai trat hierauf seine oberherrlichen Rechte, die er als Wahlfürst gar nicht verschenken konnte, für sich und seine Nachkommen an Rußland ab, erhielt, nebst einigen Gliedern seines Hauses, ein Jahrgeld, und verließ das Land, welches russische Heere nun vollständig in Besitz nahmen. Jeder Widerspruch oder Widerstand ward mit Gewalt niedergedrückt. Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürsten ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder niedermachen. Dies geschah im Jahre 1783 *).

Katharina glaubte diese Gewaltschritte durch die Erklärung zu rechtfertigen: die Tataren seien nicht fähig, das ihnen durch den letzten Frieden verschaffte Glück der Unabhängigkeit zu genießen; die Kaiserin finde deshalb zur Herstellung der Ruhe in der Krim, zur Sicherheit ihres eigenen Reiches und zu einigem Ersatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewandten zwölf Millionen Rubel Kosten, sich bewogen, die krimische Halbinsel, Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen. Die Türken, eingeschüchtert, von England und Frankreich verlassen, von Oesterreich sogar im Fall eines Krieges mit Rußland bedroht, mußten nicht nur den Russen einen vortheilhaften Handelsvertrag gewähren

*) Nach Diez hatte Rußland dem Schahin jährlich 80,000 Rubel und jedem seiner Brüder 8000 Rubel versprochen. Dies Geld ward aber nur einige Jahre gezahlt. Er ging daher 1787 nach Choczim, die Pforte um Beistand anzurufen. Die Pforte schickte ihn aber nach Rhodus, und ließ ihn dort enthaupten.

(1783), sondern auch in einer besondern Uebereinkunft (1784) die Herrschaft Rußland's über die Krim, Kuban und Taman anerkennen. Ihr Stolz tröstete sich damit, daß die Länder nicht namentlich im Vertrage genannt, sondern nur die Festsetzungen in den Friedensschlüssen von 1774 und 1779 im Allgemeinen aufgehoben wurden. Der Fluß Kuban ward zur Grenze genommen.

Daß durch den Handelsvertrag und den Besitz der Krim, für die der alte Name Taurien erneuert wurde, den Russen gleichsam die Schlüssel des osmanischen Reichs in die Hände geliefert worden waren, sahen die Türken zu ihrem Schmerze, wie die Russen zu ihrer Freude. Die Letzteren strebten nun um so eifriger, sich mit denselben sobald als möglich die Pforte zu öffnen. Der sonst so gefürchtete Halbmond schien jetzt das Symbol des abnehmenden Glanzes zu sein.

Potemkin erhielt den Oberbefehl über das neu gewonnene Land, und den Auftrag, es nach dem Körper zu gestalten, dem es jetzt einverleibt wurde. Er setzte diesen Auftrag nach seiner gewöhnlichen gewaltsamen Weise, durch Vernichtung aller bisherigen Einrichtungen und durch Verpflanzung der Einwohner, zerstörend ins Werk. Katharina selbst machte im Jahre 1787, wo sie der Tod ihres Lieblings Lanskoi sehr schwermüthig gestimmt hatte, zur Erheiterung nach diesen Gegenden eine Reise, für die alle Pracht des Orients aufgeboten ward. Sie selbst führte eine zahlreiche Umgebung, in der sich auch die Gesandten mehrerer fremden Höfe befanden. Von allen Seiten strömten Fremde und Einheimische herbei, sie zu bewillkommnen; Feste, Schmeicheleien und Huldigungen aller Art machten den langen Weg von Petersburg bis Kiew, den unzählige Scheiterhaufen in den langen Nächten erhellten, zu einem Triumphzuge.

In Kiew, wo sie wegen des Eises auf dem Dnieper mehrere Monate blieb, schiffte sie sich auf einer Flotte von funfzig Fahrzeugen ein, und näherte sich den neuen Ländern und Schöpfungen, um welche Potemkin ein Blendwerk schneller Blüthe zu werfen gewußt hatte. Volksmassen wurden vierzig Meilen weit zusammengeholt, um an verschiedenen Orten den Schein einer reichen Bevölkerung darzubieten; wenn sie dieser vorübergehenden Schöpfung gedient hatten, ließ man sie vor Hunger umkommen. Dieselben Heerden Vieh wurden des Nachts von einem Orte zum andern getrieben, um der Kaiserin, mehr als einmal gesehen, den Wohlstand gemalter, in der Ferne schimmernder Dörfer zu verkünden. In Kremtschuck hatte Potemkin vier Wochen vor Ankunft der Kaiserin nahe am Palaste einen Garten angelegt. Herbeigeschaffte Waaren aus Moskau und War=

schau gaben Cherson das Ansehen einer schon blühenden Handelsstadt. In Sebastopol gewährte ihr die Aussicht auf den schönen Hafen nach einem prächtigen Feuerwerke, in glänzender Erleuchtung das Trugbild einer ganzen Kriegsflotte.

Die getäuschte Katharina, mit neuem Glauben an Potemkin's mächtigen Geist erfüllt, gab ihm den Beinamen „der Taurier", und befahl dem Senat, eine Ruhmschrift auf den Fürsten zu verfassen und sie im ganzen Reiche bekannt zu machen; Potemkin aber vernichtete auf diese Weise die Absichten seiner Feinde, die wiederholt versucht hatten, die Kaiserin zu überzeugen, daß durch die Schlechtigkeit seiner Verwaltung das Heer verfalle, der Handel ersterbe, das Staatseinkommen sich mindere, und diese südlichen Länder zur Wüste würden. Die beiden neuen Lieblinge der Kaiserin, Yermolow und Momonow, hatten solche Versuche gemacht, besonders der erstere; doch mußte er der Uebermacht Potemkin's weichen. Während der Gewalthaber durch jene Reise sein Ansehn befestigte, förderte er zugleich die Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten gegen die Türken. Da Kaiser Joseph II. zu Cherson mit der Kaiserin zusammenkam und sie auf ihrer Reise durch die Krim begleitete, gerieth alle Welt auf die Vermuthung, daß die Vernichtung des türkischen Reiches verabredet und beschlossen worden sei.

---

19. Rußland und Oesterreich gegen die Türken.
(1788—1791.)

Die Pforte war seit dem letzten Vertrage (1784) in beständigem Zwist mit den Russen, die theils neue Forderungen machten, z B. Glocken für den griechischen Gottesdienst in Constantinopel und die Anerkennung des georgischen Fürsten Heraclius von Carduel als eines russischen Vasallen, theils sich beschwerten, daß die Türken feindselig gesinnte Grenzstämme unterstützten. Sie theilte daher um so natürlicher die allgemeine Meinung über die Absichten der beiden Kaiserhöfe, und wurde darin bestärkt durch England, welches Rußland zur Aufhebung der bewaffneten Seeneutralität nöthigen wollte, und durch Preußen, dessen neuer König Friedrich Wilhelm II., seine Eifersucht auf Rußland offner und thätiger als sein großer Vorgänger aussprach. Die kriegerisch gesinnte Partei im Diwan, an deren Spitze der tapfere Kapudan Pascha Hassan stand, em=

pfand tief die seit 1774 von den Russen vielfach erlittene Schmach und rechnete auf große Unterstützung von England, Preußen und Schweden. Dieselbe drang durch, und die Pforte, wiewohl unvorbereitet, erklärte plötzlich, auf Grund der seit den letzten Verträgen erlittenen Kränkungen, an Rußland den Krieg (16. Aug. 1787); der russische Gesandte Bulgakow wurde in das Schloß der sieben Thürme gesperrt (24. Aug.).

Katharina antwortete durch eine feierliche Erklärung, die in ihrer Gegenwart in der Hofkapelle verlesen ward; sie rief darin, unter Versicherung ihrer friedliebenden Gesinnungen und unter Verwünschungen gegen den Meineid und die Treulosigkeit der Pforte, die ganze christliche Welt auf, ihre Gebete und ihre Macht zur Vertilgung des Erbfeindes der Christenheit zu vereinigen. Vor Allem ersuchte sie den Kaiser Joseph, dem geschlossenen Bündnisse Genüge zu leisten.

Dieser stellte auch im folgenden Jahre (1788) 200,000 Mann, die sich in einer langen Strecke vom Dniester bis ans Adriatische Meer in fünf abgesonderten Haufen vertheilten; das Hauptheer, bei Futak, ward vom Kaiser selbst geführt. An diese aber schlossen sich zwei russische Heere, geführt von Romanzow und Potemkin. Ein Geschwader lag in den Häfen der Krim und vereitelte gleich im Anfang des Krieges die Absichten der Türken auf Kinburn, durch dessen Einnahme sie sich den Weg zur Krim bahnen wollten. Auch die Griechen wurden von Neuem aufgefordert, zu den Waffen zu greifen. Die tapferen Bewohner von Suli traten zusammen, und in Triest rüsteten Griechen auf eigne Kosten ein kleines Geschwader aus, welches sich mit der aus der Ostsee erwarteten russischen Flotte vereinigen sollte. Diesmal schienen die Türken ihrem Schicksale nicht entgehen zu können.

Allein viele Umstände vereinigten sich, die Berechnungen der Staatskunst zu Schanden zu machen. Schweden brach im Laufe des Jahres 1788 gegen Rußland los und verhinderte das Absenden der Ostseeflotte, während der russische Geschäftsträger die von der Kaiserin erhaltenen Gelder, welche zur Unterstützung der Griechen verwandt werden sollten, unterschlug. Die Flotte auf dem Schwarzen Meere, von dem Prinzen von Nassau und dem Contre-Admiral Paul Jones geführt, mußte es nun allein mit der türkischen Seemacht und ihrem tapfern Kapudan Pascha aufnehmen. Bald zeigte sich, daß Rußland nicht so vorbereitet war, als man geglaubt hatte, und daß durch die beispiellose Verschwendung der Weiber- und Günstlingsregierung, trotz alles äußern Schimmers, die Kräfte des Reiches sehr geschwächt waren. Es fehlte an Geld, und die beiden russischen Heere, welche gegen die türkische Grenze rückten, befanden

sich in einem nichts weniger als glänzenden Zustande. Der Kriegsplan der Oesterreicher aber war, nach Lascys strategischen Grundsätzen, so fehlerhaft angelegt, und es herrschte über die gemeinsamen Bewegungen so wenig Uebereinstimmung, daß von der Unvorbereitung der Türken beim Beginn des Krieges der mögliche Vortheil nicht gezogen wurde. Belgrad wurde nicht genommen, und das österreichische Hauptheer von den Türken sogar tief ins Banat gedrängt, obgleich der Herzog von Koburg mit einem Nebenheere Choczim und die Moldau eroberte.

Potemkin lag sechs Monate lang vor Oczakow, einer Grenzfestung, die in den Händen der Türken den Besitz der Krim unsicher machte; einem geschickten Angriffe würde dieselbe nicht sechs Wochen widerstanden haben. Demnach kam der Winter heran und drohte den belagernden Russen noch größern Verlust, als sie schon durch die Hitze des Sommers, durch den Mangel und die dadurch erzeugten Krankheiten erlitten hatten. Es fehlte im Lager an allen chirurgischen Anstalten. Als man Potemkin darauf aufmerksam machte, sagte er ganz herzlos, er werde keine Verwundeten haben. In dieser Noth, zugleich von Religionshaß entflammt, drangen die Soldaten selbst auf einen Sturm. Derselbe wurde am 17. December 1788 angeordnet, und gelang trotz des verzweifelten Widerstandes der Türken. Fürchterlich war das Blutbad, und ungeheuer die Menge der Getödteten, auch auf Seiten der Sieger.

Katharina empfand über diesen gräßlichen Sieg eine außerordentliche Freude. Alle Officiere und Soldaten des Belagerungsheeres erhielten goldene und silberne Denkmünzen; Potemkin, außer einem kostbaren Degen, das gewünschte große Band des Georgordens, das ihm zu allen Ordensbändern Europa's noch fehlte, weil es nur Dem ertheilt werden konnte, der eine Hauptschlacht gewonnen oder eine Hauptfestung erobert hatte. Noch größere Belohnungen kamen ihm in Petersburg entgegen. Mehrere Nächte hindurch ließ die Kaiserin, weil seine Ankunft nicht bestimmt war, einen Weg von beinahe drei deutschen Meilen in der Nähe der Hauptstadt mit großen Kosten erleuchten. Potemkin, unerachtet er dies unterwegs erfuhr, ward dadurch nicht zur Beschleunigung seiner Reise bewogen. Als er endlich angekommen war, machte ihm die Kaiserin den ersten Besuch. Sein Aufenthalt dauerte bis zum ersten Ostertage. An diesem Feste pflegte sich der Hof um Mitternacht in der Kapelle des Winterpalastes zum Gottesdienst zu versammeln. Als nach dem Hauptmomente desselben die allgemeine Begrüßung mit den Worten „Christus ist erstanden" statt fand, umarmte ihn Katharina, dankte ihm mit lauter Stimme für die wichtigen Dienste, die er ihr und ihrem Reiche geleistet, und schenkte

ihm als Oster=Ei ein Ordenszeichen mit Diamanten von dem größten Werth besetzt. Zugleich erhielt er sechs Millionen Rubel, ohne die er nicht hatte abreisen wollen. Durch Verdrängung Romanzow's war er Befehlshaber beider Heere und alleiniger Leiter des Krieges geworden.

Der neue Feldzug gewährte den Verbündeten glänzende Vortheile. Potemkin's Unterfeldherr Suwarow, vereinigt mit dem Herzog von Koburg, schlug am ersten August 1789 bei Fokschany ein türkisches Heer von 35,000 Mann und eroberte das ganze Lager. Noch größer war ein zweiter Sieg derselben Feldherren bei Martinestje am Rimnik den 22. September, wo ein türkisches Heer von 92,000 Mann, vom Groß=vezir selbst angeführt, fast ganz vernichtet und drei Läger mit großer Beute erobert wurden. Bald darauf, am 8. October, eroberten die Oesterreicher unter Laudon das wichtige Belgrad; während Galacz, Akkierman und Bender, letzteres durch Verrath, in die Gewalt Potem=kin's fielen.

Die Kaiserhöfe schienen der Verwirklichung ihrer Hoffnungen näher zu rücken. Potemkin selbst hatte die Absicht, die Moldau und Wallachei als unabhängige Fürstenthümer für sich zu nehmen. Schon lebte er zu Jassy wie ein Fürst in seiner Hauptstadt. Er unterhielt eine vollständige Kapelle, verschrieb Tänzer aus Paris, ließ durch Eilboten Spielkarten aus Warschau holen, oder die kostbaren Sterletsuppen aus Petersburg, oder Schmuckwaren aus Frankreich, für die allein der (nicht bezahlte) Zoll 12,000 Rubel betrug; Alles zum Vergnügen der Frauen, die in großer Zahl ihn umgaben, und um durch Prunk die vornehmen Mol=dauer für sich, ihr künftiges Haupt, zu gewinnen.

Unterdeß war Sultan Abdul Hamid (am 7. April 1789) gestor=ben, und sein Neffe und Nachfolger Sultan Selim III. zeigte einen kräftigen Sinn, den die Eifersucht England's und Preußen's gegen Ruß=land ermuthigte. Am bedeutungsvollsten war, daß Kaiser Joseph am 20. Februar 1790 starb, und daß sein Nachfolger sofort vom Kriegs=schauplatze abtrat.

Katharina schloß nun zwar um diese Zeit Frieden mit Schweden, und vereinigte ihre Kraft wieder auf einem Punkte. Der ganze Kuban ward überwältigt, Kilia=Nova fiel, und Suwarow erstürmte, unter ähnlichen Gräueln, wie zu Oczakow verübt worden waren, am 22. December 1790 die Festung Ismail. Tausende von Erschlagenen bezeugten abermals die Hartnäckigkeit der Besiegten und die Wuth der Sieger. Dagegen rüstete England eine Flotte für die Ostsee, und Preußen be=wegte seine Heere gegen die russische Grenze. Polen, von Preußen auf=

geregt, wollte den Türkenkrieg benutzen, sich von Katharinen's Zwingherrschaft loszumachen, und that rasche Schritte zu seiner Befreiung. Die Mittel Rußland's waren erschöpft; es fehlte an Geld und Credit. Nur Potemkin widersetzte sich noch. Er eilte deswegen abermals nach Petersburg, um zugleich den Einfluß seiner Gegner, besonders des neuen Lieblings Platon Subow, zu entkräften. Es wurden ihm Feste aller Art mit dem größten Aufwande gegeben, Männer des ersten Ranges standen hinter seinem Stuhle; er selbst suchte durch die ungeheuerste Verschwendung seine Größe zu beurkunden, besonders als er die Kaiserin in dem Taurischen Palaste, den sie ihm für die Eroberung von Oczakow schenkte, nachdem sie denselben ihm schon einmal geschenkt und dann wieder abgekauft hatte, festlich bewirthete. In dem Wintergarten dieses Palastes hatte die Kunst alle Zauber der südlichen Zonen entfaltet; als Potemkin in einem Tempel desselben, worin Katharinen's marmorne Bildsäule stand, sich vor der Kaiserin niederwarf, und ihr für ihre Wohlthaten dankte, hob sie ihn mit Zärtlichkeit auf, unter Thränen gegenseitiger Rührung.

Dennoch erreichte Potemkin die eigentliche Absicht seiner Reise nicht. Zwar waren die Russen über die Donau gegangen, und hatten bei Macsin einen Sieg über die Türken erfochten; allein immer drohender ward die Stellung der vermittelnden Mächte, immer dringender ihr Verlangen, daß Katharina einen billigen Frieden gewähren möchte. Die Kaiserin entschloß sich endlich dazu, theils bedenkend, daß ihre erschöpften Heere sich jenseits der Donau nicht behaupten konnten, theils berechnend, daß sie sich zum zweiten Male an Polen entschädigen könne, während ganz Europa sich zum Kriege gegen das in der Umwälzung begriffene Frankreich rüstete.

So ging sie denn, obwohl alle Vermittelung England's und Preußen's verwerfend, am 11. August 1791 zu Galacz einen Vertrag ein, der späterhin zu Jassy (9. Januar 1792) in einen bestimmten Frieden verwandelt ward. Die Pforte erkaufte ihre Rettung mit einem geringen Opfer. Rußland forderte nur das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester, der hinfort die Grenze zwischen beiden Reichen bilden sollte, und verzichtete auf die Moldau und Wallachei, deren Fürstenhüte Potemkin's Haupt nicht mehr zu schmücken brauchten.

Denn bereits war dessen hochstrebendes Herz durch den Tod beschwichtigt worden. Schon seit einiger Zeit hatte eine Krankheit seine Lebenskraft untergraben, indem er selbst deren Gewalt durch Verachtung aller Vorsichtsmaßregeln vermehrte; als er, durch seine innere Unruhe

von einem Orte zum andern getrieben, sich in die Gegend von Oczakow bringen ließ, wo er sich besser zu befinden hoffte, überfiel ihn (am 15. October 1791) auf der Landstraße der Drang des Uebels. Man hob ihn aus dem Wagen und breitete Teppiche über das Gras, auf welchen er in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, verschied.

---

20. Joseph's II. Kämpfe und Ausgang.

(1785—1790.)

Joseph II. war weniger glücklich als Katharina; denn während er damit beschäftigt war, dieser Bundesgenossin das türkische Reich umstürzen zu helfen, gerieth er mit einem Theile seiner eigenen Unterthanen in einen Kampf, der den Bestand der Monarchie zu beeinträchtigen drohte. Die mannigfaltigen Veränderungen, die er theils vollführt hatte, theils weiter beabsichtigte, sollten Mittel der Centralisation werden, sollten aus seinen verschiedenen Ländern und Völkern durch eine, ganz einfache und gleichmäßige Verwaltung Ein großes Ganzes, ein einheitliches Reich gestalten. Aber diese Erschütterung des Alten, diese gewaltsame Verschmelzung der verschiedenen Theile zu einem Ganzen, fand lebhaften Widerstand in den Ländern, welche eine eigenthümliche Verfassung hatten, wie dies mit den Niederlanden und mit Ungarn der Fall war.

Joseph hatte das erstere Land, weil es durch eine weite Entfernung von seinen übrigen Staaten getrennt lag, gegen Baiern austauschen wollen, war aber, wie wir sahen, durch Friedrich II. daran gehindert worden. Das Bekanntwerden jener Absicht des Kaisers mochte schon einigen Einfluß haben auf die friedlichen Gesinnungen, womit die Niederländer die Anordnungen Joseph's aufnahmen, um so mehr, als diese in der That vielfach das Bestehende rücksichtslos verletzten.

Die belgischen Landschaften besaßen mancherlei Rechte und Freiheiten, besonders Brabant eine durch die sogenannte „fröhliche Ankunft" (Joyeuse entrée) verbriefte Verfassung, wie sie bei dem Einzuge Philipp's des Guten in die Stadt Brüssel anerkannt worden war. An der Spitze der belgischen Verwaltung stand ein Oberstatthalter oder General-Gouverneur, dessen Amt jedoch mehr auf den Schein der äußern Hoheit berechnet war, und damals von der Schwester des Kaisers, der

Erzherzogin Marie Christine, gemeinschaftlich mit ihrem Gemahle, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, bekleidet ward. Dem Oberstatthalter zur Seite stand ein Minister als Rathgeber, und im Falle der Abwesenheit als Vertreter, eigentlich aber als Derjenige, durch welchen der Kaiser die Provinzen regierte. Die Stände, aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaften bestehend, übten theils selbst, theils durch Ausschüsse einen großen Einfluß in Beziehung auf die Abgaben, deren Bestimmung, Erhebung und Verwendung von ihnen angeordnet ward. Die meisten Landschaften hatten ihre eignen Obergerichte, unter denen besonders der große Rath von Brabant bedeutendes Ansehen besaß. Der Eifer für die katholische Religion, welcher der Kitt gewesen war, durch den bei dem Abfalle Holland's diese Länder bei Spanien festgehalten wurden, gab auch der reichen und dem Papste sehr ergebenen Geistlichkeit einen großen Einfluß. Der öffentliche Unterricht war ganz in den Händen derselben, und die am alten Lehrsystem festhaltende, mit vielen Rechten ausgestattete Hochschule zu Löwen bildete gleichsam den geistigen Mittelpunkt.

In diese ganze Gestaltung des Landes griff nun Joseph mit seiner raschen, rücksichtslosen Weise ein*). Erklärend, daß die Niederlande nur eine der Provinzen der österreichischen Monarchie wären, theilte er, nach der für das Ganze beliebten Weise, das Land in neun Kreise, und ernannte in den Kreishauptmannschaften Intendanten, wodurch die bisherigen Beamten, die Castellane, Grand-ballis und andere, die Abhängigkeit derselben von den Ständen, und die alten Erinnerungen zerstört wurden. Ebenso veränderte er das Gerichtswesen, hob die bestehenden oberen Gerichtshöfe auf, auch den großen Rath von Brabant, sowie die geistlichen Gerichtsstellen, und vereinigte alle zu einem höchsten Gerichtshofe, der zu Brüssel seinen Sitz bekam.

In Beziehung auf die allgemeine Verwaltung hob er den alten Staatsrath, den geheimen Rath und den Finanzrath auf, und setzte ein einziges General-Gouvernement ein, worin der bevollmächtigte Minister des Kaisers den Vorsitz führte, und über die politischen und öconomischen Angelegenheiten des Landes entschieden ward. Einige Abgeordnete der Stände hatten darin Sitz zum Ersatz für die bisherigen fortwährenden Ausschüsse, welche gänzlich aufgehoben wurden.

---

*) Ségur sagt etwas hart, doch nicht ohne Wahrheit, von Joseph: philosophe dans ses opinions, despote dans sa conduite. Auch Adam Wolf, Marie Christine, Bd. I. S. 246 gesteht zu: „Allerdings lag in den Josephinischen Reformen ein gutes Stück Absolutismus versteckt.“

In der Verfassung der Geistlichkeit traten auch hier die schon im Allgemeinen angeführten Veränderungen ein. Die öffentlichen Umgänge und Aufzüge wurden abgeschafft, die Gebühren für die den Landmann willkürlich beschatzenden Landgeistlichen durch eine neue Taxe bestimmt, Normalschulen für den Volksunterricht angeordnet, mehrere Standbilder oder Gemälde ihres Schmuckes beraubt, Klöster eingezogen, und die großen Abteien, sobald sie erledigt waren, zu Comthureien umgeschaffen, was zugleich auf die ständische Verfassung Brabant's bedeutend zurückwirkte. Vor Allem hob er die Vorrechte der Löwener Universität auf, und errichtete, wie in den übrigen Theilen des Reichs, auch hier ein General-Seminar, worin alle jungen Leute, die sich der Kirche widmeten, studiren sollten, dessen Leitung er aber den Bischöfen entzog und anderen Geistlichen übergab.

Diese Einrichtungen weckten allgemeines Mißvergnügen. Zudem hatte man schon an dem Verlaufe des Scheldestreites und des baierischen Tauschprojectes gelernt, Joseph zu widerstehen. Friedrich der Große schrieb damals: „Ich fange an zu vermuthen, daß dieser Fürst sehr inconsequent ist und sobald er ernstliche Hindernisse sieht, seine Projecte gleich fallen läßt.“ Und in der That, bei den besten Intentionen fehlte Joseph II. die Macht der Energie, der Wille zu zwingen. Wo er Widerstand erfuhr, zog er sich zurück; seine Seele schauderte vor unnützem Blutvergießen zurück. Marie Christine und ihr Gemahl hatten Anfangs eine Verschiebung der bedenklichen Reformen verlangt; aber der Kaiser hatte geantwortet: Es handle sich hier um das öffentliche Wohl; alles Temporisiren, jeder Aufschub sei ein Verlust und gewähre nur Mißbräuchen eine längere Dauer; wenn es sich um das gemeine Wohl handle, könne er sich nicht durch Repräsentanten zurückhalten lassen, die zu sehr bei diesen Mißbräuchen betheiligt und zu indolent seien, um gegen das alte Unwesen mit anzukämpfen*).

Die ersten Bewegungen wurden durch die Verordnungen über die Universität Löwen unter den Studirenden erzeugt, die durch den Erzbischof von Mecheln, Cardinal von Frankenberg, einen eifrigen Gegner des Seminars, und durch den päpstlichen Nuntius Zondadari aufgeregt wurden. Dieser Aufstand ward leicht unterdrückt, der päpstliche Nuntius aus dem Lande gewiesen, und der Erzbischof nach Wien berufen, wo Joseph, in dem Bewußtsein, nur das Gute und Rechte zu wollen, ihn von seinen wohlmeinenden Absichten zu überzeugen hoffte. Doch diese

---

*) Wolf, a. a. O. S. 220, 226 f.

Ruhe ward bald wieder unterbrochen, als im Jahre 1787 die neue Einrichtung der Verwaltung und des Gerichtswesens beginnen sollte, und Joseph eben in der Krim mit der Kaiserin von Rußland war. Nicht wenig trug auch zur Erhitzung der Gemüther bei, daß, dem 17. Artikel der joyeuse entrée zuwider, ein Brüsseler Kaufmann de Hondt wegen eines angeschuldigten Betrugs gefangen nach Wien geschafft wurde. Die Stände Brabant's, von ihrem Rechte Gebrauch machend, versagten die Hülfsgelder, bis ihre Beschwerden abgestellt wären. Sie verboten den Steuereinnehmern, die Machtvollkommenheit der neuen Beamten anzuerkennen; sie hoben das Löwener Hauptseminar auf, entboten die übrigen Landschaften zu einer allgemeinen Verbindung, und reichten bei den Oberstatthaltern lebhafte Vorstellungen ein. Das Volk in Brüssel knüpfte an diesen Widerstand der Stände wilde Ausschweifungen. Es schleppte Strohmänner, an welchen der Titel „Kreishauptmann" geschrieben war, durch die Straßen, warf dem bevollmächtigten Minister, Grafen von Belgiojoso, den man für einen großen Eiferer in der Ausführung der kaiserlichen Plane hielt, die Fenster ein, und zwang den Präsidenten des souverainen Gerichtshofes, seine Stelle aufzugeben. Diesen wilden Auftritten folgten ähnliche in Antwerpen, Mecheln und anderwärts.

So bedenkliche Umstände bewogen die Oberstatthalter zu der Erklärung, daß die Freiheiten, Herkommnisse und Gebräuche, wie sie seit Jahrhunderten bestanden hätten, unverändert aufrecht erhalten werden sollten; sie machten zugleich sich anheischig, die Genehmigung des Kaisers zu erlangen. Diese Erklärung erregte große Freude. Aber Joseph war damals noch weit entfernt, diese Nachgiebigkeit seiner Vertreter zu billigen. Sobald er nach Wien zurückgekommen war, berief er die Oberstatthalter und den Minister Belgiojoso zu sich, und forderte die Stände auf, durch Abgeordnete ihm ihre Beschwerden vorzulegen. Diese Beschwerden, schrieb er ihnen, könne er allein in Mißverständnissen und falschen Auslegungen seiner Absichten suchen, indem er bei seinen Unternehmungen nichts als das Wohl der Niederländer im Auge gehabt, und daher eher des größten Eifers und der Dankbarkeit sich versehen habe, als einer solchen verwegenen Widersetzlichkeit; doch verzeihe er ihnen dieselbe als Vater und Mensch, indem er mit dem Unverstande Mitleiden trage.

Wie entschlossen aber auch Joseph sein mochte, seine Absichten durchzusetzen, deren einziger Zweck, wie er zu den ständischen Abgeordneten sagte, nur das Glück seiner Unterthanen war: so befand er sich

doch in einer Lage, die ihm nicht erlaubte, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Heilung dieses, wie er meinte, krankhaften Theiles seiner Staaten zu richten. Schon hinlänglich beschäftigt mit der Umwandlung und Umbildung seines Reiches, wünschte er doch noch als Eroberer den Raum für seine Thätigkeit zu vergrößern; und nicht zufrieden mit dem Ruhme eines Gesetzgebers, betrat er mit mehr Ehrgeiz als Beruf die Laufbahn der Helden. Wir haben gesehen, wie er durch das Bündniß mit Katharinen in den Krieg gegen die Türken gezogen ward. Eben als die Niederländer sich auflehnten, begann derselbe.

Dies nöthigte den Kaiser zu einiger Nachgiebigkeit. Er war verstimmt. Hatte er doch in der letzten Zeit mancherlei Täuschungen erfahren! Auf einen dieser Anlässe hin sagte er damals, nicht ohne einen herben Anflug von Kleinmüthigkeit, zu seiner Schwester: „Ich sehe wohl, daß ich in allem, was ich unternehme, unglücklich bin"*). Seine Nachgiebigkeit bestand darin, daß er im September 1787 die Versicherung gab, die alte Landesverfassung solle bis auf wenige einer nähern Untersuchung vorbehaltenen Stücke, wiederhergestellt werden. Die Oberstatthalter kehrten zurück, aber begleitet von dem Grafen Trautmannsdorf, als bevollmächtigtem Minister, und dem General Alton, einem hartnäckigen und strengen Manne, der den Oberbefehl über die sämmtlichen in den Niederlanden befindlichen österreichischen Heerhaufen führen sollte. Unter dem Schutze dieser bewaffneten Macht sollte wenigstens die Veränderung der kirchlichen Verfassung, hinsichtlich deren Joseph nichts von seinen neuen Anordnungen zurückgenommen hatte, behauptet und vollendet werden. Aber auch hier fehlte es nicht an kühnem und starkem Widerstande der mächtigen Geistlichkeit. Bei der Eröffnung des General-Seminars im Januar 1788 fanden sich keine Zuhörer zu den Vorlesungen der neuen Lehrer ein, da der Cardinal Frankenberg nebst mehreren Bischöfen die Lehrbücher und Lehrart, die der Kaiser vorgeschrieben, für irrgläubig erklärt hatte. Die beabsichtigte Verlegung der Universität von Löwen nach Brüssel und die Schließung der bischöflichen Seminarien im März und August 1788 führten neue Ausschreitungen an verschiedenen Orten herbei. Das Verbot der Wallfahrten und Brüderschaften, in Verbindung mit jenen Neuerungen im Erziehungswesen, verbreitete, unter Leitung und Einwirkung der Geistlichkeit, allgemeines Mißvergnügen über das Land, um so leichter als die weltlichen Stände noch nicht hinlänglich beruhigt und befriedigt waren. Noch gegen Ende

*) Ebendaselbst S. 263.

des Jahres gediehen die Dinge so weit, daß der Bruch mit der Regierung unausbleiblich war. Die Stände von Hennegau und Brabant weigerten die Hülfsgelder zu bezahlen, und beschwerten sich über neue Verletzungen ihrer Verfassung; in Hennegau, weil der bisherige Landdrost, der Herzog von Ahremberg, durch einen Nicht-Eingebornen ersetzt worden war; in Brabant, weil der Kaiser die Zahl der Vertreter des dritten Standes, in welchem nur Antwerpen, Brüssel und Löwen Sitz hatten, vermehren und dadurch von Adel und Geistlichkeit ihn unabhängiger machen wollte. Der Kaiser in seinem Unwillen widerrief nun seine früheren Concessionen (Januar 1789) und wollte eigenmächtig die Steuern erhoben wissen. Da beide Landschaften in ihrer Widersetzlichkeit beharrten, so wurden zuerst die Stände von Hennegau mit bewaffneter Gewalt aus einander getrieben; dann hatten auch die Brabanter dasselbe Schicksal; ihre Joyeuse entrée ward für aufgehoben erklärt (18. Juni 1789). Der Sieg schien errungen, und Alton sagte: am Tage, wo bei Kollin so glorreich gefochten, ist auch der Kaiser Herr der Niederlande geworden.

Aber der Triumph war zu voreilig. Das Volk, von den Priestern aufgeregt, und durch die Uneinigkeit zwischen dem mildern Trautmannsdorf und dem strengen Alton ermuthigt, gerieth in heftige Gährung; selbst die fremden, damals auf Oesterreich eifersüchtigen Mächte hatten ihre Hände im Spiel. Auch das Beispiel des benachbarten Frankreich, wo gerade die Revolution im Ausbruch begriffen war, griff ein. Zu Hasselt im Lüttich'schen und zu Breda in Holland strömte eine zahlreiche Masse Mißvergnügter zusammen. Ein Brüsseler Anwalt, van der Noot, der in Berlin und London Unterhandlungen versucht hatte, und ein Canonicus van Eupen stellten sich an die Spitze; unterstützt von den reichen Geldzuflüssen aus den Städten, Abteien und anderen Quellen rüsteten sie einen Heerhaufen von 10,000 Ausgewanderten aus. Van der Mersch, der früher in österreichischen Diensten als Oberst gestanden hatte, übernahm den Oberbefehl. Ein im Namen der Geistlichkeit, des dritten Standes und eines großen Theils des Adels erlassenes Manifest erklärte den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig und die Niederlande für unabhängig. Ein Congreß, der sich zu Breda versammelte, übernahm die Regierung.

Vergebens suchte indessen Joseph den Sturm zu beschwichtigen, vergebens setzte er im August 1789 die Universität Löwen wieder in ihre Gerechtsame ein, vergebens widerrief der Minister im November die Verordnung vom 18. Juni; die Macht des Aufstandes entwickelte sich mehr

und mehr. Die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner gelockt, verließen haufenweise ihre Fahnen und gingen zu dem Heere der Patrioten über. Alton und Trautmannsdorf handelten ohne gegenseitige Uebereinstimmung, und vermehrten dadurch ihre Bedrängniß. Im November flüchteten sich Christine und Albert nach Koblenz. Und auch Alton sah sich endlich genöthigt, Brüssel zu verlassen (13. Dec. 1789), und zwar mit einer solchen Hast, daß drei Millionen an baarem Gelde zurückblieben. Wenige Tage später zog van der Noot in Brüssel ein. Da das kaiserliche Heer nach und nach das ganze Land bis auf Luxemburg räumte, so vereinigten sich nun die Stände aller übrigen Landschaften, erklärten sich als der vereinigte Staat von Belgien für unabhängig, und setzten zu Brüssel einen allgemeinen Congreß ein (Januar 1790).

Diese Vorfälle erschütterten den Kaiser Joseph tief, und um so mehr, da auch von anderen Seiten her sein Geist und sein Körper bestürmt ward. Die Anstrengungen im Türkenkriege, die Einwirkungen eines heißen Sommers, dürrer Wüsten und morastiger Ausdünstungen, an denen ein großer Theil aller seiner Heere erkrankte*), hatten seine Gesundheit in einem hohen Grade geschwächt. Zugleich mußte er sehen, daß, wie in den Niederlanden, so auch in Ungarn das Mißvergnügen und der Unwille über seine neuen Einrichtungen immer lauter und drohender sich gestaltete. Eine ganze Reihe von Beschwerden wurde von den Ungarn erhoben.

Gleich beim Anfange seiner Regierung hatte Joseph, gegen das gewöhnliche Herkommen, sich nicht mit der berühmten heiligen Krone krönen, ja dies Heiligthum der Nation von Preßburg nach Wien führen lassen, unter dem Vorwande, sich die großen Kosten und eine ihm lästige Feierlichkeit zu ersparen; in der That aber war seine Absicht, den herkömmlichen Krönungseid nicht eher zu schwören, als bis er seine Plane auch hier durchgesetzt haben werde. Er wollte vor allem die neuen kirchlichen Einrichtungen zu Stande bringen, und die Lage des mehr als irgendwo gedrückten Landmanns verbessern. Alle Lasten waren auf den Landmann gehäuft; er mußte sogar die Kosten der Processe bezahlen, welche die Edelleute unter einander führten. Der Landmann hieß daher auch in der Geschäftssprache misera contribuens plebs (das arme steuernde Volk).

*) Vom Anfang des Juni 1788 bis Mai 1789 gab es 112,000 Kranke, von denen 33,000 starben.

Zudem erklärte Joseph die deutsche Sprache zur allgemeinen, wo nicht Landes-, doch Geschäftssprache. Drei Jahre wurden zu ihrer Erlernung Denjenigen, welche öffentliche Aemter bekleideten, zugestanden; wer bis dahin nicht ihrer mächtig sein würde, der sollte sein Amt verlieren. Mehrere Landgerichte wurden aufgehoben oder umgeändert, und erhielten andere Namen und andere Beisitzer. Die Obergespanne in sämmtlichen Comitaten wurden außer Wirkung gesetzt; die Verwaltung ward königlichen Bevollmächtigten oder Commissarien, gleichfalls mit veränderter Einrichtung, anvertraut. In Siebenbürgen, das so wie Croatien, Slavonien und das Banat, neu eingetheilt ward, verschwand damit der bisherige Verfassungsunterschied der drei Völker, der Ungarn, Szekler und Deutschen.

Um die den Sitten und selbst dem Kriegsdienste so schädlichen Werbungen einzustellen, führte er die Conscription ein, und ließ zu diesem Behufe eine Volkszählung veranstalten, eine Maßregel, die bisher eigennützige Rücksichten so viel als möglich verhindert oder verfälscht hatten. Er hob die drückende Leibeigenschaft auf, und erklärte unverhohlen in einer Verordnung an den ungarischen Hofkanzler Grafen Palfy, daß es seine Absicht sei, den gedrückten Landmann von dem Uebergewicht der Adelschaft zu befreien. Er wollte auch hier die neue Steuerordnung einführen, und die den Edelleuten zuständigen Besitzungen, deren Freiheit von der Freiheit der Person wohl zu unterscheiden sei, mit denen aller anderen Einwohner und Bürger gleichstellen, zu welchem Behufe denn auch in Ungarn eine neue Vermessung der liegenden Gründe unternommen wurde.

Gegen diese Beeinträchtigungen der Adelsvorrechte wurden Klagen und Gegenvorstellungen aller Art erhoben. Der Türkenkrieg, dessen Schauplatz Ungarn war, mehrte die ersteren, und Anregungen von außen, so glaubte man, verstärkten den Unmuth. Obwohl die Gegenwart der Heere einen offenen Aufstand, wie er in den Niederlanden erfolgt war, nicht besorgen ließ, so stellte sich doch Preußen immer drohender an den Grenzen von Schlesien auf, und schien den Ungarn, wie den Türken, Ableitung verschaffen zu wollen.

So bedrängt, sah sich denn Joseph auch hier zum Widerruf aller seiner Verordnungen genöthigt, bis auf das Duldungsgesetz, die Pfarreinrichtung und die Aufhebung der Leibeigenschaft. Obschon, sagte er in seiner Erklärung an die ungarischen Stände, einige Zweige der Verwaltung von ihm in der Absicht geändert seien, die Wohlfahrt des Reichs zu befördern, so nehme er doch auf den Bericht, daß die Ungarn die vorige

Verwaltungsart vorziehen und in der Aufrechterhaltung derselben ihre Zufriedenheit suchen, keinen Anstand, ihrem Verlangen zu willfahren, indem das Glück der seiner Herrschaft anvertrauten Völker der einzige Gegenstand seiner Wünsche, und somit der Weg der angenehmste sei, auf welchem er, nach dem einstimmigen Sinne der Nation, am sichersten dahin gelange. Er schickte auch die ungarische Reichskrone nach Ofen zurück, wo sie als Vorbote der wiedererrungenen Freiheit mit dem größten Jubel empfangen ward. Triumphbogen erhoben sich, wo sie durchzog, und die Stadt Ofen ward auf das Festlichste erleuchtet.

Joseph ward durch die Nothwendigkeit, die Werke seiner Anstrengungen selbst zu zertrümmern, in der innersten Seele verwundet. „Ich wünsche, äußerte er einmal, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen." Zu dem Prinzen von Ligne, der aus den Niederlanden abstammte, sagte er: „Ihr Land hat mich umgebracht; die Räumung Brüssel's ist mein Tod." Die Beschwerden des Feldzuges von 1788, in deren Ertragung er es im ungesunden Klima der Donauländer den gemeinen Kriegern gleich that, vereinigten sich mit dem Grame, seine Gesundheit völlig zu Grunde zu richten. Am 5. December 1788 kam er bedeutend krank nach Wien zurück. Der heftige Bluthusten, an welchem er litt, bestimmte die Aerzte, seinen Zustand für sehr bedenklich zu erklären. Da er die religionsfeindlichen Grundsätze derjenigen, die ihn wegen seiner kirchlichen Neuerungen zu den Ihrigen zählten, nicht theilte, sondern dem Glauben seiner Väter aus Ueberzeugung anhing, wenn er gleich das Kirchenthum der Verbesserung bedürftig erachtet hatte: so ließ er sich am 16. December in der Burgcapelle, in Gegenwart des Cardinal-Erzbischofs, des päpstlichen Nuntius und einer zahlreichen Versammlung, das Abendmahl reichen. Als er dem Altar sich näherte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich Alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, so wird Gott in Rücksicht meiner Absicht und der menschlichen Schwäche, von der kein Sterblicher befreit ist, mit mir Barmherzigkeit haben." Sein Befinden besserte sich hierauf, und im Sommer 1789 erfreute er sich einer scheinbaren Genesung. Aber im Winter kehrte das Uebel mit verdoppelter Stärke zurück, und mit dem Anfange des Jahres 1790 nahm es eine Wendung, die seinen Tod unvermeidlich machte. Mit großer Ruhe, trotz seiner

körperlichen Leiden, und mit unermüdeter Thätigkeit, trotz der bitteren Erfahrungen, ging er seinem Ende entgegen. Am 13. und 15. Februar 1790 ließ er die Sacramente der Kirche sich reichen. Am letztern Tage holte sich die von ihm als Tochter geliebte Erzherzogin Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria von Rußland und Gemalin seines Neffen, des Erzherzogs Franz, an seinem Sterbebette seinen Segen, und zwei Tage darauf starb sie an den Folgen zu früher Entbindung. Der Schmerz darüber beschleunigte seinen Tod. Im vollen Gefühl der Annäherung desselben, befahl er, den in der Hofcapelle ausgesetzten Leichnam der Erzherzogin an seinen Begräbnißort zu schaffen, damit, wie er sagte, für seine eigene Leiche Platz werden möge. Am 20. Februar starb er, im neunundvierzigsten Jahre seines Lebens, im zehnten der Regierung seiner Erblande. Noch am 19. Februar hatte er seinen Cabinetssecretairen bis zehn Uhr Nachts dictirt. Einige Tage vorher schrieb er auch einen Brief an „die fünf Frauen, welche die Güte hatten, mich in ihren Kreis aufzunehmen;“ es waren die Fürstinnen von Lichtenstein, Klary, Kinsky u. s. w., deren Gesellschaft seine größte Freude gewesen war. Er dankte ihnen für „ihre ihm so viele Jahre erwiesene Nachsicht und Milde.“

Herder rief dem todten Herrscher die schmerzlichen Worte nach: „Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet, und von ihm das Größte, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemüht, mehr angestrebt, rastloser gewirkt als er? Und welch' ein Schicksal, vor dem Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müssen, und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart ergangen wäre.“ Dennoch hatte Joseph nicht vergeblich gelebt und gewirkt; er hatte weithin den Samen einer neuen Bildung ausgestreut, wenn auch sein „System“, wie man es nannte, auf immer mit ihm begraben schien. Auch war die Trauer über seinen Tod allgemeiner und tiefer, als man meinte; sie ging ins Volk. Deshalb flüsterte man sich überall mißtrauisch zu: „er ist vergiftet.“ Deshalb erzählten sich hoffend die Bauern: „er ist nicht todt, man hat ihn eingesperrt, er wird wiederkommen“*).

*) Wolf, a. a. O. Bd. II. S. 43 f. Höchst interessant ist S. 233 die Selbstrechtfertigung Joseph's vom 28. December 1789 in Bezug auf die belgischen Wirren.

Da Joseph keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Diesem Fürsten war eine schwierige Aufgabe bereitet. Er sollte die Unzufriedenheit in den Erblanden stillen, die Niederlande wiedergewinnen, ehrenvollen Frieden mit der Pforte schließen, Preußen versöhnen und die Kaiserkrone erlangen. Mit großer Klugheit löste er den verschlungenen Knoten. Mit Preußen und dessen Bundesgenossen, England und Holland, ward zu Reichenbach, in dessen Nähe das preußische Heer stand, eine Unterhandlung eröffnet. Das Ergebniß derselben war ein am 27. Juli 1790 geschlossener Vertrag, in welchem Leopold den Niederlanden ihre alte Verfassung und auch den Barriere-Vertrag wieder herzustellen, mit der Pforte aber einen Frieden auf den Grund des Besitzstandes vor dem Kriege zu schließen versprach. Nun erhielt er als Leopold II. ohne Schwierigkeit die Kaiserkrone, und am 5. August 1791 kam zu Szistova mit den Türken ein Friede zu Stande, in welchem Oesterreich noch das Gebiet von Alt-Orsowa zu erlangen wußte. Nach dem Vertrage zu Reichenbach erließ Leopold an die Niederländer eine Erklärung, worin er sie zur Rückkehr unter den Gehorsam seines Hauses aufforderte, zugleich aber, unter der Gewährleistung von England, Preußen und Holland versprach, sie nach der alten herkömmlichen Verfassung zu regieren und ihnen eine allgemeine Verzeihung angedeihen zu lassen. Der niederländische Congreß war zwar entschlossen, seine Unabhängigkeit zu behaupten; allein er war verlassen von fremder Hülfe, und, was noch bedenklicher war, die eigne Kraft ward durch Uneinigkeit und Zwietracht zersplittert. Der Einfluß derjenigen Grundsätze, die bei der Umwälzung des nahgelegenen Frankreich wirkten, und die mit den Antrieben der niederländischen Auflehnung im geraden Widerspruch standen, hatte eine demokratische Partei erzeugt, welche mit den ursprünglichen Häuptern in Spannung und Streit gerieth, als es auf die Entwerfung einer Verfassung ankam. Das Heer und sein Anführer, van der Mersch, erklärten sich für dieselbe; allein der Congreß stellte ihm ein anderes Heer unter Anführung Schönfeldt's, eines ehemaligen preußischen Officiers, entgegen, dem es gelang, van der Mersch gefangen zu nehmen (April 1790).

Dieser Zwist hatte dem schwachen österreichischen Heere in Luxemburg Ruhe und Sicherheit gewährt, so daß sich die Verstärkungen, die Leopold aus den Erblanden sandte, ungehindert anschließen konnten. Der Feldmarschall Bender erhielt den Oberbefehl. Als nun dieses 30,000 Mann starke Heer gegen die Patrioten geführt ward, wagten

dieselben nur schwachen Widerstand. Van der Noot, van Eupen und andere Häupter entflohen, und am 2. December hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Brüssel. Noch vor Ausgang des Jahres waren die sämmtlichen Niederlande unterworfen, und Leopold bestätigte ihnen alle diejenigen Freiheiten und Gesetze, die am Ende der Regierung Maria Theresia's bestanden hatten.

Ebenso rasch und schnell beruhigte Leopold die Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Denn auch der letzteren bedurfte es, da die Ungarn, die Verlegenheit Leopold's benutzend, ihm neue Beschränkungen abnöthigen und ihm daher auch einen neuen Krönungseid vorschreiben wollten. Aber indem er ihnen die feierliche Versicherung gab, daß er die Verfassung des Reichs unverletzt erhalten wolle, erklärte er zugleich entschieden, daß er keine andere Versicherungsacte ausstellen und beschwören werde, als welche Karl II. (VI.) und Theresia gegeben und beschworen hätten. Darauf erfolgte denn auch die Krönung. Auf einem Reichstage wurden, in Uebereinstimmung mit Leopold, die gegenseitigen Beschwerden abgethan und die vorzüglich mißfälligen Anordnungen Joseph's abgeschafft. Die Freizügigkeit des Landmanns blieb bestehen, um das Volk zu trösten, wie die Stände sagten. Dagegen drangen sie sehr darauf, daß der von Joseph den Bauern ertheilte freie Ausschank ihrer selbst erzeugten Weine und die für eben dieselben in einer besondern Herrschafts-Kanzlei angeordneten Amtstage abgeschafft würden. Die neue Anordnung der Grundsteuer wurde nicht nur in Ungarn, sondern darauf auch in den übrigen Erblanden, in Oesterreich, Böhmen u. s. w. aufgehoben. Eine allgemeine Ruhe trat ein, und das Alte, das diesen starken Sturm bestanden hatte, schien dadurch eine Unantastbarkeit gewonnen zu haben, die von jedem ähnlichen Versuche zurückschrecken müsse.

---

21. Gustav III. im Kampfe mit Rußland.

(1788—1790.)

Für einen König von der Geistesrichtung Gustav's III. von Schweden hatte der Kriegsruhm gewaltigen Reiz. Um in Zukunft denselben zu ernten, verwandte Gustav große Thätigkeit auf Herstellung des schwedischen Kriegswesens. Das Landheer, das beim Antritt seiner Regierung unvollzählig und entblößt von Geschütz und anderen Nothwendig-

keiten war, brachte er schnell in ansehnlichen Stand. Ebenso erhob er die Flotte aus dem tiefsten Verfall. Mit diesen Hülfsmitteln hielt er es für möglich, wie er sich selbst den hemmenden Fesseln, die eine Partei ihm angelegt, entzogen hatte, so auch seinem Königreiche unter den europäischen Staaten wieder eine Bedeutsamkeit zu verschaffen, und die Abhängigkeit aufzuheben, in welche Rußland's Uebermacht es versetzt hatte.

Diese Uebermacht war zuerst auf Schweden's Unkosten gewonnen worden. Die schmachvollen Verluste des Nystädter Friedens wieder zu ersetzen, was man im Jahre 1743 vergebens versucht hatte, schienen jetzt die Umstände günstig. Rußland's Eroberungen hatten die Eifersucht Preußen's und England's erregt, und diese Eifersucht konnte für Schweden um so nützlicher werden, als Rußland, in einen Krieg mit den Türken verwickelt, seine Streitkräfte entfernt hatte. Ein Bündniß, das seit 1739 zwischen Schweden und der Pforte bestand, vermöge dessen jede von beiden Mächten, im Fall eines russischen Angriffs, der andern zu Hülfe kommen sollte, forderte den König gleichsam zum Kampfe für die Türken auf, und die Richtung desselben gegen Rußland sollte gerechtfertigt werden durch die feindseligen Gesinnungen, welche Gustav dem russischen Hofe Schuld gab. Er machte dem russischen Gesandten in Stockholm, Rasumowsky, zum Vorwurfe, daß er sich in die inneren Angelegenheiten Schweden's mische, um die Unzufriedenheit besonders des Adels zu nähren, und Zwietracht und Aufruhr zu befördern. Er behauptete, Rußland habe auf den Besitz von Finland starke Absichten, und verrathe dieselben durch heimliche Bereisungen und Untersuchungen, die es in diesem Lande vornehmen lasse*).

Allerdings rechnete Rußland, als es aus Schweden's Rüstungen den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich erkannte, auf die innere Zwietracht der Schweden. Der russische Gesandte überreichte eine Erklärung, worin seine Kaiserin dem Könige von Schweden, sowie allen Gliedern der Nation, die Theil an der Regierung hätten, die Versicherung gab, daß ihr die Erhaltung der Ruhe in Schweden sehr am Herzen liege, daß sie aber, im Bewußtsein ihrer lauteren Absichten und der Mittel, welche sie besitze, den Ausgang ruhig erwarte. Gustav erklärte dies für einen Versuch, ihn von seinem Volke oder von einem Theile

*) In einem Briefe an Zimmermann schreibt Katharina: „Der König von Schweden verbreitet überall, er führe Krieg zu seiner Vertheidigung, weil ich ihn angreifen wolle; aber ich versichere auf meine Ehre, daß ich nie daran gedacht habe, ihm seine dürren Felsen zu beneiden."

desselben zu trennen, und der Gesandte erhielt sogleich Befehl, Stockholm zu verlassen (23. Juni 1788). An demselben Tage reiste Gustav ab, um sich nach Finland einzuschiffen. Sobald hier die ersten Feindseligkeiten begonnen hatten (29. Juni), erließ die russische Kaiserin ein Manifest, worin sie nicht ermangelte, die Schweden zu erinnern, daß ihr König, ohne die Bewilligung der Stände, sich rechtmäßig in keinen Angriffskrieg einlassen dürfe.

Gustav hegte die kühnsten Hoffnungen. In seiner letzten Rede im Reichsrathe hatte er gesagt, daß er, wenn das Glück die Waffen seines tapfern Volkes begünstigen würde, von allen Denkmälern des russischen Uebermuthes keines verschonen wolle, als die Bildsäule Peter's des Großen, um auf ihr Fußgestell den Namen: Gustav, zu schreiben. Diese Hoffnungen, die sich auch in der Errichtung eines neuen Kriegsordens zu erkennen gaben, schienen durch die Lage Rußland's gerechtfertigt zu werden. Die wichtigsten Streitkräfte desselben waren nicht in der Nähe, mit Ausnahme der Flotten, die in den Häfen der Ostsee bereit lagen, um gegen die Türken nach dem Mittelländischen Meere zu gehen.

Daher war auch der erste bedeutende Kriegsvorfall ein Seetreffen am 17. Juli 1788, bei der Insel Hogland. Die schwedische Flotte wurde von des Königs Bruder, dem Herzoge Karl von Südermanland, die russische von dem Engländer Greigh befehligt. Beide fochten tapfer und ihrer Völker würdig, das Treffen aber blieb unentschieden. Zu Lande ward Nyslot genommen, und der König traf Anstalten, Friedrichshamn anzugreifen. Er hätte besser gethan, wenn er, ohne sich bei diesen elenden Festungen aufzuhalten, gerade auf Petersburg losgegangen wäre; zumal da die Esthländer, die Brüder der Finnen, ihres Druckes müde im Begriff sein sollten, sämmtlich aufzustehen und sich mit ihm zu verbinden. So möchte eine Verschwörung im schwedischen Heere, die im Dunkel ihre Fäden spann, durch den raschen Fortschritt kriegerischer Thaten und Erfolge in der Ausführung gestört worden sein. Als aber die angekündigten Großthaten sich auf Anstalten zur Belagerung eines finländischen Städtchens beschränkten, trat diese Verschwörung plötzlich hervor. Die Officiere der Armee erklärten den Angriff auf Friedrichshamn für zu gefährlich und den ganzen Krieg für verfassungswidrig. Es sei ein Angriffskrieg, der ohne die von den Gesetzen geforderte Genehmigung der Stände begonnen sei. Der König wandte sich an die Soldaten; aber auch diese, besonders die finnischen Regimenter, legten die Waffen nieder, und wollten ohne Befehl ihrer Officiere keinen Schritt vorwärts thun.

Die Verlegenheit des Königs war um so größer, da Dänemark, Rußland's Bundesgenosse kraft der bestehenden Verträge, am 19. August den Krieg erklärte und ein dänisches Heer von 12,000 Mann, von Norwegen aus in Schonen vorrückte. Er fand am Ende keinen andern Rath, als das Heer zu verlassen und nach Stockholm zu gehen, um Unterstützung bei den übrigen Ständen zu suchen. Die Bürgerschaft von Stockholm fand er so wohlgesinnt, daß er in einem Briefe sagt: es habe geschienen, als hätte sie ihn durch ihre Ergebenheit für die Verrätherei, die er bei dem Heere erfahren, trösten wollen. Die rückkehrenden Officiere wurden auf den Straßen als Feige und Verräther begrüßt; die Bürger bewaffneten sich, und übernahmen die Bewachung der Hauptstadt. Da dies jedoch für Gustav's Zweck nicht ausreichend war, begab er sich plötzlich nach Dalekarlien in die Mitte der Bauern, die schon mehrmals in der Geschichte Schweden's so bedeutend hervorgetreten waren. Am 14. September redete er zu den Einwohnern des Kirchspiels Mora von derselben Stelle, von welcher herab Gustav I. 1521 zu ihren Altvordern gesprochen hatte. Sie erklärten: „Ist es wahr, was du uns sagst, wohlan, so wollen wir unsere Jugend hinaussenden, den hinterlistigen Feind zurückzutreiben." Sechstausend Dalekarlier boten sich ihm als Freiwillige zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Die benachbarten Provinzen folgten diesem Beispiele. Das Jahrhundert erstaunte über die ihm fremde Erscheinung, einen König, den das Heer verließ, bei dem Volke Hülfe suchen und finden zu sehen. Während der Oberst Armfeld aus diesen Schaaren Regimenter bildete, deren Officiere die Amtleute waren und deren Kriegstracht sich auf die weiße Binde um den Arm beschränkte, eilte Gustav voraus nach Gothenburg, das von den Dänen schon berennt war. Nur von seinem Adjutanten und einem Bedienten begleitet, kam er am Stadtthore an, und hatte Mühe, eingelassen zu werden, weil die Soldaten nicht glauben wollten, daß er der König sei. Er entließ sogleich den feigen Commandanten, der schon wegen der Uebergabe zu unterhandeln angefangen hatte. Die Freiwilligen zogen herbei, und die Vertheidigungsanstalten gewannen guten Fortgang. Bald aber ward ihm gänzliche Rettung von dieser Gefahr durch England und Preußen. Beide Mächte forderten Dänemark auf, sich zurückzuziehen, oder von beiden eines Krieges gewärtig zu sein. Dänemark wählte das erstere, und ein Waffenstillstand, der von Zeit zu Zeit verlängert ward, sicherte auf dieser Seite die schwedische Grenze.

Nun konnte Gustav seinen beiden Feinden, dem rebellischen Heere und den Russen, entgegengehen, die sich unterdessen durch gemeinschaft-

liche Mittheilungen bis zur Schließung eines Waffenstillstandes verständigt hatten. Vielleicht hatte dies Verständniß auch schon von Anfang an bestanden; russische Officiere fanden sich wenigstens gleich Anfangs im schwedischen Lager ein, und Katharina erließ eine Aufforderung an das Heer in Finland, eine noch größere Anzahl von Mitbürgern mit sich zu verbinden, um mit denselben, unter gesetzlichem Ansehen, Alles, was zur allgemeinen Wohlfahrt jetzt und künftig gehöre, zu veranstalten. Anfangs hatte sie sogar angekündigt, sie wolle ihnen mit ihren Truppen behülflich sein, daß Finland Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erhalte. Allein dies war den Urhebern der Verschwörung nicht genehm; vielmehr mußte Sprengporten, der als schwedischer Ueberläufer bei den Russen sich aufhielt und bei diesen Unterhandlungen eine Hauptrolle spielte, versichern, es sei nicht die Absicht der Kaiserin, Finland von Schweden zu trennen.

Ehe aber der König gegen diesen vereinten Feind sich wandte, wollte er erst den Erfolg des Reichstags abwarten, den er, von Gothenburg aus, auf den 26. Januar 1789 zusammenberufen hatte. Zur Fürsorge waren in der Nähe der Hauptstadt die ihm treuen Dalekarlier versammelt worden; aber das Wichtigste war, daß die drei übrigen Stände, die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Absichen des Adels scheuend, mit dem entschiedensten Uebergewicht auf seine Seite traten. Sie pflichteten seiner Meinung bei, daß man zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens den Krieg fortsetzen müsse und verstanden sich, nebst Uebernehmung aller Schulden, auch zu einer neuen Geldbewilligung, die durch eine Auflage auf Alles, was steuerbar war, zusammengebracht wurde. Dreißig der Hauptwortführer des Adels, des Ungehorsams, der Verrätherei und des Aufruhrs angeklagt, wurden gefangen gesetzt, und der König trat nun auf, um, wie er sich in seiner Rede ausdrückte, mit Einem Schlage zu vernichten, was er beim Anfange seiner Regierung untergraben zu können gehofft hatte.

Um sich selbst vor ähnlichen Angriffen zu sichern, und dem Staate eine größere Stärke zu geben, wurde eine neue Vereinigungs- und Sicherheitsacte, wiewohl unter dem heftigsten Widerspruche des Adels, durchgesetzt. In dieser wurde den Ständen das Recht gelassen, über außerordentliche Abgaben auf den Reichstagen sich zu berathen, sie abzuschlagen oder zu bewilligen; der Reichsrath ward gänzlich aufgehoben, und an dessen Stelle ein höchster Gerichtshof und ein die verschiedenen Zweige der Verwaltung umfassender Vorbereitungsausschuß errichtet, worin dem König zwei Stimmen zukommen, und Adlige und

Unadlige zur Hälfte sitzen sollten. Der König erhielt das Recht, auch einen Angriffskrieg ohne vorhergegangene Anfrage bei den Ständen zu unternehmen*); hierdurch, wie durch die Verfügung über alle Aemter, waren die Rechte der Krone vor aller Beeinträchtigung im Innern mehr als gesichert. Diese Krone nun auch zu schützen im Kampfe gegen den Feind, war Gustav entschlossen, um sie, wie er sich in einer Rede ausdrückte, wenn auch nicht so glänzend als Gustav Adolph, doch unbefleckt zu hinterlassen.

Aber dazu bedurfte es der größten Anstrengungen. Die Russen hatten während der Zeit sich gerüstet; ihr Landheer war verstärkt, vor Allem aber die Flotte in den besten Stand gesetzt worden. Der Prinz von Nassau, der als Begleiter bei Bougainville's Erdumschiffung, und als Lenker eines Bombardierschiffes vor Gibraltar, Kühnheit und Unternehmungsgeist gezeigt hatte, ward zum Befehlshaber der russischen Scheerenflotte bestellt. Der Kampf schien zur See entschieden werden zu sollen. Mit den großen Flotten kämpften am 26. Juli 1789 der Admiral Tschitschagow und der Herzog Karl von Südermanland zwischen Bornholm und Gothland gegen einander, ohne daß Einer sich des eigenen Sieges oder der vollständigen Niederlage des Andern zu rühmen vermochte; allein als die Scheerenflotten am 24. August bei Friedrichshamn und am 1. September bei Högfors an einander geriethen, mußten beidemal die Schweden weichen. Auch das schwedische Landheer wurde nach dem Treffen bei Högfors genöthigt, den Boden des russischen Finlands zu räumen. Der Winter hemmte indessen die weiteren Fortschritte der Russen, und ließ Zeit zur Ueberdenkung von Planen. Gustav, der die Verlängerung des Krieges zu fürchten anfing, wollte ein schnelles Ende desselben durch einen kühnen Schlag erzwingen.

Mit dem Anfange des Frühlings 1790 stieg er, während die verschiedenen Truppenabtheilungen die Macht des Feindes zu Lande beschäftigten, an Bord seiner Scheerenflotte und bekämpfte am 15. Mai eine russische Flotte, mit großem Verluste derselben, unter den Kanonen von Friedrichshamn; „die Russen — berichtete er selbst unterm 17. Mai — haben achtundvierzig bewaffnete Fahrzeuge verloren, dreiundzwanzig haben wir davon gerettet. Ich glaube, unsere Schlacht mit der bei Tschesme vergleichen zu können.“ Er gedachte, wenn sein Bru-

*) Die früher gemachte Unterscheidung war gewiß in vielen Fällen nicht zweckmäßig; denn politisch kann etwas ein Vertheidigungskrieg sein, was militärisch ein Angriffskrieg wird.

der, der Herzog Karl von Südermanland, die russische Flotte vor Reval würde geschlagen haben, mit ihm vereinigt vor Kronstadt und Petersburg zu erscheinen, um den Kern des schwedischen Heeres daselbst ans Land zu setzen.

Allein der eine Theil der Absicht mißglückte. Die russische Flotte bei Reval litt zwar in dem Kampfe viel (14. Mai), aber die angreifende schwedische litt noch mehr, und Herzog Karl mußte seine Schiffe erst wieder ausbessern lassen, bevor er nach der Höhe von Kronstadt segeln konnte. Hier griff er am 3. Juni die große russische Kriegsflotte an. Der Kanonendonner, der Petersburg und seine Kaiserin schreckte, war für Gustav das freudige Zeichen, herbeizueilen mit der Scheerenflotte, und sich mit seinem Bruder zu verbinden. Die Schweden fochten, um Alles zu gewinnen; die Russen, um nicht Alles zu verlieren. Drei Tage nach einander ward das Gefecht fortgesetzt; aber Karl mit seinen einundzwanzig Linienschiffen und acht Fregatten konnte zuletzt doch nicht verhindern, daß die russische Flotte aus Reval, welche hatte vernichtet werden sollen, zu der hier angegriffenen stieß. Nun bildete die russische Seemacht durch eine Zahl von dreißig Linienschiffen und achtzehn Fregatten eine Uebermacht, durch die sowohl der Herzog als der König — der einige Meilen von Petersburg, zum Schrecken der Hauptstadt, wirklich einige Truppen gelandet hatte — in der Bucht von Wiborg eingesperrt wurden. Der, welcher noch vor wenigen Tagen dem russischen Reiche den Umsturz gedroht, sah sich nun plötzlich mit seiner ganzen Seemacht von den beiden russischen Admiralen, Tschitschagow und Kruse, und von der russischen Scheerenflotte unter Nassau, in Schach gehalten und matt gesetzt. Zugleich trat bei ihm ein gänzlicher Mangel an Mundvorrath ein, so daß Katharina ihrem Feinde zu seinem Unterhalt Lebensmittel und Wasser sandte, welches dieser mit seinen Kriegern theilte. Es blieb zuletzt dem Könige kein anderes Mittel übrig, als sich durchzuschlagen, wenn er nicht capituliren wollte. Er war entschlossen, Alles aufs Spiel zu setzen, um sich nicht unter das Joch der Kaiserin zu beugen; und in diesem Entschluß ward er nicht geschreckt durch das Gefährliche, das die Ausführung unmittelbar für seine Person haben mußte, da die Russen, in der Voraussetzung, die große Flotte werde den Versuch gar nicht erst machen wollen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die schwedische Scheerenflotte richteten. Das Wagstück wurde am 3. Juli 1790 unternommen. Gustav, mit aufgesteckter Königsfahne, führte das Vordertreffen; er erzwang sich durch das kühnste Manöver einen Durchzug, den der Feind für unmöglich hielt, über Sandbänke und

durch die feindlichen Schiffe. Gegen die Schaluppe, worauf er sich befand, waren die Schüsse von zwei Linienschiffen eine halbe Stunde lang gerichtet, und einem Ruderer dicht neben ihm wurden beide Arme abgeschossen. Dennoch kam er am Bord einer Galeere noch einmal wieder, um den zurückgebliebenen Theil der Schiffe nachzuholen. Von den beiden Fahrzeugen, auf welchen er sich in der Schlacht befunden hatte, ward das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt; er selbst rettete sich mit Mühe auf einem beschädigten Boote nach Swenskasund zu seinen schon geborgenen Schiffen, auf denen sich bereits das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte. Der Verlust, den die Schweden erlitten, war groß. Sieben Linienschiffe, drei Fregatten, einunddreißig Schiffe von der Scheerenflotte, und nahe an 7000 Gefallene oder Vermißte waren der Preis ihrer Rettung gewesen. Hatte daher auch die tapfere That Gewähr geleistet für ihren Muth, und hatte gleich der größte Theil der Scheerenflotte eine Zuflucht im Swenskasunde gefunden: so schien doch auf den übriggebliebenen Trümmern ihrer Seemacht keine Hoffnung bestehen zu können.

Am 9. Juli erschien Nassau vor Swenskasund. Der König, der vor dem Kriege in der Versammlung der Stände geschworen hatte, daß seine Hand verdorren solle, ehe sie etwas dem Reiche Schimpfliches unterzeichne, raffte nun seine letzten Kräfte zu einem Verzweiflungskampfe zusammen, und es gelang ihm, in demselben den Sieg zu erringen. Die Russen wurden, bis zur Vernichtung ihrer Scheerenflotte, geschlagen, fünfundfunfzig Schiffe und 643 Kanonen fielen in die Hände der Schweden; der größte Gewinn aber war die Gelegenheit, die der König erhielt, den Frieden zu suchen, nach welchem er längst verlangt hatte. Schon am 21. Mai hatte er geäußert: „Unser Feldzug ist glänzend gewesen, und bei alle dem seufze ich nach Frieden. Er ist das Ziel aller meiner Wünsche, ob wir gleich weiter davon entfernt sind, als von Petersburg." Durch einen gefangenen Cabinetssecretär, den er nach Petersburg zurückschickte, äußerte er friedliche Gesinnungen, die sogleich bei der Kaiserin günstige Aufnahme fanden. Es war ihr Alles daran gelegen, diesen Gegner zur Ruhe zu bringen, um dann gegen Preußen, welches ihm Hülfe versprochen, aber zu lange gezögert hatte, freie Hand zu gewinnen. Gustav fühlte seine Erschöpfung und die Unmöglichkeit, den Riesen allein zu bezwingen, den er, in irriger Zuversicht auf die Gültigkeit der Gleichgewichtslehre und auf die Verheißungen ihrer Meister, übereilt angegriffen hatte. So kam der Friede zu Werelä am Kymenefluß, am 14. August 1790, ohne lange Unterhandlung zu Stande. Die erste

Bedingung desselben ließ die Grenzen beider Reiche auf dem alten Fuße; die zweite, in welcher Schweden die Erlaubniß erhielt, jährlich für 50,000 Rubel Getreide aus der Ostsee zu holen, blieb die karge, aber sehr theuer erkaufte Entschädigung für jene kornreichen Länder, um deren Wiederbesitz vergeblich gerungen worden war.

---

22. Gustav's Ende.

Die Wiederkehr des Königs in seine Hauptstadt wurde durch glänzende Feierlichkeiten verherrlicht; aber weder Festes- noch Redeprunk war im Stande, über die verderblichen Folgen des Krieges zu täuschen. Eine schwere Schuldenlast drückte das Königreich, und in den Gemüthern der Nation nahm mehr und mehr Unzufriedenheit gegen einen König überhand, der keine höhere Aufgabe als Befriedigung persönlicher Eitelkeit zu kennen schien, der wenigstens die errungene Selbstmacht weniger zum Glücke seines Volks als zu dem Versuche, unfruchtbare Kriegslorbeeren zu ernten, angewandt hatte. Daß die Häupter des finländischen Aufstandes, die ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, vom Könige begnadigt wurden, besserte die Stimmung gegen ihn wenig. Nicht der Adel allein hegte grollenden Unwillen; sondern auch bei den übrigen Ständen, mit deren Hülfe Gustav's Schlauheit und Ueberredungskunst noch im Jahre 1789 die unumschränkte Gewalt zu erlangen wußte, hatte er nun Liebe und Vertrauen verloren. Dies zeigte sich deutlich auf dem Reichstage, den er im Januar 1792, um das zerrüttete Geldwesen zu ordnen, nach Gefle berufen hatte. Alle Stände waren einig und zeigten, ungeachtet der König seiner Gewohnheit nach den Reichstag mit Bewaffneten umgeben hatte, unerschütterlichen Widerstand.

Das geschah um so mehr, als man ihn im Verdacht hatte, daß er sich zu einem neuen, die Kräfte des Staats weit übersteigenden Unternehmen anschicke. Dieselbe Kaiserin von Rußland, die er kurz vorher auf Tod und Leben bekämpft hatte, war nun sogar, seit dem 19. October 1791, seine Bundesgenossin, und Rußland's Heere, Flotten und Schatzkammern (so verhieß das Bündniß) standen zur Hülfe Schweden's bereit.

Während jenes Krieges war nämlich die französische Revolution

zum Ausbruch gekommen, und die Ansichten der Höfe hatten dadurch plötzlich eine veränderte Richtung erhalten. Katharina und Gustav wurden Freunde, indem sie in den französischen Vorgängen eine gemeinsame Gefahr erkannten. Ueberdies erblickte Gustav's unruhiger Ehrgeiz in dem Unglück des Königs von Frankreich eine Gelegenheit zu neuen Ritterthaten. Der Gedanke, an der Spitze eines allgemeinen Fürstenbundes Ludwig XVI. in die verlorenen Rechte wieder einzusetzen, berührte seine Einbildungskraft von der empfänglichsten Seite. „Ich halte es für den größten Ruhm," schrieb er, „einem Sohne Frankreich's zu helfen, obgleich man mich, den ältesten Bundesgenossen Frankreich's, der Gnade meiner Feinde überlassen hat." — „Ich fühle mich," schrieb er von Aachen aus, wohin er sich im Mai 1791 begeben hatte, um die Revolution in größerer Nähe zu beobachten, „von hinreichendem Muthe beseelt, Alles zu wagen, und wenn mir der Himmel diesen Ruhm aufbewahrt, kann ich mit der ehrenvollen und gerechten Rolle zufrieden sein, die ich gespielt habe. Selbst Unglück wird mir erträglich scheinen. Sie werden diese Sprache düster finden," fügte er hinzu, „aber sie ist den Umständen angemessen und der Aussicht auf die Erbitterung, welche Personen zeigen werden, von denen ich bessere Gesinnungen erwarten zu können hoffte, wenn ich sie mit der Ergebenheit des französischen Adels für einen König vergleiche, der sie ihm so wenig vergilt." Gustav schrieb diesen Brief vor dem Reichstage zu Gefle, der ihm die Geldmittel zu seinem Unternehmen verschaffen sollte.

Sein sorgenvolles Gemüth hatte richtig geahnt. Der dem Reichstage gethane Vorschlag, für eine Anleihe von zehn Millionen, die bei Rußland zur Ausführung gewisser Plane gemacht werden sollte, Gewähr zu leisten, wurde einmüthig verworfen, und der Reichstag am 24. Februar 1792, nach kaum einmonatlicher Dauer, entlassen, nachdem er zur Tilgung der durch den letzten Krieg entstandenen Schulden einen Termin von zehn Jahren bestimmt hatte. Eine schreckliche Erbitterung herrschte unter der Partei des Adels gegen den König; die wilden Grundsätze, die zu derselben Zeit von Paris aus über Europa erschollen, machten die Gemüther für gewaltsame Maßregeln empfänglicher, und minderten die Scheu vor dem Aeußersten. Mehrere vornehme Personen (die Grafen Horn und Ribbing, der Freiherr Bielke, der General Pechlin, der Oberst-Lieutenant Liljehorn, der Major von Hartmannsdorf und Andere) verschworen sich daher, den König zu ermorden und alsdann die von ihm eingeführte Staatsverfassung wieder umzustürzen. Zur Ausführung des Mordes erbot sich Jakob von Ankarström, ein ehe-

maliger Gardeofficier, wegen erlittener ungerechter Behandlung persönlich gegen Gustav erbittert. Nach mehreren mißglückten Versuchen ward (in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792) das Verbrechen auf einem Maskenballe vollzogen. Gustav war vorher durch den Brief eines Mitverschwornen gewarnt worden; der Brief schloß mit den Worten: „Ich hasse Sie, Sire, aber ich verabscheue den Meuchelmord." Der König aber hatte die Warnung verachtet. In dem Augenblicke, wo er, seine Loge verlassend, den Saal betrat, ward er von einer großen Anzahl von Masken umringt und im Rücken von einem tödtlichen Schusse getroffen. Er starb elf Tage nachher, am 29. März, im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters. Der Plan der Verschwornen, die Regierungsform zu verändern, wurde durch die Veranstaltungen, die der König in seinen letzten Lebenstagen treffen konnte, vereitelt; sein Bruder, Herzog Karl von Südermanland, übernahm die Regentschaft für den minderjährigen König Gustav IV. Wiewohl daher die kriegerischen Entwürfe gegen Frankreich sogleich aufgegeben wurden, so erhielt sich doch in Schweden die von Gustav III. hergestellte Königsmacht aufrecht. Aber das Parteiengetriebe stand nicht still, und das auf allzu neuem Grunde ruhende Thronrecht des Hauses Holstein erlangte keine rechte Festigkeit in den Gemüthern der Nation.

Gustav's Mörder, Ankarström, wurde durch das Messer, womit er, im Fall der Schuß fehl ginge, die That hatte vollziehen wollen, und welches er im Gedränge fallen ließ, verrathen. Er ward, nach einem kurzen Processe, am 29. April 1792 zum Tode der Enthauptung mit vorgängiger Ruthenstreichung verurtheilt. Die übrigen Mitschuldigen, deren Ueberführung durch die standhafte Weigerung des Thäters, ihre Namen zu nennen, verhindert ward, kamen mit dem Loose der Verbannung davon.

---

23. Preußen unter Friedrich Wilhelm II.

Friedrich's Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., der Sohn des am 12. Juni 1758 verstorbenen Prinzen August Wilhelm, war am 25. September 1744 geboren, und demnach bei seiner Thronbesteigung fast 42 Jahre alt. Mit natürlichem Verstande und wohlwollendem Herzen begabt, hieß er den Gedanken willkommen, daß das

Wohl des Staates mit der Wohlfahrt des Volkes noch mehr in Einklang gebracht werden könne, als es unter seinem großen Vorgänger der Fall gewesen war.

Das in der Ferne bewunderte Regierungssystem Friedrich's hatte nämlich für die Regierten auch drückende Seiten; das Heer und der Schatz, die Pfeiler der politischen Größe Preußen's, galten dem Herrscher für die Grundlagen des Staats, und nahmen die Kräfte desselben dergestalt in Anspruch, das dem preußischen Volke die Vortheile des langjährigen Ruhestandes, dessen Deutschland nach dem Hubertsburger Frieden genoß, weniger als den andern Deutschen zu Gute kamen. Die Monarchie glich einem Lager zur Zeit eines vorübergehenden Stillstandes. Ungeachtet die Truppen zum stehenden Dienst meist aus angeworbenen Ausländern bestanden, war doch der einheimische Bauer und gewerbetreibende Städter für die besten Jahre des Lebens zum gemeinen Kriegsdienst verpflichtet; der gemeine Krieger einer harten, nach Maßgabe des Charakters der Befehlshaber auch wohl barbarischen Zucht unterworfen; der Officierstand nur dem Adel zugänglich. Im Kriege waren die Auflagen nicht erhöht worden; im Frieden wurden es die Zölle von ausländischen Waaren. Aber drückender als der Betrag der Erhöhung war die Form der Erhebung, besonders seitdem der König, auf den Rath des französischen Generalpächters Helvetius, Finanzmänner aus Frankreich kommen ließ, denselben eine neue Einrichtung des Zollwesens nebst der Verwaltung übertrug, und, nach ihrem Verlangen, einen großen Theil der Beamtenstellen mit herbeigerufenen Franzosen besetzte. Der ohnehin verwickelte Geschäftsgang wurde für die deutschen Bürger und Bauern durch die Sprache und Sinnesart dieser Fremden doppelt beschwerlich. Friedrich legte aber auf die wider die Regie — so hieß die Zollbehörde — erhobenen Klagen kein Gewicht, weil er hohe Zölle und Strenge bei Erhebung derselben nicht nur seinen Finanzen, sondern auch dem Wohlstande und der Erwerbsthätigkeit der Unterthanen für zuträglich hielt. Denn das Zollwesen diente zugleich zur Aufrechterhaltung der Handelssperren und Waarenverbote, welche, nach den damaligen Grundsätzen der Staatswirthschaft, das Volk verhindern sollten, Geld für Fabrikate und Waaren ins Ausland zu schicken. Unter den letztern hatte besonders der Tabak und der Kaffee die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Um der Nation diese entbehrlichen Genußmittel zu verleiden, eignete er den Handel mit beiden Artikeln sich selbst zu, und stellte hohe Preise. Der Kaffee wurde überdies nur an Personen der höhern Stände, und auch an diese nur unter lästigen Formen, verkauft. Der

Ritterschaft des Fürstenthums Halberstadt, die sich hierüber, als über einen Eingriff in ihre Privilegien beschwerte, ließ er den Bescheid ertheilen: „Zu der Zeit, da sie ihre Privilegien erhalten, ist der Kaffee noch nicht dagewesen; es geschieht denselben also kein Eingriff. Uebrigens ist Seine Majestät höchstselbst in Ihrer Jugend mit Biersuppen erzogen worden; mithin können die Leute dorten eben so gut damit erzogen werden"*). Der Wunsch Friedrich's, eine Waare, die ihm der Volkswohlfahrt nachtheilig schien, aus dem Lande zu schaffen, war so lebhaft, daß diejenigen Kaufleute, die sich erboten, die Ausfuhr derselben zu bewerkstelligen, ansehnliche Vergütigung erhielten, was die Folge hatte, daß der Kaffee in großen Massen öffentlich ausgeführt und heimlich wieder eingebracht wurde. Ueberhaupt erreichte die wohlmeinende Absicht ihren Zweck nicht; es wurde nur der Schleichhandel befördert, und in der Meinung des Volks dem Uebertreter der Zollgesetze das Entehrende genommen. Auf jeder Landstraße, an jedem Stadtthore gab es Krieg zwischen den Zollbeamten und dem Volke; wie in älteren Zeiten eine Glaubensmeinung, so machte ein Stück Zeug zum Verbrecher. Erörterungen über die Zweckmäßigkeit dieser Gesetzgebung fanden nicht statt; Friedrich, der sogar von seinen höhern Staatsdienern unbedingte Unterwürfigkeit forderte, hätte nimmer in Druckschriften Untersuchungen über die Grundsätze und Maßregeln seiner Verwaltung geduldet. Die öffentliche Meinung konnte sich daher nur in einzelnen Aeußerungen und in Schmähschriften aussprechen, ein ruhiges Urtheil über diese Gegenstände aber sich nicht ausbilden. Schlözer in Göttingen, der in einer weit verbreiteten politisch-statistischen Zeitschrift die Mißgriffe der kleineren Reichsfürsten und Republiken schonungslos aufdeckte, schwieg über die Mächtigen, welche lange Hände hatten.

Es war eine der ersten Handlungen des neuen Königs, durch Aufhebung der Regie und durch Entfernung der französischen Beamten einen Gegenstand des öffentlichen Unwillens aus dem Wege zu räumen. Der Taback- und Kaffeehandel wurde wieder freigegeben, und damit ein Theil der widrigsten Beschränkungen des Verkehrs, der gehässigsten, die bürgerliche Freiheit gröblich verletzenden Nachforschungen und Quälereien beseitigt. Bei dem Streite aber, der von den Freunden der seitherigen Einrichtungen erhoben wurde, als zur Deckung des Ausfalles eine neue Auflage auf die ersten Lebensbedürfnisse gelegt werden mußte,

*) Rescript von 18. September 1779, im Deutschen Museum 1780 Bd. I. S. 166.

traten zum ersten Male Gegenstände dieser Art vor das Gericht des Publikums, und freiere Ideen über Staatswirthschaft und Abgabenwesen kamen in Umlauf. Mehrere das Heerwesen betreffende Verfügungen über Bekleidung, Verpflegung und Behandlung der Soldaten zeigten besseren Geschmack und einen menschlichern, gerechteren Sinn als der war, der zuvor gewaltet hatte. Manche in den letzten Jahren aus allzu ängstlicher Sorge für den Schatz begangene Härte wurde ausgeglichen und vergütigt, überhaupt mehrfaches Gute für Wissenschaft, Kunst und Landesverbesserung gethan. Im Wesentlichen zwar blieb das von Friedrich ausgebildete Verwaltungswesen, weil weder die innern noch die äußeren Antriebe stark genug waren, Friedrich Wilhelm II. zum Umbildner des Staates zu machen, den er mit der ganzen Zeitgenossenschaft für einen höchst vollkommenen hielt; aber der neue Geist that sich als ein milderer kund, und ungeachtet mancher Schwächen, welche an Friedrich's Nachfolger viel härter gerügt worden sind, als weit größere an sehr gefeierten Königen, zeigte sich doch das vortheilhafte Ergebniß, daß der gemeine Wohlstand zunahm, seitdem die Geldkräfte des Staats nicht mehr müßig in der Schatzkammer lagen, daß der verminderte Druck der Abgaben-Erhebung erfreulich auf den Verkehr wirkte, und daß überhaupt die Nation freier athmete, als unter dem schwülen Himmel des letzten Friedrich'schen Jahrzehends.

Von Allem, was während dieser ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. im Innern des Staates geschah, ragt am meisten der Versuch hervor, der Glaubenslehre der evangelischen Kirche durch ein Staatsgesetz Sicherheit gegen die Folgerungen des theologischen und wissenschaftlichen Forschungstriebes zu verschaffen.

Nachdem die Reformation das äußere Band der Glaubenseinheit aufgehoben hatte, war bald das Bedürfniß eingetreten, einen festern Boden für die religiöse Ueberzeugung der Gemeinden zu gewinnen. In Folge dessen hatte die jüngere Kirche das geschriebene Wort zu ihrer Grundlage gemacht, und ihren Mitgliedern strengen Gehorsam unter diejenigen Lehrsätze und Glaubensformeln auferlegt, die sie für schriftmäßig erklärte. Länger als zwei Jahrhunderte ward der Geist der Deutschen innerhalb dieser Schranken gehalten, bis der Trieb nach Geistesfreiheit, wie vormals wider den Druck des römischen Kirchenthums, auch wider die Bollwerke des evangelischen Zions sich auflehnte. Die Fortschritte der Wissenschaften und insbesondere des philosophischen Denkens, sowie andererseits die gelehrten Untersuchungen der Theologen, namentlich diejenigen, die der Hallische Theologe Semler über den

Kanon und den Text der biblischen Bücher anstellte, führten das wissenschaftliche Urtheil zu Folgerungen, mit welchen die zeitherige Voraussetzung, daß die Grundlage des Lehrbegriffes unerschütterlich sei, sich nicht mehr vertrug. Von einem andern, dem größern Kreise der Gebildeten näheren Standpunkte bekämpfte eine Verbindung von Schriftstellern, an deren Spitze der Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai als Herausgeber einer weit verbreiteten Gelehrten-Zeitung (der Allgemeinen Deutschen Bibliothek) stand, vornehmlich den christlichen Glaubensartikel von der Gottheit des Sohnes. Lessing, dem diese Partei der Aufklärung, wie sie sich nannte, in vielen, aber nicht in allen Beziehungen zusagte, arbeitete ihr durch Herausgabe der Wolfenbüttelschen Fragmente in die Hände; und ein herausfordernder theologischer Schriftsteller, Karl Friedrich Bahrdt, machte auch den großen Haufen mit der neuen Lehre bekannt, daß das Christenthum eine menschliche Stiftung, und der seinen Ursprung umgebende Glanz der Wunder und Weissagungen eine Zuthat seiner Geschichtschreiber sei. Schriften dieser Art würden im übrigen Deutschland keinen Weg in den Druck gefunden haben, im preußischen Staate aber war die Verbindung Friedrich's mit Voltaire und die Kunde von seinen eigenen, dem Christenthum nicht günstigen Privatmeinungen der Verbreitung ähnlicher Denkungsart in den höhern Kreisen sehr förderlich geworden; die mit der Censur solcher Schriften beauftragten Beamten trugen Bedenken, mit den Wortführern der Aufklärung in Streit zu gerathen und dem König als Verfechter der Altgläubigkeit bekannt zu werden.

Friedrich Wilhelm II. aber dachte hierüber ganz anders, viel alltäglicher und beschränkter als sein genialer Vorgänger. Es war ihm bequemer, die Wahrheit der Kirchenlehre unangezweifelt zu lassen, und er hielt es für eine seiner Königspflichten, sie gegen die Lehre der Neuerer in Schutz zu nehmen. Nachdem er daher einen Mann altgläubiger Gesinnung, den geheimen Finanzrath von Wöllner, an die Spitze der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten gestellt hatte, betrat er, im grellen Widerspruch mit der ganzen Richtung seiner Zeit und mit den geläuterten Anschauungen der eben damals in seinen eigenen Staaten aufstrebenden Kantischen Philosophie, die Bahn der religiösen Reaction. Am 9. Juli 1788 vollzog er ein von Wöllner entworfenes berüchtigtes Edict, welches der Aufklärung gradezu den Krieg ankündigte, und den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung verbot, sich auf der Kanzel und dem Katheder Abweichungen vom Lehrbegriff und von den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche zu erlauben; obwohl die

innere Ueberzeugung nicht gezwungen, und Keinem, der sie für sich behalte, ein Leid zugefügt werden solle. Die Darstellung der Willensmeinung des Königs war begreiflicherweise nicht im Stande, der Unterscheidung zwischen dem Glauben der Kirche und dem Privatglauben der Geistlichen Eingang zu verschaffen. Die Mehrheit der Letzteren betrachtete die Hinweisung auf diesen Unterschied und die Verpflichtung, sich der Erörterung der Lehre zu enthalten, als Verpflichtung zur Heuchelei; sie meinten, das Recht zu haben, an der Gesammtüberzeugung der Kirche, trotz der früheren unveränderten und daher veralteten Satzungen, trotz der Agenden, Liturgien, Kirchenlieder und Katechismen, lebendig mitwirken und mitweben zu dürfen. Die Wortführer säumten nicht, in zahlreichen Gegenschriften bemerkbar zu machen, daß das Edict mit der Lehrfreiheit, aus welcher die protestantische Theologie und Kirche hervorgegangen war, im Widerspruch stehe. Und in der That war bei Abfassung desselben völlig übersehen worden, daß auf alle Fälle für die wissenschaftliche Behandlung der Theologie und für den akademischen Lehrvortrag nicht dieselben Schranken wie für Predigt und Schulunterricht gesetzt werden können, wenn dem in der Kirche waltenden Geiste die Freiheit verbleiben soll, die ihm im Sinne des evangelischen Bekenntnisses gebührt. Wöllner und seine Räthe wußten den Einwürfen der Opposition nichts Triftiges entgegenzusetzen. Was sie auf ihren früheren untergeordneten Standpunkten für eine ganz leichte Sache gehalten hatten, im Besitze der Ministerialgewalt die Herrschaft der alten Glaubenslehre wieder aufzurichten und alle Gegner derselben zum Gehorsam zu bringen: das zeigte sich bei der Ausführung mit Schwierigkeiten verbunden, denen weder ihre geistige Kraft noch ihre Amtsgewalt gewachsen war. Um Glaubensmeinungen zu bewachen und zu bestrafen, hätte es eines Glaubensgerichtes bedurft. Eine theologische Ober-Prüfungs-Commission sollte zwar die Stelle eines solchen vertreten; es standen ihr aber keine eigentlichen Machtmittel zu Gebote, und ihren Versuchen, sich geltend zu machen, wurde von den andern Staatsbehörden mit Widerwillen und Nichtachtung begegnet. Dergestalt blieb das Religions-Edict ohne Erfolg für den Zweck, für welchen es gegeben worden war, und der durch dasselbe erregte Streit wurde bald von stärkeren, politischen und literarischen Interessen verschlungen. Nichts destoweniger führte es zu einer Menge von widerwärtigen Verfolgungen und Chicanen, unter denen auch Kant zu leiden hatte und auf Jahre hinaus in seinem großartigen Wirken gelähmt ward.

24. Der preußische Kriegszug nach Holland.

Der Fürstenbund, mit dessen Stiftung Friedrich seine politische Laufbahn geschlossen hatte, stellte den preußischen Monarchen an die Spitze des mächtigsten Theiles der deutschen Reichsfürsten, und erschien Vielen als Anfangspunkt eines neuen Zeitalters der deutschen Geschichte. Aber diese großen Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Da Kaiser Joseph die ihm beigemessene Absicht, sich auf Unkosten des Reiches zu vergrößern, nicht weiter verfolgte, sondern seine ganze politische und militärische Thätigkeit dem Bündnisse mit Rußland und dem in Folge desselben ausbrechenden Türkenkriege widmete, überdies auch mit dem Widerstande vollauf zu thun hatte, den seine Reformen in Ungarn und in den Niederlanden erregten, so erhielt der Fürstenbund gar keine Gelegenheit, seine Lebenskraft zu bethätigen und sank in Vergessenheit, als Preußen mit dem Selbstvertrauen einer Macht, die sich vor Niemand zu fürchten brauche und fremder Hülfe nicht bedürfe, in Verhältnisse einschritt, auf die der Bund eigentlich keine Anwendung fand.

Das geschah zuerst in Holland. In diesem Freistaate bestanden zwei Parteien: die Oranische, welche die Macht der Erbstatthalterschaft zu erhalten und gelegentlich zu erweitern strebte; und eine ständische oder patriotische, in welcher die Abneigung gegen das regierende Haus sich mit einem grimmigen Hasse gegen England, den Feind und Zerstörer der holländischen Handelsgröße, verschmolz. Die letztere Partei, die ihren Hauptsitz unter den Kaufleuten der großen Städte, besonders in Amsterdam, hatte, und unter der kraftlosen Verwaltung des Erbstatthalters, Wilhelm's V., in den Generalstaaten ins Uebergewicht kam, schloß an Frankreich sich an, und brachte es dahin, daß die Republik an dem Kriege Theil nahm, der von Frankreich zur Befreiung Nordamerika's wider England geführt ward. Der für Holland höchst unglückliche Gang und Ausgang dieses Krieges steigerte die Erbitterung gegen den mit England befreundeten Erbstatthalter, wider dessen Willen er unternommen worden war. Man schrieb die erlittenen Unfälle seinen Einwirkungen und absichtlich fehlerhaften Maßregeln zu und legte ihm besonders den Plan zur Last, durch Begünstigung der Landmacht das Seewesen in Verfall zu bringen, und so die Republik seinen Freunden und Beschützern dienstbar zu machen. Kecke Zeitungsschreiber und eifernde Kanzelredner vermehrten die Gährung. Bald standen überall patriotische Bürgermilizen unter den Waffen und blutige Auftritte folgten.

Die Truppen des Erbstatthalters wurden überwältigt, seine Freunde beschimpft und verjagt, und er selbst, im Jahre 1786, nach Verlust seiner Würden und Aemter genöthigt, den Haag zu verlassen und sich nach Nimwegen zu begeben.

Für Preußen konnten diese Vorgänge nicht gleichgültig sein. Die alte Familienverbindung mit dem Hause Oranien war durch Vermählung des Erbstatthalters mit einer preußischen Prinzessin, der Schwester Friedrich Wilhelm's, erneuert worden, und schon Friedrich hatte sich bewogen gefunden, vermittelnde Zuschriften an die Generalstaaten zu richten. Aber seine Abneigung gegen England, sein kränkliches Alter, auch wohl die in ihm vorherrschende Ueberzeugung, daß der Erbstatthalter als Staatsbeamter der Verfassung gemäß zu handeln verpflichtet gewesen sei, und sich aus deren Verletzung entsprungene Unannehmlichkeiten selbst beizumessen habe, hinderten eine wärmere Theilnahme. In desto höherem Grade bezeugte dieselbe Friedrich Wilhelm, als Bruder der Erbstatthalterin von dem Unglücke dieses Hauses näher betroffen, und nicht, wie Friedrich, gegen England's Verheißungen und Rathschläge durch eingewurzelten Widerwillen verschlossen. Lebhafte Verwendungen ergingen daher gleich nach der Thronbesteigung. Noch hemmte die Rücksicht auf das mit den Patrioten verbündete Frankreich allzu rasche Entschlüsse, bis die Kunde von der zunehmenden Geld= und Rathlosigkeit des französischen Cabinets alle Besorgnisse von dieser Seite aufhob, und ein, wahrscheinlich mit Absicht herbeigeführter außerordentlicher Vorfall den Familienstolz des Königs verletzte. Die Erbstatthalterin ward auf einer Reise, die sie höchst unerwartet von Nimwegen nach dem Haag unternahm (Juni 1787), von den Patrioten angehalten, und von Bürgermilizen wie eine Verhaftete zurückgeführt. Solche Verletzung des Anstandes gegen eine Fürstin schien damals unerträgliche, ihrem ganzen Hause zugefügte Schmach, die der König, als Bruder und Familienhaupt, nicht ungestraft lassen dürfe, und ein preußisches Heer von vierundzwanzigtausend Mann unter dem Herzoge Karl Ferdinand von Braunschweig zog sich in Westphalen zusammen. Frankreich drohte zwar mit einem Lager, das bei Givet an der Maas zum Schutze der Republik gebildet werden sollte; da es aber bei der Drohung blieb, so drangen im September 1787 die Preußen über Nimwegen und Arnheim in das holländische Gebiet ein. Sie fanden fast keinen Widerstand. Die Parteihäupter erwiesen sich feigherzig und kopflos, die Mannschaften lösten sich auf, die versuchte Oeffnung der Schleusen mißglückte wegen Mangels an Wasser, die Festungen ergaben sich fast ohne Gegenwehr,

und vier Wochen nach dem Einmarsche war selbst Amsterdam in den Händen der Sieger. Die Eroberung des niederländischen Freistaats, an welche Philipp II. und Ludwig XIV. die Kräfte ihrer Großreiche vergeblich gesetzt und die Erfolge so vieler Feldzüge verloren hatten, war Friedrich Wilhelm II. durch Absendung eines mäßigen Heerhaufens im Verlaufe eines einzigen Monats gelungen.

Das gute Glück Preußen's hatte einen anfangs unwichtigen Handel zu einem Schicksalsmomente erhoben, den ein politisches Genie an der Spitze des Staats zur Begründung großer Verhältnisse benutzt haben würde. Wäre dieses zu Deutschland gehörige, widernatürlicher Weise von demselben losgerissene Niederland damals, da das Glück es in die Hände einer deutschen Hauptmacht gegeben, durch Besetzung seiner Festungen in Abhängigkeit erhalten, und unter zweckmäßigen Formen in die rechte Stellung zur deutschen Nation gebracht, der Rheinstrom von seiner schimpflichen Sperre befreit worden: so hätte sich Preußen zum wahrhaften Mehrer und Vertreter des Reichs gemacht, und politische, militärische und merkantilische Vortheile von unübersehbarem Werthe erworben. Im Fürstenbunde war der Punkt gegeben, an den sich eine neue Gestaltung der germanischen Dinge anknüpfen ließ. Frankreich's politische Nichtigkeit war durch sein Betragen bei Holland's Unterwerfung entschieden, Rußland und Oesterreich verwickelten sich in einen Türkenkrieg, und England war zu Lande nun stark durch die Macht, die Preußen ihm lieh. Wurde diese Gunst der Umstände benutzt und die Sache in einem großen, über kleinliche Selbstsucht erhabenen Sinne ausgeführt, so konnte Deutschland nicht blos für immer von dieser Seite gegen Frankreich gedeckt werden, sondern auch Schifffahrt, Seemacht und selbstständigen Handel zurückerhalten, die ihm vornehmlich durch die naturwidrige Absonderung des Niederlands, in welchem sein Hauptstrom sich mündet, verloren gegangen sind. Aber der politische Genius, der Preußen zu Deutschland's Hort erheben konnte, fehlte. Für Herzberg, der die äußern Angelegenheiten der Monarchie leitete, war es der höchste Gesichtspunkt, Holland als Brücke zu gebrauchen, um eine Verbindung Preußen's mit England zu Stande zu bringen, und auf dieselbe ein Schiedsrichteramt Preußen's über das mittlere Europa zu gründen; der König aber fand sich durch den Gedanken befriedigt, daß die Ehre seines Bluts gerächt worden sei.

In der That war die Herstellung des Erbstatthalters in alle seine vorigen Rechte und Würden das einzige Ergebniß des kühn unternommenen und überglücklich ausgeführten Zuges. Der Heerd der Unruhen

wurde durch keine wesentliche Veränderung der Verfassung beseitigt, der preußische Einfluß auf keiner dauerhaften Grundlage festgestellt. Mehrere der nicht entflohenen Parteihäupter wurden verbannt; aber wie die Oranier jetzt durch Preußen gesiegt hatten, so konnten ihre Gegner nächstens durch Frankreich oder Oesterreich Wiedervergeltung üben. Aus übelberechneter Großmuth wurde selbst das Nächste verabsäumt. Die Preußen räumten Holland, ohne daß die reichen Kaufleute die Kosten des Krieges bezahlen durften, ohne daß ihnen auch nur der Erlaß einer bedeutenden Schuldforderung, die sie auf Grund einer alten, vom kaiserlichen Hofe auf Schlesien gemachten Anleihe an Preußen stellten, aufgelegt ward. Die Holländer spotteten wohl der durch Hunger abgemergelten Krieger, die sich mit einem bettelhaften Solde behelfen mußten, und klagten sie zugleich vor Europa's Richterstuhl an, weil einige derselben Almosen zu einer Labung erpreßt, und ein preußischer Commandant bei dem Bürgermeister einer Stadt, deren Ergebung durch einen Bombenschuß bewirkt worden war, ein Paar Tage freie Tafel gehalten hatte*).

Allerdings ward ein Bündniß zwischen Preußen und der Republik (am 15. April 1788) abgeschlossen; aber bedeutungslose, für Preußen ganz unnütze Gewährleistungen des dermaligen Zustandes bildeten den Inhalt desselben. Des Rheins geschah keine Erwähnung; die Handelsverhältnisse wurden mit der Aussicht auf einen künftig zu errichtenden Vertrag und mit der schwankenden Zusage abgefunden, daß beide Staaten sich gegenseitig auf den Fuß der am meisten begünstigten Nationen behandeln wollten. Das war Alles, was sich Preußen durch seinen Glücksstern zuführen ließ. Der zweideutige Kriegsruhm aber, den das Heer aus diesem unblutigen Feldzuge heimbrachte, sollte ihm zu großem Verderben gereichen; denn er erzeugte den nachmals so hart gestraften Wahn von dem gänzlichen Unvermögen der Völker, sich gegen ein regelmäßiges Kriegsheer zu behaupten, und von der besondern Unwiderstehlichkeit der preußischen Waffen. Für den französischen Hof hatte das feigherzige Benehmen, womit er seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche ließ, nicht minder unglückliche Folgen, weil es viel dazu beitrug, ihm die Achtung seiner eigenen Nation zu entziehen, die ja für politische Eitelkeit mehr als jede andere empfänglich war.

*) Die Preußen, vor Europa's Richterstuhl angeklagt, von einer Gesellschaft Zeugen und Schlachtopfer ihres Einbruchs in Holland. Köln 1789. S. 89 u. 38.

25. Preußen als Beschützer des europäischen Gleichgewichts.

Alle Vortheile, welche Preußen für sich zu benutzen versäumte, erntete England. Dieser Macht war es höchst wünschenswerth, Holland in Abhängigkeit von sich zu erhalten; der englische Gesandte Ewart in Berlin hatte daher Alles gethan, durch seinen überlegenen Einfluß auf Herzberg die Staatskunst dieses Hofes in die Wege zu leiten, die England's Zwecken förderlich waren. Der Erfolg entsprach ganz seinen Wünschen, und auf das preußische Bündniß mit Holland folgte (am 13. Juni 1788) ein ähnliches mit England, in welchem sich beide Theile einander alle ihre Besitzungen wider jeden feindlichen Angriff zu Wasser und zu Lande mit 16,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zu beschützen verpflichteten. Diese Bestimmungen konnten zwecklos scheinen; aber England erreichte dadurch, ohne selbst eine Gefahr zu übernehmen, seine Absicht, Rußland, mit dem es wegen Beschränkungen des englischen Handels entzweit war, durch Preußen zu bedrohen und ebenfalls zu bekriegen. Friedrich Wilhelm bot diesem Plane um so bereitwilliger die Hand, weil ihm die enge Verbindung Rußland's und Oesterreich's Besorgnisse einflößte, und er selbst sich mit der russischen Kaiserin in einer aus persönlicher Abneigung entstandenen Spannung befand. Er glaubte seit dem Besuche, den er als Kronprinz in Petersburg gemacht hatte, von dieser Fürstin sich wenig geschätzt, und wurde in diesem Glauben bestärkt, als sie die Erneuerung des zwischen ihr und Friedrich bestandenen Bündnisses ablehnen ließ. Durch diese Stimmung beider Mächte gegen Rußland ward jene Freundschaft befördert, als deren erste öffentliche Wirkung die preußische Unternehmung nach Holland erschien. Der geheimen Wirksamkeit ihrer Verbindung war auch die Kriegserklärung zuzuschreiben, welche die Pforte im August 1787 gegen Rußland ergehen ließ, und nicht minder der Angriff, den Gustav III. von Schweden im Jahre 1788 gegen die letztere Macht unternahm; wenigstens fing Gustav den Krieg in der gewissen Voraussetzung an, daß Preußen ihn nicht im Stich lassen werde*). In ähnlicher Absicht unterstützten England und Preußen die Unruhen in Brabant, indem sie Oesterreich's Theilnahme am Türkenkriege zu hindern oder zu schwächen bedacht waren, und nährten die Gährung in Polen, wo eine zahlreiche Partei den Gedanken gefaßt hatte, das so lange ertragene russische Joch

---

*) Herzberg's Briefe, S. 26.

abzuschütteln und die vormalige Selbstständigkeit dem Vaterlande wieder zu gewinnen. Auf Preußen's Betrieb wurde das an Polen gestellte Anmuthen der Kaiserin, mit ihr ein Schutz= und Trutzbündniß gegen die Türken zu schließen, mit ungewohnter Festigkeit abgewiesen, und über die russische Truppenversammlung auf polnischem Gebiete so kräftige Beschwerde geführt, daß es Katharina diesmal für rathsam hielt, derselben Gehör zu geben. Aber als sich, trotz dieser geschäftigen planreichen Politik, der Krieg durch den Zutritt Oesterreich's dennoch erweiterte, ja in den Jahren 1788 und 1789 durch die wiederholten Niederlagen der Türken wie durch die Unfälle Schweden's eine Wendung nahm, die Preußen und England nicht erwartet hatten, kamen sie in den Fall, auf eine selbstthätige Weise zu Gunsten der Pforte einschreiten zu müssen, wollten sie anders dieselbe nicht zusammenstürzen und die Türken aus Europa verjagt sehen.

Nie war der Untergang dieses barbarischen Thrones näher als damals; aber um was die früheren Jahrhunderte in heißen Gebeten zum Himmel gefleht hatten, das erschien der Staatskunst Pitt's und Herzberg's als ein nicht zu berechnendes Unglück. Und nicht bloß den Staatsmännern waren die Türken werth, auch manche andere Stimmen in der Christenheit sprachen für sie. Die Biederkeit ihrer Gemüthsart, die Verständigkeit ihrer Staatseinrichtung, die milde Gesinnung der Sultane Mustapha und Abdul Hamid wurde von Schriftstellern gerühmt, und die Geistesbildung Selim's III., der dem Letztern im Jahre 1789 folgte, schien in der That den Zeitpunkt ihrer Annäherung an Europa's Cultur und Sitten beschleunigen zu wollen. Alles, was man von Potemkin's Handlungsweise und dem Verfahren der Russen in der Krim erfuhr, stellte die Türken nicht in Schatten. Daher fiel es Niemandem ein, im Namen der Religion und der Humanität einer Politik zu widersprechen, die es für den Hauptgrundsatz aller gesunden Staatsweisheit erklärte, lieber die Türken im Besitze des schönsten Punktes von Europa zu erhalten, als durch ihr Verschwinden und die auf ihre Kosten beabsichtigte Machtvergrößerung Rußland's und Oesterreich's eine Störung des europäischen Gleichgewichts eintreten zu lassen. Für England war diese Politik aus den materiellen Interessen seines Handels hervorgegangen; Preußen aber wurde bloß durch die internationale Theorie geleitet.

Ueber das achtzehnte Jahrhundert herrschte noch immer, mit der Stärke der ältern Meinungsgewalten, die Lehre von dem Gleichgewichte der Staaten. Ursprünglich war ihr Sinn gewesen: jedes Uebergewicht

des einen Staates über die anderen zu bekämpfen und, um es für die Zukunft unmöglich zu machen, ein System zu schaffen, in welchem die Machtverhältnisse der Hauptstaaten im Großen und Ganzen vielmehr einander das Gleichgewicht hielten. Mit der Zeit aber entartete die Anwendung der Lehre, indem man sie zum Vorwand gebrauchte, um theils jedes eigene selbstsüchtige Gelüste, theils jede Anfeindung fremden Thuns und Trachtens, damit zu beschönigen. Unter den Einwirkungen dieser Entartung wurde die Theorie immer raffinirter und pedantischer ausgesponnen. Europa wurde gewissermaßen als eine große Wage mit mehreren Wagschalen vorgestellt, in welchen die Staaten bündelweise nach Maßgabe ihrer Beziehungen vertheilt, als Gruppen oder Systeme im Gleichgewicht schwebten; die Selbstständigkeit aller sollte davon abhängen, daß keine Schale durch Verminderung ihres Gewichts oder — was dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde — durch Zuwachs des Gewichtes der andern in die Höhe geschnellt werde. Gewichte und Gegengewichte, Haupt- und Nebenschalen, näher und entfernter wirkende Kräfte, größere und kleinere Massen wurden berechnet. Für das nördliche Staatensystem, an dessen Spitze sich Preußen und England, gegenüber dem mit Rußland und Frankreich verbündeten Oesterreich, befanden, erschien es damals wesentlicher Bedarf, der Schale, in welcher diese drei gewaltigen Reiche sich wiegten, eine Schale von schwerem Gewichte entgegen zu setzen; und als Compensation ihrer eigenen Schwere galt den erstgenannten Mächten namentlich die osmanische Pforte. Daher der Werth, der auf die unversehrte Erhaltung derselben gelegt ward. Die Theorie in dieser Gestalt hatte den Hauptfehler, daß sie ein der Wirklichkeit ähnliches Bild für die unmittelbare und vollständige Wirklichkeit selbst nahm. Die Wahrheit bestand in der Thatsache, daß zwischen mehreren Staaten natürliche, durch Stammgenossenschaft, Nachbarschaft oder Handelsgemeinschaft gegebene Bundesverhältnisse Statt finden; und in der durch mehrfache Erfahrungen bestätigten Wahrscheinlichkeit, daß die Eroberungsplane mächtiger Reiche durch die vereinte Entgegenwirkung minder mächtiger und kleinerer Staaten vereitelt, und selbst dem Geringsten durch die Theilnahme aller andern seine Rechte gegen den Größten gesichert werden können. Aber diese Wahrheit wurde dadurch vermindert, daß man die höheren geistigen und geschichtlichen Elemente der Völkerverbindung ganz außer Acht ließ, und nur materielle Verhältnisse in Anschlag brachte; sie wurde verkünstelt, indem man allzu entfernte Beziehungen berechnete, und die wirkenden und gegenwirkenden Kräfte, die Gewichte und Gegengewichte so vervielfältigte, daß die Wage

Europa's zu einem höchst zusammengesetzten Kunstwerke wurde, dessen Schwebe bei der geringsten Berührung seiner Gewichte ins Schwanken gerieth, und nur durch ein äußerst verwickeltes Zusammenwirken wieder hergestellt werden konnte. Allerdings mochte dieses Zusammenwirken zuweilen gelingen: gewöhnlich aber mußte es fehl schlagen, weil es nicht auf die Natur der Dinge, sondern auf künstliche, oft ganz eingebildete Berechnungen begründet war. Selbst die natürlichen Verbindungen versagen zuweilen ihren Dienst, und Freunde, Nachbarn und Brüder lassen einander im Stich; um wie viel nichtiger war die Voraussetzung, daß die Staaten und Völker über den jedesmaligen Stand eines, blos durch Gedanken und Voraussetzungen bestimmten Gleichgewichts sämmtlich gleiche Ansichten fassen, und sämmtlich geneigt sein würden, für die Erhaltung oder Herstellung desselben große Anstrengungen zu machen. Im Eifer der Berechnung übersahen die Staatsweisen, daß das wirkliche Verhältniß der Völker doch noch ein anderes als ein blos mechanisches ist, daß in der Weltgeschichte wie im Leben lebendige, und eben darum nicht wie Zahlen oder Gewichte zu berechnende Kräfte mit einander verkehren. Aber gegen die Macht des Gleichnisses schien selbst die Erfahrung ihre Kraft verloren zu haben. Umsonst sah man, wie das in der Gleichgewichtslehre dem rechten Arme Rußland's als Hemmniß angehängte Schweden trotz der Türken, die Rußland's linken Arm festhalten sollten, politisch vernichtet worden war; wie im siebenjährigen Kriege die Türken keine Hand gerührt hatten, um den Druck Oesterreich's und Rußland's auf Preußen zu hindern; wie Frankreich zwar, jener Lehre gemäß, im österreichischen Erbfolgekriege mit Preußen gegen Oesterreich gestanden, bald darauf aber, im siebenjährigen, mit Oesterreich gegen Preußen gekämpft; wie Polen, unter Theilnahme derselben Mächte, mit denen es in einer Wagschale gegenüber der russischen schwebte, zum Vortheile des letztern zerstückt worden war; wie Oesterreich, das im Jahre 1772 nahe daran gewesen war, zur Erhaltung der Türken gegen die Russen das Schwert zu ziehen, jetzt, mit den Russen verbündet, gegen die Türken im Felde stand; und wie so eben Schweden, in seinem Verzweiflungskampfe gegen Rußland, von den Genossen seiner Wagschale völlig der eigenen Kraft überlassen ward.

Diese Erfahrungen eines einzigen Jahrhunderts hätten beweisen können, daß die Gültigkeit der ganzen Ansicht sehr beschränkt war, daß das Gleichgewicht vom Wechsel der Launen und Umstände abhing, und daß es wenig rathsam sein mochte, für einen so schwankenden Begriff Großes aufs Spiel zu setzen. Aber Herzberg, im Zauberkreise einer

Ansicht, in welcher er groß geworden war, befangen, urtheilte anders. An die Erhaltung des Gleichgewichts im obigen Sinne, meinte er, sei Preußen's Dasein geknüpft, und weil dieses Gleichgewicht auf Erhaltung der Türken beruhe, müsse Preußen für diese im Nothfalle selber das Schwert ziehen*). Daß zwischen beiden Völkern gar keine natürliche Bundesgenossenschaft, weder durch Nachbarschaft, noch durch bedeutende Handelsverhältnisse Statt fand, kam für ihn in keinen Betracht; er berechnete nur den Werth, den für Preußen die Türken als Gegengewicht gegen Rußland und Oesterreich hatten, ohne zu erwägen,

---

*) Für das Vorstehende und Folgende ist von Wichtigkeit: Hertzberg, Denkschrift über das zwischen Preußen und Polen im J. 1790 geschlossene Bündniß, in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichte. Bd. VII. S. 261 ff., und Hertzberg, Précis, ebendaselbst Bd. I. S. 23 ff. Am erstern Orte sagt er (S. 263): „Es war einer gesunden Politik angemessen, an die Errichtung eines Föderativsystems zwischen Preußen, England, Polen, Schweden und der ottomanischen Pforte zu denken, um dem Systeme der beiden so überwiegenden Mächte, wie die beiden Kaiserhöfe sind, entgegenzutreten und das Gleichgewicht von Osten und Norden her aufrecht zu erhalten." Und am andern Orte (S. 24): par l'alliance conclue en 1788 entre la Prusse, l'Angleterre et la Hollande, le roi a jeté la base de ce grand système fédératif, par lequel ces trois puissances s'assistent mutuellement, non seulement pour leur défense, mais aussi pour maintenir l'équilibre du pouvoir dans toute l'Europe, en empêchant qu'aucune puissance ne puisse l'ébranler par des vues et des entreprises ambitieuses. C'est dans cette vue, que je conseillais au roi, lorsque la guerre s'alluma en 1788 entre les deux cours impériales et les Turcs et que ceux-ci furent menacés d'être expulsés de l'Europe, ce qui aurait pu procurer à la maison d'Autriche un agrandissement trop dangereux, — je conseillais au roi, que la Prusse s'y oppose, avec ses deux alliés et tâche de maintenir l'équilibre dans l'orient et le nord, d'abord par une declaration vigoureuse et en cas de besoin par une intervention encore plus efficace. Ce plan fut agréé par l'Angleterre, mais principalement exécuté par la Prusse presque sans secours de ses alliés. Wenn er dennoch behauptet (Denkschrift S. 265): er habe gegen den Allianztraktat mit der Pforte „Gegenvorstellungen" gemacht und ihn „ganz wider Willen" entworfen — so kann dies nur insofern für begründet gelten, als er wegen seiner weitaussehenden Tauschprojecte, die er bei diesem Anlaß zu Gunsten Preußen's und zum Nachtheil der Pforte durchzuführen gedachte, einen andern Gang der diplomatischen Action wünschen mußte. Diese Differenz seiner Auffassung legt er im Précis S. 25 und 26 dar; er wollte namentlich keine alliance offensive, und sah den cas de besoin noch nicht als eingetreten an. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß er für die damalige preußische Politik, die er leitete und vertrat, verantwortlich und nur, späterem Tadel gegenüber, hinterher gern bedacht war, manches auf Andere abzuwälzen und sich selbst zu reinigen.

daß zwischen der Voraussetzung dieses Gegengewichts und dessen Verwirklichung eine weite Kluft bestand, und daß es überhaupt noch immerhin zweifelhaft war, ob nicht die Vertreibung der Türken diesen Mächten weniger einen dem Westen gefährlichen Zuwachs, als vielmehr eine andere demselben zuträgliche Ableitung geben könne. Eben so wenig ward daran gedacht, daß der englische Minister nicht unbedingt Herr seiner Entschließungen, sondern von den Bewilligungen des Parlaments abhängig war und die Bundespflichten, auf welche Preußen mit voller Zuversicht rechnete, gar nicht erfüllen konnte, wenn die Stimmung der Nation und des Parlaments sich gegen den Krieg erklärte. Unter diesen Umständen kann man Herzberg's Entwürfe nicht von Befangenheit, und sein Verfahren nicht von Unvorsichtigkeit frei sprechen. Am 31. Januar 1790 schloß Preußen durch seinen Gesandten Dietz einen Bundesvertrag mit der Pforte, in welchem es sich verpflichtete, im Frühlinge dieses Jahres Krieg an Rußland und Oesterreich zu erklären, und nicht eher Friede zu machen, als bis der Großherr alle verlorenen Festungen und Länder, sogar die Halbinsel Krim, die doch schon in einem frühern Kriege verloren war, wiederbekommen, und volle Sicherheit sowohl zu Wasser als zu Lande erlangt haben werde. So übernahm Preußen für die Türken das Schwerste, was ein Volk für das andere übernehmen kann, — Krieg, und zwar Krieg gegen Oesterreich und Rußland. Dafür versprach die Pforte den preußischen Handelsschiffen im Mittelmeere die Vortheile, die sie anderen begünstigten Nationen gewährte, auch Sicherstellung derselben gegen die afrikanischen Raubstaaten; außerdem aber machte sie sich anheischig, in dem abzuschließenden Frieden der Republik Polen das Land Galizien und überhaupt alle Länder wieder zu verschaffen, welche bei der Theilung Polen's an Oesterreich gefallen waren. Am 29. März 1790 schloß nun auch Preußen ein Schutzbündniß mit Polen, um es dem System der beiden Kaiserhöfe zu entziehen und gegen diese im Kriegsfall zu verwenden, mit der Aussicht auf die Wiedererwerbung Galizien's. Preußen's Staatskunst war indeß nicht so uneigennützig, als sie bei dieser Sorge für Polen's Vortheil zu sein schien. Herzberg hoffte für die Zurückstellung Galizien's die beiden Handelsstädte Danzig und Thorn und den polnischen Landstrich zwischen der Neumark und dem Obraflusse für Preußen von Polen zu erlangen. Auch war es nicht seine Absicht, daß der König auf vollständiger Erfüllung seiner großmüthigen Zusagen bestehen sollte. Wäre Oesterreich nicht zur Rückgabe des ganzen Galizien's zu bewegen, so sollte, nach seinem Plane, Polen mit einem Theile zufrieden sein;

und wäre nicht die völlige Wiederherstellung aller von den Türken erlittenen Verluste zu bewerkstelligen, so sollte Oesterreich, zur Entschädigung für das an Polen Zurückgegebene, Belgrad nebst der Wallachei, nach dem Fuße des Passarowitzer Friedens von 1718, behalten können.

Unstreitig war der Gedanke, Polen als einen natürlichen Bundesgenossen Preußen's zu betrachten, durch Zurückgabe Galizien's zu verstärken und durch die Bande der Dankbarkeit fester an Preußen zu knüpfen, eines Staatsmannes würdig, der Preußen's dauerhafte Größe begründen wollte, und die früher übersehenen Winke des Schicksals zu verstehen glaubte. Aber der Faden wurde zu fein und zu künstlich gesponnen, um für Türken und Polen recht brauchbar zu sein. Indem man zuerst unbedingte und uneigennützige Zusagen machte, um hinterher, bei halber Erfüllung derselben, mit der andern Hälfte eigene Vortheile zu erkaufen, schien man das Mißtrauen und den Eigensinn, der allen Halbbarbaren im Verkehr mit höher Gebildeten eigen ist, nicht zu kennen, und nicht zu wissen, daß sie Demjenigen, der ihnen zuerst einen ganzen Gewinn versprach und nachmals über die eine Hälfte zu seinem Nutzen verfügt, den verkürzten Vortheil weit schlimmer als einen vollen Verlust anrechnen werden. Um so trüglicher Gespinnste willen sollte ein Krieg gegen Rußland und Oesterreich gewagt werden.

Auf die Kunde von Preußen's Unterhandlungen mit der Pforte und den kriegerischen Anstalten in Schlesien, hatte Kaiser Joseph ein Heer in Böhmen und Mähren zusammengezogen. Als er aber am 20. Februar 1790 starb, fand sein Bruder und Nachfolger Leopold die österreichische Monarchie in einer so bedenklichen Lage, daß es ihm äußerst wünschenswerth war, des Krieges mit Preußen überhoben zu werden. Er schrieb daher, gleich nach seiner Thronbesteigung, an den König einen sehr freundschaftlichen Brief, worin er, mit Beziehung auf die Mäßigung, die er in allen Lebensverhältnissen bewiesen habe, sein Verlangen nach einer gütlichen Ausgleichung der vorhandenen Wirrnisse zu erkennen gab. Friedrich Wilhelm antwortete in gleichem Sinne, und ließ dem österreichischen Gesandten den Herzberg'schen Entwurf mittheilen; aber die Gegenbemerkungen äußerten Befremdung, daß Oesterreich den besten Theil Galizien's gegen unangebaute türkische Gränzländer vertauschen sollte, und daß Preußen, ohne Theilnahme am Kriege, gewinnen wollte. Nun erst bekam auch die preußische Heerversammlung eine ernsthafte Gestalt; der König selbst, vom Herzoge von Braunschweig und anderen Feldherren begleitet, begab sich nach Schlesien, und nahm sein Hauptquartier zu Schönwald an der böhmischen Gränze.

Gegen Rußland standen zwei Armeekorps, das eine an der litthauischen Gränze, das andere an der Weichsel bei Thorn, das sich nachher durch Polen nach Ober-Schlesien zog. Leopold, der diesen Ernst nicht erwartet hatte, ertheilte nun seinen Abgeordneten, dem Fürsten Reuß und dem Freiherrn von Spielmann, neue Verhaltungsbefehle, in deren Folge Beide am 27. Juni in Reichenbach mit Herzberg zu einer Unterhandlung zusammentraten. Diese bot in ihrem Anfange die besten Aussichten zur Verwirklichung des Herzberg'schen Ausgleichungsplans dar; aber plötzlich gestaltete Alles sich anders.

Die Gesandten England's und Holland's, die sich ebenfalls nach Reichenbach begeben hatten, erklärten, daß beide Mächte den unbedingten vorigen Zustand (Status quo) für die Pforte verlangten, und, wenn der König auf dem Ausgleichungsplane beharre, an dem Kriege, der entstehen könne, keinen Theil nehmen, noch denselben als einen Krieg, auf den ihr Bündniß anwendbar sei, ansehen würden. Das also war für Preußen die Frucht des gepriesenen holländisch-englichen Bundes! Preußen sollte Danzig und Thorn nicht bekommen, und die Pforte keinen Gränzpfahl verlieren. Zehn Tage darauf kam auch der preußische Geschäftsträger in Warschau, Marquis von Lucchesini, nach dem Hauptquartier, und äußerte Bedenken, ob die Polen sich gutwillig zur Abtretung der beiden Städte gegen die beschränkte Entschädigung verstehen würden. Nicht minder erhoben Andere Zweifel über die Bereitwilligkeit der Pforte, die beschränkte Wiederherstellung ihrer Verluste sich gefallen zu lassen, nachdem sich Preußen für die unbeschränkte feierlich verpflichtet habe. Noch Andere — es waren besonders Die, welche den König ganz ihrem Kreise wiedergegeben wünschten — sprachen von der Möglichkeit, daß Oesterreich sich mit den Türken ohne weitere Vermittelung vertragen, und dann mit seiner ganzen Macht, im Verein mit Rußland, auf Preußen fallen könne; sie stellten dem Könige die Gefahr und zugleich das wenig Ehrenvolle eines Krieges vor Augen, der ohne Bundesgenossen, und nicht mehr um des Gleichgewichts von Europa willen, sondern wegen einer unbedeutenden Vergrößerung Preußen's geführt werden würde. Wer immer auch Die waren, von denen diese Ansichten geltend gemacht wurden*), ganz Unrecht hatten sie nicht, und ihr Sieg im Gemüthe des Königs erscheint wohl erklärbar, zumal, wenn man den Eindruck bedenkt, den das in Frankreich

---

*) Hertzberg, Précis (a. a. O. S. 26) sagt: ce plan fut contrecarré par des personnes et par des moyens, que je ne veux pas nommer.

aufgehende Ungewitter der Revolution auf die Fürsten zu machen begann. Der Umschlag erfolgte um die Mitte des Juli. Umsonst setzte Herzberg die Unwahrscheinlichkeit der erregten Besorgnisse auseinander; der König befahl ihm auf das bestimmteste, sogar mit Aeußerungen des Unwillens und mit dem Vorwurfe, daß sein Eifer übertrieben sei und Ungehorsam gegen den Thron athme, den Ausgleichungsplan ganz zu beseitigen, und die unbeschränkte Wiederherstellung des vorigen Standes zur einzigen Friedensgrundlage zu machen. Friedrich Wilhelm für seine Person glaubte, diese Forderung werde den Krieg zur Folge haben, und trug seinem Minister auf, das Manifest aufzusetzen; aber Herzberg wußte wohl, daß diese Wendung für Oesterreich viel willkommener als die frühere war, obwohl er die Richtigkeit der von Oesterreich über den Unwerth der türkischen Provinzen aufgestellten Angaben nicht anerkannte. In der That beeilten sich die Abgeordneten dieser Macht, Preußen's Vorschläge zu genehmigen, und am 27. Juli 1790 wurde, in Form einer österreichischen Erklärung und einer preußischen Gegenerklärung, der Reichenbacher Vertrag abgeschlossen, des Inhalts, daß Oesterreich sogleich Waffenstillstand mit den Türken eingehen werde, um die Unterhandlung über einen Frieden auf der Grundlage des strengen vorigen Besitzstandes daran zu knüpfen. Im Fall die Gränzberichtigung für Oesterreich irgend einen, von der Pforte freiwillig zugestandenen Vortheil herbeiführe, solle Preußen dafür Entschädigung erhalten. An dem Kriege Rußland's mit der Pforte versprach Oesterreich keinen weiteren Antheil zu nehmen; Preußen dagegen, die Rückkehr Belgien's unter Oesterreich's Herrschaft nicht zu hindern, wobei es jedoch für diese Provinzen vollkommene Verzeihung des Aufstandes und Wiederherstellung ihrer von Joseph angetasteten Verfassung ausbedung und gewährleistete*).

Gleich nach Genehmigung dieses Vertrages von Seiten der Höfe lösten die Heere sich auf, und Friedrich Wilhelm zog unter dem Jubel seines, von der Furcht des Krieges befreiten Volkes nach Hause. Das an die Erhaltung der Türken geknüpfte Gedankenbild des europäischen Gleichgewichts war mit Aufopferung von Millionen gestützt, und daneben der Schein gewonnen worden, Oesterreich Gesetze vorgeschrieben zu haben. Aber dieser Schein verlor gar viel von seinem Schimmer, als Leopold, der noch im Laufe dieses Jahres (am 30. September) zum Kaiser

---

*) Vgl. Herrmann, Gesch. des russ. Staates, Bd. VI (1860). S. 278—313. Häusser, deutsche Gesch., 2. Aufl. Bd. I. S. 221 ff.

erwählt ward, und durch ein geschicktes Verfahren alle vorgefundenen Verwirrungen im Innern seiner Monarchie beendigte, auf dem gesicherten Throne größere Zuversicht zeigte. Der Friede zwischen Oesterreich und der Pforte wurde zwar zu Szistova in Gegenwart eines preußischen Gesandten unterhandelt, und am 5. August 1791 abgeschlossen; aber nach dem Verlangen der kaiserlichen Minister durfte der Uebereinkunft von Reichenbach im Vertrage selbst nicht einmal gedacht werden. Auch der Punkt, daß Preußen entschädigt werden solle, wenn Oesterreich Vortheile erwerbe, ging nicht in Erfüllung, obwohl den Türken Alt-Orsova mit seinen Umgebungen und einige andere Gebiete abgedrungen wurden.

Das Bedenklichste war, daß, bei den Fortschritten der Russen gegen die Türken, und bei der entschiedenen Weigerung Katharinen's, sich den Frieden gebieten zu lassen, das feindliche Verhältniß Preußen's zu Rußland fortdauerte und drohender wurde, eben als der König von Schweden, der so lange vergebens auf thätige Hülfe von den Genossen seiner Wagschale gewartet hatte, am 14. August 1790 seinen Frieden mit der Kaiserin machte. Nun erst verstärkte sich das preußische Heer an den russischen Gränzen bis auf achtzigtausend Mann, und Tempelhof erhielt Befehl, den Plan zur Belagerung von Riga zu entwerfen, die unternommen werden sollte, sobald man mit Anbruch des Frühlings an die Düna gerückt sein werde. England versprach, eine Flotte in die Ostsee, eine andere ins Schwarze Meer zu senden. Als es aber zur Ausführung kommen sollte, wurde dem englischen Minister der Widerspruch der Opposition gegen die unnütze Verfeindung mit Rußland zu mächtig, die diplomatische Weisheit, daß die von den Russen eroberte Festung Oczakow den Türken zurückgegeben werden müsse, um die Freiheit Europa's und die Selbstständigkeit Preußen's zu beschützen, war nicht vermögend, gegen die schonungslosen Angriffe der Parlamentsberedtsamkeit Stand zu halten. Pitt mußte seinem Gegner Fox nachgeben, und die schon gerüstete Flotte entwaffnen lassen. Da gewahrte Preußen, daß es nach so großen, der englischen Politik dargebrachten Opfern, in diesem Kampfe am Ende allein stehen und zum zweiten Male sein Dasein aufs Spiel setzen werde, um den Türken einen Steinhaufen wiederzuverschaffen. Beide Mächte stimmten daher den hohen Ton, womit sie anfangs die von Dänemark angebotene Vermittelung abgewiesen hatten, herab, und waren zufrieden, als die Kaiserin am 9. Jan. 1792 zu Jassy Frieden für sich allein und so schloß, daß sie, außer der Krim, deren nicht weiter gedacht ward, Oczakow mit dem Landstriche zwischen dem Dnieper

und Dniester behielt. Die großen Summen, welche Preußen auf die Rüstungen gegen Rußland verwendet hatte, waren abermals verloren, ohne daß auch nur ein zweideutiger Ruhm, wie das Jahr vorher zu Reichenbach, erkauft worden war.

Obgleich diese Entwickelung der preußischen Staatskunst ganz gegen Herzberg's Absichten erfolgt war, so gehörte ihm doch die Anlage derselben, und es mußte um so leichter sein, dem Urheber so kostbarer und fruchtloser Plane das Vertrauen des Königs vollends zu entziehen, als er höfischer Geschmeidigkeit entbehrte und, voll Eigenliebe, die von ihm begangenen Mißgriffe nicht einsah. Er fühlte nachmals wohl, daß er sich gleich nach dem Congreß zu Reichenbach hätte zurückziehen sollen, und entschuldigte sein Bleiben damit, daß ihn einige Vaterlandsfreunde gebeten, den Staat nicht zu verlassen; aber dieser Rath kam aus dem eignen, regierungslustigen Geiste, der sich an den Gedanken geschäftloser Unbedeutsamkeit nicht gewöhnen konnte. Indeß wurde es bei der durch neue Verhältnisse herbeigeführten engen Verbindung Preußen's mit dem österreichischen Hofe, dem Herzberg als bisheriger entschiedener Widersacher kein Vertrauen einflößen konnte, immer mißlicher, denselben an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu belassen. Der König, der ihm die Kränkung des Abschieds ersparen wollte, setzte ihm zwei neue Cabinetsminister an die Seite; aber Herzberg verstand den Wink nicht oder wollte ihn nicht verstehen, und erst auf einen Cabinetsbefehl, wonach er die wichtigsten Briefschaften, besonders die den Wiener Hof betreffenden, gar nicht mehr sehen sollte, forderte er (im Sommer 1791) seine Entlassung. Er erhielt dieselbe unter Versicherungen von Gnade und Wohlwollen, wie sie sein redlicher Wille verdiente, und unter Beibehaltung der Aufsicht über die Akademie der Wissenschaften und den Seidenbau, Beschäftigungen, die einer solchen Sinnesart den Verlust des Staatsruders nicht ersetzten; er glaubte sich nur mit Aristides trösten zu können. Die folgenden Begebenheiten, die das Gleichgewicht im Westen wie im Osten gänzlich umwarfen, vermehrten seinen Unmuth, und in der unglücksschwangeren Verwickelung des Jahres 1794, die mit dem entschiedensten Uebergewichte Frankreich's und der gänzlichen Theilung Polen's endigte, bot er zu wiederholten Malen seine Dienste an, um die gegenwärtigen und künftigen, aus Polen's Untergange für Preußen entstehenden Gefahren zu beschwören; aber der König war der Gleichgewichtslehre so abhold geworden, daß er ihren alten Meister nicht ohne Härte als einen unberufenen Rathgeber in die Schranken des wartenden

Gehorsams zurückwies*). Bald darauf, am 26. Mai 1795, starb Herzberg, im siebzigsten Jahre seines Alters. Seine Politik, die ihm den Ertrag einer langen, mühevollen Laufbahn kostete, hat um so mehr Ansprüche auf Nachsicht, als sie aus einer damals allgemein für unzweifelhaft gehaltenen, durch Friedrich's Staatskunst gleichsam geheiligten Lehre floß, und mit der berechtigten Idee Hand in Hand ging, zu Preußen's Wohle Polen als ein selbstständiges Reich zu erhalten. Doch dachte er sich freilich ein Polen, das trotz seiner Selbstständigkeit ein von Preußen „ganz und gar abhängiger Aliirter" sei, und wünschte ihm daher keine so weit gehende „innere" Erstarkung, daß es den „Interessen" Preußen's, statt sie zu stützen, hätte „gefährlich" werden können; namentlich war er der Idee einer Umwandlung des wählbaren Königthums in ein erbliches durchaus entgegen**).

---

26. Die zwei letzten Theilungen Polen's.

Der Sturm, der die Pforte mit nahem Untergange bedroht hatte, wandte sich auf eine unerwartete Weise und warf den Ueberrest Polen's in Trümmer, gerade zu der Zeit, als dieser Staat die Hoffnung nährte, ein neues selbstständiges Leben zu gewinnen***).

Katharina hatte sich bei der Theilung im Jahre 1772 ausschließlich die Herrschaft über den Rest des Königreichs vorbehalten. Ihre Gesandten übten die eigentliche Gewalt, ihre Heere blieben in Polen stehen und drückten und erbitterten das Volk. Der Wunsch nach Befreiung von diesem Drucke und dieser Schmach, lange gehegt und immer tiefer wurzelnd, brach endlich mit Begeisterung hervor, als der Türken-

*) Die drei Schreiben Herzberg's nebst der Antwort des Königs stehen, in französischer Sprache, worin sie abgefaßt wurden, in Häberlin's Staatsarchiv, Heft 1. S. 7—20; deutsch, in Posselt's Herzberg. Vergl. Hertzberg, Précis, a. a. O. S. 31 ff.

**) Hertzberg, Denkschrift, a. a. O. S. 270 f.

***) S. außer Sybel, Häusser und Herrmann, in den angeführten größeren Werken, besonders noch Herrmann, die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Febr. 1792 und die zweite Theilung Polen's, 1861, eine Schrift, deren Auffassung wir im Wesentlichen theilen.

krieg und die Stellung, welche England, Preußen und Schweden gegen Rußland annahmen, die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs eröffneten.

Zwar fehlte es nicht an Solchen, die theils aus Furchtsamkeit, theils aus Eigennutz dem Strome der öffentlichen Meinung entgegen arbeiteten und in der Anhänglichkeit an Rußland beharrten; der russische Gesandte Stakelberg und Potemkin unterhielten zwei in ihren unmittelbaren Bestrebungen zwar nicht übereinstimmende, aber doch in der Ergebenheit an Rußland einige Parteien. Allein der Reichstag, der 1788 berufen ward, zeigte, von Preußen ermuthigt, daß der vaterländisch gesinnte Theil der Nation, der die Vernichtung des russischen Einflusses verlangte, der überwiegende war. Ein engeres Bündniß, welches Rußland antragen ließ, ward abgewiesen; auf die Entfernung aller russischen Heere aus Polen und auf die Einstellung ihrer zum Behuf des Türkenkrieges gemachten verheerenden Durchzüge gedrungen; und um diesen Forderungen Nachdruck zu geben und eine drohende Stellung gegen Rußland annehmen zu können, eine Vermehrung des Heeres beschlossen.

Rußland, bei seiner Verwickelung mit der Türkei und mit Schweden dem Drange des Augenblicks weichend, entfernte wirklich seine Heere aus Polen und erklärte, die Grenzen desselben hinfort nicht mehr überschreiten zu wollen. Die Feinde Rußland's gaben den Bestrebungen der Polen Beifall, ließen Schutz und Unterstützung hoffen, und ermunterten sie zum Fortschritt auf dem begonnenen Wege. Der immerwährende Rath, durch den Rußland seine Herrschaft ausgeübt hatte, ward aufgehoben, und endlich der wichtige Entschluß gefaßt, an der Verbesserung der Verfassung zu arbeiten, die mit Recht als Quell aller Uebel und als Hauptursache der verlornen Selbständigkeit angesehen wurde.

Indessen boten die Anhänger Rußland's, an deren Spitze der Kanzler Malachowski, der Bischof Kossakowski und der Kronfeldherr Branicki standen, Alles auf, diesen Bemühungen zur Wiedergeburt Einhalt zu thun; sie suchten die Arbeiten an der Verfassung zu stören und Mißtrauen zu erregen gegen Preußen, dessen Streben nach dem Besitz von Danzig und Thorn für diesen Zweck benutzt wurde; auch König Stanislaus, wie immer ohne kräftigen Willen, gelähmt durch die Furcht vor Katharinen, wiewohl nicht gleichgültig gegen den Glanz seines Volkes und Thrones, wurde in Folge seines zweideutigen Betragens wenigstens kein Beförderer der vaterländischen Sache.

Allein die Begeisterung der Polen überwältigte alle Hindernisse.

Man schloß mit Preußen (29. März 1790) das schon erwähnte Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung. Mit großem Eifer brachten viele Einzelne ansehnliche Opfer zur Ausrüstung des Heeres, und die wohlgesinnten Häupter, der Marschall Malachowski, der Bischof Krasinski von Kaminieck, der Bischof Soltyk von Cracau, Ignaz und Stanislaus Potocki, setzten endlich auf einer stürmischen Versammlung, am 3. Mai 1791, die Annahme der neuen Verfassung durch. Der König, ergriffen von der Begeisterung der Mehrzahl, erklärte sich nachdrücklich für dieselbe. Er leistete von seinem Throne herab mit lauter Stimme zuerst den Eid, und forderte dann alle Freunde des Vaterlandes auf, ihm in die Kirche zu folgen, um den Eid am Altare zu wiederholen. Alle folgten; nur die Castellane Czetwortinski und Ozarowski, sowie die Landboten Suchorzewski und Zlotnicki blieben im Saale zurück. Die Eidesleistung geschah unter dem Donner des Geschützes und dem allgemeinen Jubel der Stadt Warschau, der sich bald dem ganzen Lande mittheilte.

Man sah in der neuen Verfassung ein sicheres Unterpfand künftigen Glücks. Drei große Quellen ewiger einheimischer Kämpfe waren verstopft; auf den Reichstagen, die, wie bisher aus zwei Kammern bestehend, alle zwei Jahre zusammenberufen werden sollten, galt nicht mehr das freie Veto; die Conföderationen wurden aufgehoben; und der Thron, den bisher die Wahl, aber meist nur unter blutigen und zerstörenden Kämpfen besetzt hatte, sollte in der Familie des Kurfürsten von Sachsen erblich sein. Künftigen Spannungen vorzubeugen, und um dem Adel, wie die Verfassungsurkunde sich ausdrückte, eine Sicherheit seiner Rechte zu geben, erhielt die nicht sehr bedeutende Zahl der freien Bürger eine solche Stellung, daß sie mit der Körperschaft des Adels allmählig zusammenschmelzen konnte. Nicht nur konnte jeder Adelige unbeschadet seines Adels Bürger werden, und jeder Bürger adelige Güter kaufen und besitzen, sondern Jedem, der ein ganzes Dorf kaufen würde, oder Ehrenämter im Heere und in der Verwaltung, wozu Allen der Zutritt eröffnet ward, bekleidete, wurde der Adel ertheilt, und auf jedem Reichstage sollten in den Städten dreißig begüterte Bürger in den Adelstand erhoben werden. Der Bauernstand wurde wenigstens unter den Schutz der Gesetze und der Landesregierung gestellt.

Zwar hatten unmittelbar zuvor die Vertreter der befreundeten Staaten in Warschau, der englische, der holländische und der preußische Gesandte, sobald sie von dem Vorhaben bestimmte Kunde erhielten, Bedenken erhoben; aber im Grunde doch nur, weil sie „den Widerstand Rußland's“ und dessen „Einmischung“ als „unausbleiblich“ ansahen, und

im Innern den Ausbruch einer neuen „Gährung, die Opposition der Landtage und den Widerstand einer Gegenconföderation" fürchteten; auch hätten sie ihrerseits gewünscht, daß Polen in der „Föderation mit Preußen und dessen Verbündeten" erst dergestalt seine „Lage verbessere", um „das Gelingen dieser Pläne als gesichert ansehen zu können", und daß es auf alle Fälle einen „so wichtigen Schritt" nicht unternehme, „ohne vorher ein den Erfolg sicherndes Uebereinkommen mit einer der drei dabei am meisten interessirten Mächte getroffen zu haben."*) Dennoch zollte nicht bloß anscheinend die allgemeine Stimme der Polen dem Werke Beifall, sondern auch die Stimme des Auslandes; der König von Preußen erließ sogar, trotz der Gegenvorstellungen Herzberg's förmliche Glückwunschschreiben sowohl an den König Stanislaus wie an den Kurfürsten von Sachsen. Nur Rußland, das die frühere polnische Verfassung in seinem Interesse garantirt hatte, empfand wirklichen Zorn und Unwillen, und zögerte in der That auch nicht, denselben auszusprechen, sobald es seinen Türkenkrieg geendet hatte. Eine Erklärung erschien, worin Katharina laute Klagen erhob gegen den Reichstag, daß er Polen aus einem Wahlreich in ein Erbreich verwandelt, und wider das von den Vorfahren gegebene Verbot, bei Lebzeiten des Königs an einen Nachfolger gedacht, daß er einen Abgesandten nach Constantinopel gesendet und mit der Pforte unterhandelt habe. Zwar, fügte die Kaiserin hinzu, wolle sie vergessen, daß man sie selbst beleidigt, ihre Großmuth und Uneigennützigkeit verschmäht habe; aber sie könne nicht gleichgültig bleiben gegen die Polen, welche ihren Schutz erfleheten.

Und in der That hatten sich die Mitglieder der russischen Partei, besonders der reiche Felix Potocki und Rzewuski, die beide die Verfassung nicht beschworen hatten, an Katharinen mit der Aufforderung gewendet, das Grab der polnischen Freiheit, wie sie in ihrer Verblendung die Verfassung vom 3. Mai nannten, zu vernichten und die alte sogenannte freie Verfassung wieder einzuführen. Mit ihnen vereinigte sich noch eine weitere Anzahl und schloß zu Targowicz eine Conföderation unter dem Schutze russischer Heere, die alsbald, an 100,000 Mann stark, von den Kriegsschauplätzen gegen die Schweden und Türken abziehend, in einer langen Strecke von Riga bis Kaminieck den polnischen Gränzen sich näherten.

Die Polen sahen diesem anrückenden Feinde Anfangs mit Ruhe entgegen. Wohl hatten sie in dem Kurfürsten Friedrich August von

*) Herrmann, Gesch. des russ. Staates. Bd. VI. S. 346 ff.

Sachsen keinen solchen Thronerben erwählt, der geneigt gewesen wäre, ohne Weiteres auf die Wahl einzugehen und ihnen mit seiner Hausmacht Beistand zu leisten; allein sie rechneten auf die Hülfe Preußen's. So blind war dieses Vertrauen, daß sie ihre eigenen Vertheidigungsmittel vernachlässigten, wenigstens viel minder eifrig betrieben, als ihnen der bevorstehende Verzweiflungskampf zur Pflicht machte. Sie vergaßen, wie wenig großmüthig die Staatskunst des Jahrhunderts sich ihnen schon einmal erwiesen hatte; sie verkannten die Wahrheit, daß ein Volk seine Rettung zunächst von sich selber erwarten muß. Bald verschwand die Aussicht, daß der Nachbar für Polen's Erhaltung das Schwert gegen Rußland ziehen werde, wie er es zur Erhaltung der Türken gegen Oesterreich gezeigt hatte. Dieser Act der Gleichgewichts-Politik hatte große Summen gekostet, die von ähnlichen Unternehmungen abschreckten; zudem war auf Bundesgenossen nicht zu rechnen; und der Aufschwung der französischen Revolution hatte alsbald die ganze Ansicht der Mächte verändert. Zwar hatte Preußen durch den Obersten Bischofswerder dem Kaiser Leopold II. am 11. Juni 1791 einen Bund mit Oesterreich vorschlagen lassen, zu dem Zwecke, das polnische Verfassungswerk zu unterstützen, den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der polnischen Krone zu bewegen, und die Territorien sowie die Unabhängigkeit Polen's gegen Rußland zu garantiren. Leopold sah indessen in einer Consolidation des polnischen Staatswesens nur eine Verstärkung des preußischen Einflusses, und hegte überdieß, auf Grund der französischen Revolution, russische Sympathien und reactionäre Entschlüsse; er ging darauf aus, das beabsichtigte Defensivbündniß gegen das absolutistische Rußland zu einem Offensivbunde gegen das revolutionäre Frankreich zu gestalten. Unter dem frischen Eindruck der Nachricht von dem verunglückten Fluchtversuch Ludwig's XVI. gelang es ihm, den preußischen Gesandten Bischofswerder, und mit ihm das preußische Kabinet umzustimmen. Am 25. Juli 1791 wurden von jenem und dem Fürsten Kaunitz zu Wien die Präliminarien einer Allianz unterzeichnet, welcher beizutreten auch Rußland eingeladen werden sollte. Die Tendenz dieser Uebereinkunft war nur auf ein mit Rußland gemeinsames Eingreifen der beiden deutschen Großmächte sowohl in die französischen, wie in die polnischen Angelegenheiten berechnet. Auf dieser Basis kam einerseits die Pillnitzer Zusammenkunft, und andererseits die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Februar 1792 zu Stande. Die hier, wie im Julivertrage, stipulirte Unabhängigkeit und Integrität Polen's hatte nur noch die Bedeutung einer Handhabe, um bei der Verständigung mit Rußland dieses zu Zu-

geständnissen zu drängen, wogegen es sich lohne, diese Stipulation wieder fallen zu lassen. Welcher Art jene Zugeständnisse sein würden, ließ die Kaiserin zeitig genug durchblicken, indem sie ihren Entschluß, Polen durch ihre Truppen zu besetzen, mit der Erklärung begleitete: „Wenn Oesterreich und Preußen, wie es wahrscheinlich ist, sich widersetzen: so werde ich ihnen entweder eine Entschädigung oder eine Theilung vorschlagen." *) Auch der neuen Verfassung Polen's entfremdeten sich die Höfe von Berlin und Wien mehr und mehr, weil manches darin mit den neufranzösischen Ideen und Formen übereinstimmte oder übereinzustimmen schien. Als nun unter solchen Umständen Preußen von den Polen um Beistand angegangen ward, fühlte es keinen Beruf dazu und erklärte: daß es sich wohl für die Ruhe, Souveränetät und Unabhängigkeit von Polen interessire, aber nicht für die neue Verfassung vom 3. Mai; da es an der Bildung derselben keinen Antheil genommen habe, so sei es auch nicht verpflichtet, für deren Erhaltung thätig zu sein; das preußisch-polnische Schutzbündniß vom März 1790 sei nicht in Anwendung zu bringen auf das, was Polen nach Abschluß desselben ohne Preußen's Wissen und Rath unternommen habe.

So mußte sich denn Polen auf sich selbst verlassen, als Katharina am 18. Mai 1792 den Krieg erklärte; allein Verrath und Feigheit hemmten neuerdings alle Thätigkeit. Der König hatte, vorgeblich um die Gegner der Verfassung zu gewinnen, eine große Anzahl derselben in seinen Staatsrath genommen; und diese erschütterten vollends das Vertrauen des befreundeten Auslandes, während sie im Innern die Ausführung dessen hinderten, was der Reichstag in Beziehung auf das Heer beschlossen hatte. Die Bedenken der Diplomatie gegen ein Wagniß, das man ohne alle sichernde Vorkehrungen und ohne innere Reifung gleichsam improvisirt und überstürzt hatte, schienen sich zu bewahrheiten. Dennoch verzweifelten die patriotischen Polen nicht an ihrer gerechten Sache. Auch der so oft zweideutige und schwache König schien ihr treu bleiben zu wollen; er erneuerte vor Gott und dem ganzen Volke sein Gelübde, die Verfassung und das Vaterland zu vertheidigen, und versprach, sich selbst an die Spitze der Vertheidiger derselben zu stellen.

Zwei Heere waren aufgestellt, freilich an Zahl dem Feinde nicht gewachsen; das eine von 15,000 Mann in Litthauen, das andere von 20,000 Mann in der Ukraine. Unbegreiflich, daß das männerreiche Polen, statt sich in Massen aufgeboten zu erheben, so große Ziele mit

---

*) Herrmann, die österreichisch-preuß. Allianz, S. 3 ff., S. 22 ff., S. 52 ff.

so kleinen Mitteln zu erreichen gedachte! Das erstere Heer ward von Judizki, das letztere von Joseph Poniatowski (einem Neffen des Königs) und von Kosciuszko geführt, einem Polen, der in Amerika unter Washington seine Kriegsschule gemacht hatte. Beide Heere mußten bald vor der Uebermacht des Feindes, unter vielen, zwar rühmlichen, aber nicht glücklichen Gefechten, bis an den Bug zurückgehen. Hier kam es noch bei Dubienka (18. Juli) zu einem bedeutenden Gefechte, in welchem Kosciuszko die Tapferkeit und Freiheitsliebe, die er zuerst in dem Kampfe für eine fremde Unabhängigkeit geübt hatte, auf dem einheimischen Boden in voller Kraft entwickelte.

Allein was half es, daß die Glieder des Staats frisch und muthig kämpften, da die Seele des Ganzen an Ohnmacht und Feigheit krankte! Trotz wiederholter Versicherungen war der König nicht bei dem Heere erschienen; zu spät rief er das gesammte Volk zu den Waffen, und bald nachdem er erklärt hatte, daß er der Tapferkeit der Nation das Schicksal des Staates und sein eigenes anheim stelle, und mit derselben fallen wolle, um den Untergang des Reichs und den Sieg der Bösen nicht zu überleben, gab er schon das Heil des Vaterlandes und die Edelgesinnten seines Volkes Preis. Nach Empfang eines drohenden Briefes von der Kaiserin, worin sie ihm befahl, der Targowiczer Conföderation beizutreten, schloß er derselben (am 24. Juli 1792) sich an. Er erklärte seinem Staatsrathe, da die drei benachbarten Höfe sich, wie er wisse, gegen Polen verbündet hätten, könne man die Gefahr nur durch inniges Anschließen an Rußland abwenden, worauf ein Mitglied dieses Staatsrathes, einer von den Feinden der neuen Verfassung, ihm dankte, daß er, selbst mit Schmälerung seines Ruhmes, das Vaterland zu retten bemüht sei. Dem Heere ward sogleich befohlen, alle Feindseligkeiten einzustellen. Poniatowski und Kosciuszko legten ihre Stellen nieder; die Vertheidiger der Unabhängigkeit und Freiheit verließen ihr Vaterland, und die Targowiczer Conföderirten kehrten zurück, mit Gewalt Alles zum Beitritte zwingend. Alle Einrichtungen des vorigen Reichstags wurden mit Genehmigung des Königs aufgehoben; aus falschem Stolz wurden die Rechte der Städte, aus schändlicher Habsucht die Vereinigung der Schatzkammer von Litthauen und Polen vernichtet, und aus blindem Haß die Ehrenzeichen, welche die polnischen Soldaten für die gegen die Russen gezeigte Tapferkeit erhalten hatten, abgerissen. Frohlockend rühmten sich die targowiczer Conföderirten, unter dem Schutze der göttlichen Katharina das felsenfeste Gebäude der alten Freiheit ihrer Väter wieder errichtet zu haben.

Allein nur kurze Zeit war ihnen diese täuschende Freude vergönnt,

und schnell erfuhren sie, daß sie nur Werkzeuge fremder Eroberungssucht waren. In Folge der Combination der französischen Angelegenheiten mit den polnischen, schlossen sich Rußland, Oesterreich und Preußen immer enger an einander. Zwar war Kaiser Leopold II. am 1. März 1792 gestorben; aber sein Nachfolger Franz II. verfolgte die Politik seines Vorgängers. Schon am 14. Juli 1792 kam ein Vertrag zwischen Oesterreich und Rußland, und am 7. August ein anderer zwischen Rußland und Preußen zu Stande. Damit traten alle drei Mächte auf den Standpunkt der polnischen Verfassungszustände von 1773 zurück. Gleichzeitig begann auch, wie wenn es auf eine „Entschädigung" für die Kosten der Feldzüge gegen Frankreich ankomme, die Verhandlung über eine zweite Theilung Polen's, die mit dem Vertrage vom 23. Januar 1793 zwischen Rußland und Preußen formell festgestellt ward, während Oesterreich noch an eine Entschädigung in Baiern dachte. Am 25. März und am 7. April 1793 ergingen Patente von Preußen und Rußland, die den Polen Widerspenstigkeit gegen den Rath Friedrich Wilhelm's und gegen die wohlthätigen Absichten Katharinen's vorwarfen, den Staat beklagten, der durch Aufrührer verwirrt werde, und ihn eine feuerspeiende Quelle des sich verbreitenden Jacobinismus und Freiheitsschwindels nannten, die man zum Heil der Nachbarn verstopfen müsse; in dieser Hinsicht halte man es daher für nöthig, Polen in engere Gränzen einzuschließen und zu einer Mittelmacht herabzudrücken; man fordere den König auf, einen Reichstag zusammenzuberufen, mit dem man die nöthigen Anordnungen treffen könne.

Jetzt sahen die aus ihrem Irrthum gerissenen Targowiczer Conföderirten, wohin der russische Schutz geführt hatte. Vergebens eilte Felix Potocki nach Petersburg, Katharinen's Gerechtigkeit anzuflehen. Ein Reichstag wurde nach Grodno berufen, und russische Bewaffnete umgaben ihn. Dennoch zeigte sich lange erbitterter Widerstand. Die Russen, welche einen großen Theil von Litthauen, Klein-Polen und die Ukraine forderten, zusammen 4553 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern, erzwangen (22. Juli 1793) zuerst Bewilligung dieser Forderungen, vorzüglich weil die Polen hofften, noch ihre Unterstützung gegen Preußen zu erlangen. Aber dieser Wahn verschwand bald. Als die Einwilligung in die an Preußen zu machenden Abtretungen hartnäckig verweigert ward, ließ am 2. Sept. 1793 der russische Gesandte Sievers vier Geschütze gegen das Versammlungshaus auffahren, und alle Zugänge desselben durch Grenadiere besetzen, die Jeden, der heraustreten wollte, mit Kolbenstößen zurücktrieben. So wurden die Polen endlich

zur Nachgiebigkeit gezwungen, indem sie, nach einigen Stunden entsetzlichen Lärmens, zu Unterhandlungen mit Preußen sich bequemten; doch dauerten, zumal in Folge russischer Intriguen, die Zögerungen fort, bis die Drohungen Preußen's gegen Rußland, neuerdings das letztere zum Einschreiten anspornten. Am 22. September ließ Sievers vier der muthigsten Landboten verhaften und am 25. den Reichstag wieder mit Grenadieren und Geschützen umstellen, während er durch eine gebieterische Note die sofortige Unterzeichnung des Theilungsvertrages mit Preußen forderte. Ein allgemeines Stillschweigen, zum Zeichen des Protestes, war lange Zeit die einzige Antwort der Versammlung, bis endlich tief in der Nacht der Landbote Ankwicz den Antrag stellte, das Schweigen als Zustimmung zu deuten, und der Marschall Bialinski hiernach den Vertrag für abgeschlossen erklärte und unterzeichnete. Durch denselben ward an Preußen das, was es schon besetzt hielt, abgetreten. Preußen erwarb dergestalt unter Andern die Woiwodschaften Posen, Gnesen und Kalisch, sowie Danzig und Thorn, im Ganzen 1060 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Seelen. Die Ueberbleibsel des Königreichs betrugen jetzt nur noch 3861 Quadratmeilen mit drei und einer halben Million Einwohnern.

Stanislaus, der durch die Erklärung, daß er zur Zerstückelung Polen's nicht mitwirke, sondern sich nur darein füge, vergeblich seine Ehre zu retten suchte, hatte noch vergeblicher durch diese Fügsamkeit auf seinem erniedrigten Throne eine unschädliche Selbstständigkeit zu erlangen gehofft. Der immerwährende Rath ward wieder eingeführt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland setzte fest, daß ohne dessen Willen keine Veränderung in der Verfassung vorgenommen, keine Verbindung mit auswärtigen Mächten geschlossen werden dürfe, und daß seinen Heeren der Durchzug durch das polnische Gebiet jederzeit unverwehrt sein solle (16. October 1793). So sank das Königreich zu einer russischen Provinz herab. Um die herrische Uebermacht Rußland's recht empfindlich zu machen, trat anstatt des vermeintlich noch zu milden Sievers der harte, stolze General Igelström als Gesandter auf, und in den abgetretenen Ländern wurde der 3. Mai zur Huldigung bestimmt, um den Schmerz über die Unterwerfung durch die Erinnerung an die Freiheit zu stacheln.

Die polnische Nation hatte indeß bei ihrem Streben nach einer Wiedergeburt zu viele Lebenskraft entwickelt, als daß sie nicht, obgleich niedergetreten in den Staub, einen Versuch hätte machen sollen, sich mit der Kraft der Verzweiflung noch einmal aufzuraffen. Wirklich bildete sich

auch im Dunkel des tiefsten Geheimnisses eine Verschwörung, die sich über das ganze Königreich und über die abgetretenen Länder verbreitete. Koscinszko, der mit seinen gleichgesinnten Freunden, Potocki, Malachowski und Anderen, außerhalb des Vaterlandes eine Zuflucht gesucht hatte, ward zum Haupte derselben ernannt. Der 24. und 25. März 1794 ward als der Tag des Aufstandes angekündigt. Schon in den Anfängen dieses Monats aber erhob der Brigadier Madalinski zu Pultusk die Fahne der Unabhängigkeit. Da nämlich die theilenden Mächte die Verminderung des polnischen Heeres verlangt hatten, und also auch er den Befehl erhielt, seine Brigade aufzulösen, weigerte er sich Folge zu leisten, brach mit seinem Haufen auf, und eilte durch die neuen preußischen Besitzungen nach Krakau, wo in demselben Augenblicke auch Kosciuszko erschien (23. März). Die Bürger der Stadt traten dem Aufstande bei, sowie der Adel der ganzen Woiwodschaft, und eine heftige Erklärung ward erlassen.

Ein Sieg, den Kosciuszko, ohne alles Geschütz, mit 4000 Mann, von denen viele nur mit Sicheln bewaffnet waren, über ebenso viele, gutbewaffnete und mit starker Artillerie versehene Russen bei Raclawice erfocht (4. April 1794) entzündete vollends alle Gemüther. Der Aufstand verbreitete sich über das ganze Land. Am 17 April, am grünen Donnerstage, entlud sich in der Hauptstadt Warschau die lang drohende Wetterwolke. Die Bürgerschaft und die Soldaten fielen über die Russen her, und trotz der heftigen, durch zahlreiches Geschütz unterstützten Gegenwehr derselben, wurde die ganze Besatzung, nach einem sechsunddreißigstündigen Gefecht theils getödtet, theils gefangen genommen; nur wenige Trümmer retteten sich. Vornehmlich hatte sich die Erbitterung gegen den Palast des russischen Gesandten Igelström gewendet. Dreihundert Mann vertheidigten ihn drei Stunden lang; endlich zeigte man sich durch eine aufgesteckte Fahne bereit, sich zu ergeben. Als aber, bei Annäherung eines abgesendeten Trompeters Feuer gegeben wurde, gerieth das Volk in solche Wuth, daß es hineinstürmte, die ganze Besatzung ermordete, eines reichen Schatzes von Gold, Silber und Juwelen sich bemächtigte und endlich den Palast in Brand steckte. Igelström selbst hatte sich inzwischen gerettet.

König Stanilaus, von seinen gefürchteten Gebietern befreit, wollte sich nun mit den Verschwornen verbinden; allein diese, eingedenk seiner Schwäche und Zweideutigkeit, behandelten ihn zwar mit Anstand und äußerer Ehre, ließen ihm aber keine Macht. Diese übte vielmehr Kosciuszko, der in Warschau erschien, den immerwährenden Rath entließ,

eine neue Oberbehörde einrichtete, und Anstalten traf, daß die große Bewegung nicht von Bösen und Elenden zum Schaden gemißbraucht werde. Doch mußte er nachgeben, daß vier der vornehmsten Anhänger Rußland's, der Kronfeldherr Ozarowski, der General Zabiello, der Marschall des immerwährenden Rathes, Ankwicz, und der Bischof Kossakowski von Livland, dem Rachgefühle des Volkes zum Opfer gebracht und auf ihr Eingeständniß, Rußland's Plane begünstigt zu haben, hingerichtet wurden.

Unterdessen hatte der König von Preußen ein Heer von 40,000 Mann zusammengezogen und sich selbst an die Spitze gestellt. Kosciuszko wagte es mit seinem viel schwächern und schlecht bewaffneten Haufen, dem übermächtigen Feinde die Schlacht anzubieten (am 6. Juni bei Sczekozyn). Der König von Preußen rückte mit etwa 25,000 Mann, worunter 8000 Russen, zum Kampfe vor; Kosciuszko hatte nur etwa 17,000 Mann, großentheils frisch ausgehoben und nur mit Sensen bewaffnet, zur Verfügung*). Nach einem hartnäckigen Kampfe mußte er sich auf Warschau zurückziehen. Hierhin folgten ihm die Preußen, die sich auch Krakau's bemächtigt hatten (15. Juni), und belagerten, mit den Russen vereinigt die Stadt zwei Monate lang, bis der Aufstand in den an Preußen abgetretenen Ländern, der unter Dombrowski ausbrach und das preußische Heer im Rücken bedrohte, sie zum Abzug bewog.

Kosciuszko war der Held des Tages, und die Befreiung der Hauptstadt galt als ein freudiges Unterpfand für die Befreiung des Vaterlandes. Aber die Zahl und die Kraft der Gegner mehrte sich. Oesterreich enthüllte sein Einverständniß mit denselben und füllte Galizien mit Truppen an. Wie von jeher bei Preußen, so wirkte mehr und mehr auch bei dem österreichischen Hofe die Ansicht: da nun einmal Rußland's Entschlüssen zu Polen's völliger Auflösung nicht widerstanden werden könne, dürfe man diesem Großreiche wenigstens nicht die ganze Beute lassen, sondern müsse sie mit ihm theilen. Die Kaiserin von Rußland schickte jetzt größere Heeresmassen und ihren furchtbarsten Feldherrn, Suwarow. Dieser war eben in den neuen Provinzen beschäftigt gewesen, die polnischen Truppen, die beim allgemeinen Aufstande ihres Vaterlandes sich zur Theilnahme anschickten, zu entwaffnen. Er brach in Eilmärschen von dem äußersten Ende der Ukraine auf, und erreichte im Fluge den Bug, wo Sierakowski mit nicht mehr als 10,000 Mann seinem Vordringen sich entgegenstemmen sollte. In zwei blutigen und hartnäckigen Gefech-

*) Sybel, Gesch. der Revolutionszeit, Bd. III. S. 252.

ten in den Morästen um Brzesc warf ihn Suwarow zurück (17. und 19. September).

Der russische Oberfeldherr rastete hier, um andere russische Heerhaufen an sich zu ziehen; besonders den General Fersen, der mit den Preußen Warschau gemeinschaftlich belagert hatte und noch jenseits der Weichsel stand. Dies zu verhindern, brach Kosciuszko auf, und griff am 10. October 1794 die Russen unter Fersen, der eben über den Strom gegangen war, bei Maciejowice an. Vergebens entwickelte er alle Kunst eines Feldherrn und alle Tapferkeit eines Helden; sein schwächerer Haufe erlag, und er selbst, mehrfach verwundet und mit den Worten Finis Poloniae vom Pferde stürzend, fiel als Gefangener in die Hände der Russen. Wrascheski, der an seine Stelle trat, und seinen Muth, aber nicht seinen Geist besaß, war nicht im Stande, den Untergang des Vaterlandes abzuwehren.

Denn Suwarow zog nach Kosciuszko's Niederlage alle Heeresabtheilungen an sich, und rückte gegen Warschau, oder vielmehr gegen die auf dem rechten Ufer der Weichsel liegende Vorstadt Praga. Am 4. November Morgens um 5 Uhr, im Dunkel der Winternacht, führte er, der Erstürmer Ismail's, auch hier sein Heer zum Sturm. In wenigen Stunden waren die Verschanzungen der Polen und die Vorstadt völlig in seinen Händen. Unaufhaltsam fielen die erbitterten Soldaten über die Bewohner her, machten Alles nieder ohne Schonung des Alters und des Geschlechts, und übten noch an den Schlachtopfern unmenschliche Wuth.

Von dem jenseitigen Ufer hörten die Bürger Warschau's das Angstgeschrei der Ermordeten. Das Bollwerk, worauf sie ihre Hoffnung gegründet, war mit Praga gefallen; ihre tapferste Mannschaft, die Blüthe der polnischen Jugend, war getödtet oder in schmähliche Gefangenschaft gerathen. Bei dieser Unmöglichkeit fernerer Gegenwehr unterhandelten sie daher mit dem Sieger wegen der Uebergabe. Die Russen versprachen Sicherheit des Eigenthums und des Lebens unter der Bedingung, daß dem König Stanislaus seine Würde bleibe, daß die Stadt vollständig entwaffnet werde, daß die russischen Gefangenen auf freien Fuß gesetzt würden, und daß die noch vorhandene polnische Besatzung unverzüglich abziehe. Die Bürger gingen auf Alles ein, wiewohl die polnische Besatzung große Schwierigkeiten machte; denn sie wollte den König und die russischen Gefangenen mit sich nehmen, und begann in der Nacht vom 6. zum 7. November einen Aufruhr, der nur durch den kräftigen Widerstand der Bürger gestillt wurde.

Darauf hielt Suwarow am 8. November 1794 seinen feierlichen Einzug in die Stadt, über die wiederhergestellte Brücke; einzelne Haufen des russischen Heeres verfolgten und zerstreuten, in Verbindung mit den Preußen, die Trümmer der polnischen bewaffneten Macht im ganzen Lande, und vernichteten die letzte Kraft des Widerstandes. Wiewohl Suwarow eine allgemeine Vergessenheit des Geschehenen versprochen hatte, ließ die Kaiserin den Ignaz Potocki und Andere gefangen nehmen, entzog Mehreren ihre Güter, und behielt den Kosciuszko in Haft bis zu ihrem Tode. Inzwischen begannen die Verhandlungen der drei Mächte über eine letzte und vollständige Theilung Polen's. Da aber Preußen, wegen der hartnäckigen Bekämpfung seiner Ansprüche, zumal in Bezug auf Krakau, sich für die Erhaltung Polen's aussprach, so schlossen Rußland und Oesterreich allein am 3. Januar 1795 einen geheimen Theilungsvertrag, den sie gebieterisch am 9. August dem preußischen Kabinet zur einfachen Annahme vorlegten. Nach längerem Sträuben, und ohne wesentliche Modificationen zu erlangen, trat Preußen am 24. October dem Vertrage bei. Es gewann zwar dadurch die Hauptstadt Warschau, mußte aber das seit Jahr und Tag besetzte Krakau mit dem dazu gehörigen Gebiete wieder räumen und an Oesterreich abtreten. Das letztere erhielt im Ganzen 834 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Menschen, und Preußen 997 Quadratmeilen mit 939,000 Einwohnern, während Rußland wieder die Hauptmasse sich aneignete: 2030 Quadratmeilen mit ungefähr 1,200,000 Seelen. Brzesc ward der Mittelpunkt der Gränzen der drei Mächte; die Weichsel trennte Preußen und Oesterreich, der Bug Oesterreich und Rußland, der Niemen Rußland und Preußen. Das Resultat aller drei Theilungen war: für Rußland 8500 QM. mit 6 Millionen Einwohnern, für Oesterreich 2100 QM. mit 4 Millionen, für Preußen gegen 2700 QM. mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern.

Polen hatte nunmehr aufgehört, zu existiren. König Stanislaus wurde gezwungen, am 25. November 1795 die Krone, die er dreißig Jahre lang unter dem schweren Joche seiner ehemaligen Gönnerin getragen hatte, niederzulegen; er ging mit einem Jahrgehalt von 200,000 Ducaten nach Petersburg, wo er am 12. Februar 1798 starb. Den Polen verblieb nichts als der Schmerz über den Untergang ihres Vaterlandes, eine tiefe nationale Erbitterung gegen ihre Unterdrücker, und das Mitleid der Völker. Rußland wußte seinen Löwenantheil an der Beute durch die Unterwerfung des Herzogthums Kurland noch größer und nützlicher zu machen. Der Sohn des im Jahre 1772 verstorbenen

Herzogs Johann Ernst, Herzog Peter, wurde 1795 nach Petersburg geladen, und dort mit der Kunde überrascht, daß sich die Stände seines Landes am 18. März durch eine unbedingte Unterwerfungs-Acte zu Unterthanen der Kaiserin erklärt hätten.

Unter diesen allseitigen Erfolgen ihrer Politik neigte sich Katharina ihrem Lebensende zu. Gegen die französische Revolution hatte sie schon lange den größten Widerwillen bezeigt, ungeachtet ihrer vormaligen Verbindung mit den Verbreitern der Grundsätze, aus denen dieselbe erwachsen war. „Ich habe immer," hatte sie einst an Zimmermann geschrieben, „viel aus der Philosophie gemacht, weil meine Seele stets sehr republikanisch gewesen ist." Nun aber sagte sie zu dem französischen Gesandten, als derselbe ihren Hof verließ: „Ich bin eine Aristokratin, weil ich es von Amtswegen sein muß." Sie hütete sich aber, ihren feindseligen Erklärungen gegen das republikanische Frankreich Wirklichkeit zu geben, und überließ dies den beiden deutschen Mächten. Dagegen begann sie noch in den letzten Jahren ihrer Regierung einen Krieg gegen Persien, um den Schach Mohammed, der sich dieses Reiches bemächtigt und den alten Fürsten Heraclius von Georgien, einen Vasallen Rußland's, aus Tiflis vertrieben hatte, zu züchtigen. Schon waren 30,000 Mann in Kislar versammelt und setzten sich in Bewegung, als Katharina am 17. November 1796, siebenundsechzig Jahre alt, an einem Schlagflusse starb. Ihr Sohn und Nachfolger, Paul I., ertheilte sogleich Gegenbefehle. Eines der ersten Geschäfte desselben war, sich in das Staatsgefängniß zu begeben, in welches Kosciuszko nebst mehreren gefangenen Polen gebracht worden war, und ihm seine Freiheit anzukündigen. Kosciuszko nahm sie an, weigerte sich aber, den Degen anzunehmen. „Ich bedarf keinen Degen mehr, weil ich kein Vaterland mehr habe." Er bat um Erlaubniß, nach Amerika gehen zu dürfen, und Paul ertheilte ihm dieselbe mit dem Geschenke eines Landgutes. Das letztere lehnte Kosciuszko ab, als er die russische Gränze überschritten hatte. Er lebte darauf einige Zeit in Amerika, dann in Frankreich, zuletzt in der Schweiz zu Solothurn, wo er am 15. October 1817 gestorben ist. Sein Leichnam wurde nach Krakau geführt und in der Grabstätte der Könige beigesetzt.

Niemand wird in Abrede stellen, daß das Leben Katharina's für die Welt und für Rußland sehr bedeutsam gewesen ist. In einigen Beziehungen erinnert sie an ihre Vorgängerin Elisabeth, vorzüglich in der Pracht und Verschwendung ihres Hofhalts. Katharina glaubte, daß Glanz der Eigenthümlichkeit und Größe ihres Reiches angemessen sei,

und daß die Belohnungen, die sie ihren sieggekrönten Dienern ertheilte, den Wünschen derselben volle Befriedigung gewähren müßten, damit sie nicht auf gefährliche Wege geleitet würden. Diese freigebige Verschwendung verursachte aber auch eine Zerrüttung und Erschöpfung des Staatshaushalts, durch welche oft den neuen Anstalten und Einrichtungen im Innern der nothwendige Lebenssaft entzogen wurde. Indeß erhielt Katharina mitten unter dem Prunke eines orientalischen Hofhalts und unter den Genüssen einer reizbaren und stets gereizten Sinnlichkeit den Funken der Thätigkeit wach. Sie suchte Alles mit eignem Auge zu sehen, und nichts hielt sie ab, täglich mit ihren Ministern zu arbeiten und die wichtigsten Geschäfte abzumachen. In dieser Hinsicht schloß sie sich würdig an Peter den Großen an, dem sie auch in Petersburg ein großartiges Denkmal errichten ließ. In marmorner Riesengestalt reitet der Zar einen Felsen hinan, der aus einem drei Millionen Pfund schweren ungeheueren Blocke gehauen ist. Dieser Stein ward 1768 nicht weit von Petersburg in einem Moraste entdeckt, und für die Bildsäule bestimmt; wegen seiner Schwere erforderte die Wegschaffung ganz eigene mechanische Zurüstungen. Eine schwierigere Aufgabe für die Kunst wäre es, Katharina darzustellen, wie sie auf dem Gipfel eines Felsens thronend den weiten Umkreis ihrer Macht überschaut, ohne die Erinnerung an die Art, wie sie dieselbe erworben, in sich überwältigen zu können.

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Fünfter Abschnitt.

England und die nordamerikanische Revolution.

1. Einleitung.

Während im Osten Europa's ein altes morsches Staatswesen, Polen, mehr und mehr mit seinen kümmerlichen Grundlagen verschwand: war im fernen Westen, jenseit des Atlantischen Meeres, ein vollkommen neues auf immer großartigeren Grundlagen erwachsen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und während drei der europäischen Großmächte, Rußland, Oesterreich und Preußen, sich auf Kosten jenes alten Staatswesens in bedeutungsvoller und folgenschwerer Weise vergrößerten: erlitt die vierte, England, durch das Erstehen einer neuen transatlantischen Weltmacht eine ungeheure territoriale Einbuße, die für die allgemeinen Geschicke der Menschheit in noch höherem Grade bedeutungsvoll und folgenschwer ward.

Um indeß die Genesis der nordamerikanischen Revolution in ihren universalhistorischen Zusammenhängen zu begreifen und zu würdigen, müssen wir weiter in der Vergangenheit ausholen.

Nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin, im äußersten Westen und im äußersten Osten der Erde, in Nordamerika und in Ostin-

dien, hatte England im Laufe der Zeit ungeheure Erwerbungen gemacht und durch Colonisationen sie auszubeuten getrachtet. Blicken wir zunächst auf Ostindien.

---

2. Ostindien und die Kämpfe daselbst zwischen England und Frankreich.

Schon zweimal ist Ostindien in der Geschichte der europäischen Völker erwähnt worden: einmal als die Siege des Macedoniers es zuerst aus dem Dunkel der Vorzeit zogen; das andere Mal, als die Portugiesen ihre ruhmvollen Fahrten um das Vorgebirge der guten Hoffnung unternahmen, um sich auf einem neuen Wege den Schätzen desselben zu nähern. Dieses Land mit ungezählten Bewohnern, deren Genügsamkeit den Geiz, deren Milde die Herrschsucht der Eroberer beschämt, ohne sie zu entwaffnen, und deren streng bestimmte Lebensform, gleich ihrem uralten Religionswesen, sich stets unverändert unter fremden Gebietern erhält, ward zu der Zeit, als es Vasco de Gama entdeckte, nicht zum ersten Mal seit Alexander dem Großen von Fremdlingen betreten.

Ueber die nordwestlichen Gebirgsketten, durch welche die Natur Ostindien von dem übrigen Asien sondert, waren um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung die Ghasnavidischen Türken gekommen, um für sich die Länder zu erobern, wie für den Koran die Gemüther; aber die Hindu's unterwarfen sich nur dem Schwerte, nicht dem Glauben der Fremden. Nach zwei Jahrhunderten wurde diese Herrschaft durch die Afghanen, die aus den nördlichen Gebirgen bis nach Bengalen und Decan drangen, zerstört. Darauf entstand, im Jahre 1526, als Sultan Baber, ein Urenkel Tamerlan's, an der Spitze der Mongolen, den afghanischen Sultan Ibrahim überwunden hatte, das Reich der Mongolen, das zu der Zeit, an welche wir diese Geschichte knüpfen, noch fortdauerte. Delhi war dessen Hauptstadt, die Einkünfte so groß, daß der Reichthum des Groß-Moguls zum Sprichworte ward. Unter Aurengzeb, der 1707 starb, war diese Herrschaft am weitesten über Indien ausgedehnt.

Aber die Statthalter, deren sich der Groß-Mogul bediente, das Land zu regieren (die Subahs, Nabobs, Zemindars), wurden, als die Kraft in dem Mittelpunkte nachließ, eigene Herren. Auch den indischen Fürsten oder Rajah's, die es als zinspflichtige Vasallen in mehre-

ren eroberten Gebieten gelassen hatte, gelang es, sich unabhängig zu machen. So entstanden allmählig eigene Reiche zu Oude, in Bengalen, in Decan, in Allahabad u. s. w. Neue Stämme, die sich unter den Eingebornen erhoben, z. B. die Seiks am Indus, ausgezeichnet durch eigenthümliche Religionsgrundsätze, — die Maratten, welche Sewagi, ein Mann aus der Kaste der Krieger, ums Jahr 1670 zu einem eignen Bundesstaate vereinigte, — die kriegerischen Rasbutten in Agimere ꝛc. vermehrten die bunte Mannichfaltigkeit theils indischer, theils mohammedanischer Staaten.

Dem Groß-Mogul war wenig mehr als ein Schatten von Macht geblieben, als der Eroberer Nadir-Schah, nachdem er den persischen Thron bestiegen und Rußland sowie den Türken sich furchtbar gemacht hatte, seine Blicke auf Ostindien warf. Durch die Eifersucht zweier Günstlinge des schwachen mongolischen Kaisers Mohammed Schah (1718—1747) herbeigerufen, unternahm er im Jahre 1739 einen Zug dahin, eroberte Delhi, ließ hunderttausend Menschen ermorden, und gewährte nur gegen Abtretung aller vom Indus westlich gelegenen Länder Frieden.

Seit dieser Zeit erhob sich die Macht der Europäer in Ostindien. Gegen die Portugiesen, die lange Zeit ausschließlich in diesen Gewässern und Gegenden geherrscht hatten, waren am Ende des sechzehnten Jahrhunderts zwei gefährliche Nebenbuhler aufgetreten, die Holländer und die Engländer. Der Krieg, den beide Völker gegen Spanien, dem Portugal damals unterworfen war, führten, und die Hindernisse, die dadurch ihr Handel nach Lissabon fand, hatten sie zuerst zu dem Versuche bewogen, die Güter dieser Länder selber zu holen.

In England ward, der Ansicht der Zeit gemäß, eine Compagnie mit dem ausschließlichen Rechte, dorthin zu handeln, errichtet. Die ersten Fahrten gingen fast blos nach den molukkischen Inseln, der Gewürze wegen. Dahin aber strebte auch die holländisch-ostindische Compagnie. Zwischen beiden entzündete sich daher die heftigste Eifersucht. Ein Blutbad auf Amboina (1623), von den Holländern gegen die Engländer verübt, zeigte die Stärke des Handelsneides in nicht minder schrecklicher Gestalt, als sich vormals die Glaubenswuth in gegenseitigen Verfolgungen kund gethan hatte.

Die Engländer räumten zuletzt diese Insel und wandten sich mehr nach den Küsten des festen Landes. Ihr Kampf gegen die den einheimischen Fürsten verhaßten Portugiesen verschaffte ihnen bei den ersteren Eingang; sie erhielten Handelsfreiheiten und große Vergünstigungen.

Daß ein englischer Arzt am Hofe des Groß=Moguls mit seiner Kunst nützliche Dienste leistete, vermehrte diese Vortheile. Später, als Portugal von Spanien wieder frei geworden war, erhielt König Karl II. von England bei seiner Heirath mit der portugiesischen Prinzessin Katharina (1662) die Stadt Bombay zur Mitgift; er schenkte dieselbe 1668 der ostindischen Compagnie, welche dadurch zuerst von ihren indischen Schutzherren, zu deren Gebieten ihre übrigen Factoreien (Madras, Surate und Calcutta) gehörten, unabhängiger ward.

Um dieselbe Zeit ward auch in Frankreich unter Colbert eine ostindische Compagnie gestiftet, die ihre Handelsgeschäfte nicht ohne Glück führte. Von dem Fürsten von Visapur erhielt sie die Erlaubniß, auf der Küste von Coromandel eine Festung anzulegen — das in der Folge so bedeutende Pondichery. Die Kriege beider Völker in Europa dehnten sich nun auch auf Ostindien aus; doch erlangten die Vorgänge daselbst erst im vierten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts einige Wichtigkeit.

Im Jahre 1745, während des Krieges, den drei Jahre nachher der Aachener Friede endigte, erschien ein englisches Geschwader in den indischen Gewässern; bald darauf aber La Bourdonnaie, Gouverneur der Inseln Isle de France und Bourbon, die er zu blühenden Niederlassungen umgestaltet hatte, mit neun, auf eigene Kosten von ihm bewaffneten Schiffen. Nach einem für die Engländer nachtheiligen Treffen belagerte La Bourdonnaie Madras, den Hauptplatz des Ostindischen Handels nächst Batavia und Goa. Die Stadt ergab sich, da das englische Geschwader nicht zu Hülfe kam, am 21. September 1746. Kraft der Capitulation sollten die Engländer mit neun Millionen Franken ihre Personen und ihr Eigenthum auslösen dürfen, und die Stadt selbst dem Nabob von Carnatic überliefert werden; denn La Bourdonnaie hatte von dem französischen Ministerium Befehl, keine Eroberung auf dem festen Lande zu behalten. Allein Dupleix, Gouverneur von Pondichery, folgte einer andern Ansicht, und wollte Madras behauptet wissen. Sie geriethen darüber mit einander in einen Zwist, der den weiteren Fortschritten der Franzosen in diesen Gegenden hinderlich ward. La Bourdonnaie wurde abgerufen und bei seiner Rückkunft in die Bastille gesetzt, aus der er erst nach drei Jahren wieder in Freiheit kam; Dupleix aber hob den Uebergabe=Vertrag auf, nahm alles englische Eigenthum in Beschlag, und führte den Gouverneur und die angesehensten Personen als Gefangene nach Pondichery. Der Friede zu Aachen (1748) gab zwar Madras an die Engländer zurück; allein der ehrgei=

zige Dupleix entsagte darum dem Plane nicht, Frankreich zur herrschenden Macht in Indien zu machen. Er suchte dieses Ziel durch Berückung und allmählige Bezwingung der indischen Fürsten zu erreichen. Die Engländer hegten gleiche Absichten und boten Alles auf, ihren Nebenbuhlern den Vorsprung abzugewinnen; aber so lange Dupleix die Angelegenheiten leitete, war das Uebergewicht auf Seite der Franzosen.

Der Plan dieses Mannes scheiterte nicht durch seine Schuld, sondern durch die Thorheit, womit ihn das Ministerium den Klagen der ostindischen Gesellschaft, die mit seiner Gewalthaberschaft nicht zufrieden war, aufopferte. Dupleix ward im Jahre 1754 zurückgerufen und starb bald darauf zu Paris, nachdem er, der in Indien das Schicksal so vieler Fürsten entschieden hatte, als Bittender zu Richtern und Advocaten hatte umherlaufen müssen. An seine Stelle trat Godeheu, einer der Directoren der Gesellschaft, ein ruhiger und einsichtiger Mann, dem aber mit den Fehlern seines Vorgängers auch dessen große Eigenschaften fehlten.

Von jetzt an entwickelten die Engländer eine kühne und folgenreiche Thätigkeit. Indem sie ihre Truppen durch indische Rekruten (Seapoys) ergänzten, und den letzteren europäische Zucht und Abrichtung beibrachten, ohne ihnen den Zugang zur Kenntniß europäischer Kriegskunst zu öffnen, fanden sie die Grundlage, auf welcher bald ein Reich der Compagnie erbaut ward, das nach wenigen Jahrzehenden die Reiche in Europa, deren Kronen König Georg trug, weit hinter sich ließ. Sie führten zunächst ein glänzendes Unternehmen in Verbindung mit den Maratten aus. In der Nähe von Bombay gab es einen Seeräuberstaat, dessen Oberhaupt den schwachen mongolischen Hof zu Delhi gezwungen hatte, ihm die Würde eines Admirals zu ertheilen. Einen solchen hatte es in den blühenden Zeiten des mongolischen Kaiserthums gegeben zur Befehligung der Flotte, welche die Kaiser zur Beschützung des Handels hielten. Jetzt aber störte dieser Admiral den Frieden der Gewässer so sehr, daß die Europäer zur Sicherung ihres Verkehrs eine Seemacht unterhalten mußten; ja durch einige glückliche Gefechte kühn gemacht, rühmte er sich schon, er wolle die Europäer bald aus den indischen Meeren vertreiben. Es gelang aber einem englischen Geschwader, seine Flotte zu verbrennen, seine Festungen einzunehmen und seinen Staat zu vernichten. Dem Admiral Watson und dem Obersten Clive gehörte der Ruhm dieses glücklich ausgeführten Schlages; derselbe war aber nur der Vorläufer der größeren Erfolge, durch welche die Britten bald darauf das ganze Königreich Bengalen unterwarfen.

In diesem Paradiese Indien's besaßen die Engländer seit 1652 Niederlassungen, die sie der Gunst des Moguls verdankten. Diese Besitzungen erregten aber in dem Maße, als ihr Umfang und Reichthum zunahm, die Eifersucht der Subahs oder Nabobs von Bengalen. Der damalige Subah Surajah Dowla (seit 1756) war entschlossen — vielleicht nicht ohne heimliche Aufhetzung von Seiten des französischen Generals Bussy — alle englischen Niederlassungen zu zerstören. Er ging daher auf Calcutta los, wo er die meisten Schätze zu finden hoffte.

Die verweigerte Auslieferung eines Hindu, der bei Surajah Dowlas Vorgänger viel gegolten hatte und sich jetzt bei den Engländern aufhielt, sowie die Werke, womit, bei dem bevorstehenden Ausbruche des Krieges mit Frankreich, die Stadt befestigt wurde, gaben einen Vorwand zum Angriffe. Die Engländer geriethen in Schrecken; denn die Niederlassung befand sich in keinem ordentlichen Vertheidigungsstande. Der Gouverneur und viele andere Personen begaben sich daher an Bord der Schiffe, um ihr Leben und ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Nur der Major Hollwell mit einer kleinen Besatzung übernahm die Vertheidigung des Platzes, mußte ihn aber (am 20. Juni 1756) dem Subah übergeben. Die Besatzung ward auf das schmählichste behandelt; hundertsechsundvierzig Menschen, theils krank, theils verwundet, wurden in der heißesten Jahreszeit eines brennenden Himmelsstrichs in die sogenannte schwarze Höhle gesperrt, ein enges, dumpfes Gefängniß von elf Fuß Länge und achtzehn Fuß Breite, mit einem einzigen, nicht einmal ins Freie gehenden Fenster. Hier litten sie während der Nacht von Durst, Hitze und Ausdünstungen so sehr, daß am Morgen nur noch dreiundzwanzig, unter ihnen Hollwell, am Leben waren. Diese wurden herausgeholt und vorgefordert, um dem Subah die verborgenen Schätze zu zeigen, die seine Habsucht vermuthete oder wünschte.

Die Nachricht von jener Gräuelscene nicht minder, als der erlittene Verlust, bewog die Verwaltung in Madras, sogleich Truppen nach Bengalen zu senden. Watson's Geschwader, das sich in den indischen Gewässern befand, führte Clive'n mit einer Schaar Europäer und Seapoys nach jenem Lande hinüber. Dieser General erreichte sehr bald seinen Zweck. Er nahm die beiden stärksten Festungen am Ganges, eroberte Hughley, wo des Subah Salzmagazine und Zeughäuser verbrannt und zerstört wurden, und brachte dem an Zahl weit überlegenen Heere desselben eine große Niederlage bei. Der Subah versprach nun, das Zerstörte zu ersetzen, das Eroberte herauszugeben, die Zollfreiheit anzuerkennen, und die Befestigung der englischen Factorei zu erlauben.

Mit dem 2. Januar 1758 war Calcutta wieder in der Gewalt der Engländer.

Inzwischen hatte (im Jahre 1756) in Europa der Krieg mit Frankreich begonnen. Wiewohl die Franzosen, zum großen Vortheile England's, an dem Kampfe mit dem Subah von Bengalen keinen Antheil genommen hatten, und eben in einer Unterhandlung begriffen waren, trotz dem Kriege in Europa, in Indien Frieden zu halten, zog Clive nun vor das französische Chandernagor und eroberte es (14. März 1757). Durch diesen festen Platz schnitt er den Subah, der schon Unlust bezeigte, die übernommenen Bedingungen zu erfüllen, von der Unterstützung ab, die er bei den Franzosen hätte finden können. Er mußte vielmehr alle Franzosen, die sich unter seinen Schutz begeben hatten, nach Behar entlassen, und sich ganz der Willkür der Engländer Preis geben. Diese hielten es am Ende für besser, ihren Feind aller Macht zu berauben. Ein ehemaliger Kriegsbefehlshaber des Subah, Mir Jaffier, der noch im Besitz eines eignen Heerhaufens war, bot ihnen die Hand. Clive rückte in das Gebiet des Subah, nahm Stadt und Festung Cutwa, und traf bei Plassey auf das feindliche Heer von 15,000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk, dessen Geschütz von Franzosen bedient ward. Er schlug dasselbe am 26. Juni 1757 mit 900 Europäern und 2200 Seapoys, unterstützt durch die Verrätherei des Mir Jaffier. Dieser Sieg, der über das Schicksal eines großen Königreichs von dreißig Millionen Menschen entschied, kostete den Engländern nur zwanzig Mann an Todten und Verwundeten. Darauf eroberte Clive die Hauptstadt Bengalen's, Murshadabad, entsetzte den Subah und ernannte den Mir Jaffier an dessen Stelle. Surajah Dowla ward auf der Flucht ergriffen, und von Mir Jaffiers Sohne getödtet. Der neue Subah bezahlte an die Compagnie zehn Millionen Rupien und versprach, den Franzosen nie wieder zu gestatten, sich in den drei Provinzen Behar, Orixa und Bengalen niederzulassen; außerdem erhielt die Gesellschaft Erweiterung ihres Gebiets um Calcutta.

Die französische Verwaltung in Pondichery hatte Befehl erhalten, bei dem in Europa ausgebrochenen Kriege nicht eher etwas in Indien zu unternehmen, als bis eine große Verstärkung aus Frankreich angelangt sein würde. Diese kam im Jahre 1758 unter Führung Lally's, der zum Gouverneur und obersten Vorstande der französischen Angelegenheiten in Indien bestimmt war. Dieser tapfere Mann, der sich in der Schlacht bei Fontenoy sehr ausgezeichnet hatte, stammte aus einer der Irländischen Familien, die mit den Stuarts nach Frankreich geflüch=

tet waren; wegen seines großen Hasses gegen die Engländer schien er besonders geschickt, die Macht derselben mit Erfolg zu bekämpfen. Allein er besaß wenig Kenntniß der indischen Sitten, Ränke, Kunstgriffe und der darauf berechneten Kriegsweise; noch weniger besaß er die geschmeidige Klugheit, welche sein Verhältniß zu den Beamten der französisch-ostindischen Compagnie erforderte. Er hatte den Auftrag erhalten, die Mißbräuche abzuschaffen, welche in der Verwaltung eingerissen waren. Dies Unternehmen war schwierig und gefährlich zu einer Zeit, wo der Krieg große Aufmerksamkeit und ungetheiltes Zusammenwirken verlangte. Lally ging höchst unbesonnen zu Werke. Da er die Staatscassen leer fand, so erklärte er, das sei Folge der schlechten und habsüchtigen Verwaltung, zu deren Bestrafung er gekommen sei. Dadurch regte er den Unwillen der Beamtenwelt wider sich auf, und fand fortan da den heftigsten Widerstand, wo er auf kräftige Unterstützung gehofft hatte.

Zwar war der Anfang seiner Unternehmungen glücklich, indem er das Fort St. David eroberte (1. Juni 1758); aber aus Tanjore, dessen König zur Bezahlung ansehnlicher Geldsummen gezwungen werden sollte, mußte er sich unverrichteter Sache zurückziehen, weil man in Pondichery kaum 100,000 Rupien zusammenbringen konnte, und die Soldaten, bei fortdauerndem Mangel an Bezahlung, davonzugehen drohten. Die Belagerung von Madras mußte aufgehoben werden, weil eine englische Flotte zum Entsatze erschien (Februar 1759). Man kann sich einen Begriff von Lally's Verhältnissen zu seinen Landsleuten machen, wenn man hört, daß dieser Abzug von Madras in Pondichery die größte Freude erregte. Da Lally dieser Unternehmung wegen den General Bussy aus den nördlichen Besitzungen der Franzosen abgerufen hatte, so setzten sich nun die Engländer von Bengalen aus darin fest; Massulipatam ward den Franzosen am 4. April 1759 abgenommen, und die französische Hauptmacht unter Lally in einem Treffen bei Wandiwash am 22. Januar 1760 gänzlich aufgerieben.

Lally, der im heftigsten Unwillen sich fast verzehrte und in die Heimath schrieb, daß die Hölle ihn in dieses Land des Zankes und des Unglücks gespieen habe, zog sich voll Verzweiflung von allen Punkten in Carnatic zurück, und schloß sich in Pondichery ein, wo Leidenschaften aller Art herrschten und alle gemeinsame Thätigkeit unmöglich machten. „Ich möchte lieber", schrieb er, „die Caffern befehligen, als in diesem Sodom bleiben, welches, wenn es die Blitze des Himmels nicht zerstören, nothwendig das Feuer der Engländer früher oder später zerstören wird."

Das Letztere ging bald in Erfüllung. Pondichery mußte sich am 17. Januar 1761 den Engländern ergeben, und nach einem dreijährigen Kriege waren die Franzosen aus Indien vertrieben.

Der gänzliche Verlust der so hoch gehaltenen indischen Besitzungen erregte in Frankreich unter den Mitgliedern der Compagnie und den Theilhabern ihrer Actien das heftigste Geschrei. Alle Schuld ward auf Lally geschoben und derselbe als Verräther bezeichnet. Er selbst aber war von seiner Unschuld so überzeugt, daß er sich in England die Erlaubniß erwirkte, als Kriegsgefangener nach Frankreich gehen zu dürfen, um seine Sache zu führen. Er wurde sogleich in die Bastille geworfen, und nach einem langen Processe aus Rücksicht auf die öffentliche Stimme im Jahre 1766 vom Parlament zum Tode verurtheilt. Auf einem schmutzigen Karren, einen Knebel im Munde, damit er das Volk nicht anreden könne, wurde er auf den Richtplatz geführt und, wie ein wohlunterrichteter Geschichtschreiber sagt, mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gemordet. Die französisch-ostindische Gesellschaft, die in kurzer Zeit dreien Männern, La Bourdonnaie, Dupleix und Lally, auf diese Weise gelohnt hatte, überlebte sie nicht lange.

Unterdessen stieg das Glück der Engländer auf den Trümmern der französischen Herrschaft. Nach der Eroberung von Surate erhielten sie die Admiralswürde des mongolischen Reiches, welche die Besitzer dieses Platzes bis jetzt bekleidet hatten. Mir Jaffier, der von ihnen eingesetzte Nabob von Bengalen, hatte seit seiner Erhebung Kälte und Mißtrauen gegen seine Beschützer bewiesen und auf Mittel gedacht, sich ihrer Zudringlichkeit zu entziehen; er war deshalb sogar in Unterhandlungen mit den Holländern getreten. Auf die Kunde davon beschlossen die Engländer seine Absetzung. Die Compagnie, welche selbst in Schulden gerathen war, während ihre Beamten reich wurden, wollte zugleich durch das Feilbieten der Nabobswürde ihre Geldverlegenheit heben. Mir Kossim, der neue Nabob, des vorigen Eidam, mußte daher seine Würde sehr theuer bezahlen. Außer den Geschenken für die Einzelnen (der Gouverneur erhielt allein 58,000 Pfund), überließ er der Gesellschaft Midnapur, nebst Budwar und Chittagong eigenthümlich, und zahlte überdies noch 5 Lack Rupien *) baar als Hülfsgelder zur Fortsetzung des Krieges, den die Engländer damals noch in Carnatic gegen die Franzosen zu führen hatten.

*) Eine Rupie ist 16 bis 18 Gr. Sächs., 100,000 Rupien ein Lack, 100 Lack eine Crore.

Mir Kossim setzte sich durch eine kräftige und sparsame Verwaltung in den Stand, seinen Verpflichtungen gegen die Engländer zu genügen; er verbesserte aber auch seine Kriegsmacht nach europäischer Weise, und schien entschlossen, nichts Unwürdiges zu dulden. Dergleichen ward ihm aber bald zugemuthet. Die Beamten der Compagnie mißbrauchten ihre Zollfreiheit auf eine so ausschweifende Weise, daß der Nabob den größten Theil seiner Einkünfte verlor und seine Unterthanen allen Handel einbüßten. Die Weigerung der englischen Verwaltung, ihren Vortheil der Billigkeit oder dem Recht nachzusetzen und seinen Beschwerden abzuhelfen, führte endlich zum Kriege. Die englische Behörde, an deren Spitze nach Clive's Abreise Vansittart stand, holte, um der Macht auch die Meinung entgegenzustellen, den vorigen Nabob wieder hervor, forderte neue Summen, ließ sich die Abtretung der Provinzen und die Zollfreiheit bestätigen, beschränkte ihn hinsichtlich der Haltung seines Heeres auf eine bestimmte Zahl, und erhielt für die Bezwingung des Mir Kossim, der noch gerüstet dastand, die Verpfändung der Einkünfte der Provinz Nuddra. Mir Kossim, trotz seiner überlegenen und auch ungewöhnlich tapfer fechtenden Macht, ward von dem kleineren, aber geschickter angeführten Heere der Engländer nach mehreren Gefechten aus seinen Staaten vertrieben (1763).

Hoffnungslos nahm er seine Zuflucht zum Nabob von Oude. Dieser besaß unter allen mongolischen Fürsten die bedeutendste Macht; er herrschte zugleich im Namen des Groß-Moguls, Schah Allum II., der durch die Maratten aus seiner Hauptstadt vertrieben worden war, und bei diesem seinem ehemaligen Vezir eine Zufluchtsstätte gesucht hatte. Schon längst nach Bengalen lüstern, trat er jetzt in Kampf mit England; aber Hector Munro, der Oberbefehlshaber des englischen Heeres, überwand ihn bei Buxar (22. October 1764). Die nächste Folge dieses Sieges war, daß der mongolische Kaiser Bundesgenosse oder vielmehr Schützling der Engländer ward, und ihnen, zwar nicht kraft seiner Gewalt, doch seines Namens, die zwei Provinzen Gazipur und Benares abtrat, wofür er die Versicherung ihres Beistandes zur Wiedereroberung seiner Hauptstadt, zum einstweiligen Wohnsitze aber Elhadabad erhielt.

Der Nabob von Oude hatte unterdessen sein Heer durch Maratten verstärkt. Allein die Engländer rückten ihm nach, eroberten seine Hauptstadt Luknow, bald darauf die wichtige Festung Elhadabad, und zwangen ihn endlich, nach einem neuen über ihn davon getragenen Siege bei Calpy, selbst in ihr Lager zu kommen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen (Mai 1765). Inzwischen war Clive, vom

Könige zum Lord Plassey ernannt, aus Europa nach Indien zurückgekommen, besonders mit dem Auftrage, die Einnahmen der Compagnie zu verbessern, die trotz aller Eroberungen und Erpressungen noch immer kein vortheilhaftes Ergebniß darboten. Daher erhielt der Nabob von Oude gegen eine Abgabe von 600,000 Pfund seine Staaten zurück, mußte aber den Engländern in seinem Gebiete freien Handel gewähren, und für die aufgewandten Kriegskosten 50 Lack Rupien erlegen. Der Groß-Mogul überließ, statt der beiden Provinzen Gazipur und Benares, die zu weit von den übrigen Besitzungen der Engländer entfernt waren, der Compagnie die Dewany (die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte) in Bengalen, Behar und Orissa. Von diesen Einkünften, die man auf 3,125,000 Pfund Sterling berechnete, hatten sie dem Nabob, den sie dem Namen nach über diese Provinzen setzten, weil Clive die Beibehaltung eines Schattenfürsten für nützlich oder nothwendig hielt, einen Jahrgehalt zu geben, sowie dem Kaiser, dem außerdem der Nabob von Oude Corah und Elhadabad abtreten mußte, jährlich 325,000 Pfund Sterling als einen Lehnzins. Auch bestätigte ihnen der Kaiser die nördlichen Bezirke. Der Subah von Decan, der sich der Abtretung weigerte, mußte sich fügen, als die Engländer mit einem Heere in sein Land drangen.

England's Macht erhob sich immer glänzender. Außer den Besitzungen in Bengalen gehörte die ganze östliche Küste von Cuttak bis Cap Comorin entweder ihnen unmittelbar oder ihrem Schützlinge, dem Nabob von Carnatic, den sie durch den Groß-Mogul für unabhängig von dem Subah von Decan hatten erklären lassen. In der Vormundschaft über den mongolischen Kaiser hatten sie das Mittel in Händen, ihrem jedesmaligen Verfahren gegen die indischen Fürsten, die ehemals dessen Vasallen gewesen waren, einen Schein des Rechtes zu leihen, und sich selbst die erworbenen Provinzen zu Lehn geben zu lassen. Ihre Verwaltung empfahl sich weder durch Menschlichkeit noch durch Gerechtigkeit. Diese Gesellschaft von Kaufleuten zeigte sich ganz unfähig, im Geiste wahrer Landesherren und Regenten zu handeln. Dabei wurden die Erwartungen der Actionäre der Compagnie von dem großen Ertrage, welchen eine so ausgedehnte Herrschaft bringen müsse, sehr getäuscht. Der Ertrag zerrann in den Händen der Directoren in Europa und der Beamten in Indien. Clive, der 1767 nach England zurückgekehrt war, wurde einige Jahre nachher (1773) im Parlamente wegen seiner Verwaltung angeklagt, aber aus Rücksicht auf die vielen Vortheile, die er dem Staat erworben hatte, mit der Erklärung losge=

sprochen, daß er sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Er fiel indeß bald darauf in Schwermuth, und nahm sich selbst am 22. November 1774 das Leben.

Am 3. November 1762 hatten die Friedenspräliminarien von Fontainebleau, die der Pariser Vertrag vom 10. Februar des folgenden Jahres bestätigte, der siebenjährigen Fehde zwischen England und Frankreich ein Ende gemacht. Kraft derselben erhielt das Letztere die Besitzungen, die es 1749 in Indien gehabt, mit Einschluß von Pondichery, zurück; doch mußte es darauf verzichten, Truppen in Bengalen zu halten, so daß Chandernagor ganz den Engländern preisgegeben blieb.

---

3. England's innere Verhältnisse unter Georg III. und der Streit mit der ostindischen Compagnie.

Auf die Wiederherstellung des äußeren Friedens folgte für England heftiger Parteienzwist im Innern.

Die Grundsätze des Grafen Bute, der das Ministerium leitete, waren der Nation verhaßt, und eine weder der Klugheit, noch den Gesetzen angemessene Verfolgung, welche ein Parlamentsmitglied, John Wilkes, von den Ministern erfuhr, reizte diese Stimmung zu den lautesten Aeußerungen auf. Wilkes, der ein Oppositions-Tageblatt, den North Briton, schrieb, hatte im 45. Stücke desselben die Rede, womit der König dem Parlament jenen Frieden ankündigte, mit harten Bemerkungen begleitet, und bei einer Stelle gesagt, sie enthalte eine Lüge. Es war darüber von Seiten des Ministeriums Klage gegen ihn im Parlament erhoben, und durchgesetzt worden, daß das Blatt öffentlich verbrannt werden sollte. Dies geschah, aber nicht ohne großen Auflauf. Der Pöbel sammelte die Stücke, zündete, nachdem er die Gerichtsdiener zurückgetrieben hatte, ein Freudenfeuer an, und warf einen Courierstiefel (jack-boot), den Grafen John Bute vorstellend, hinein. Hinsichtlich der persönlichen Bestrafung des Verfassers kam es zu harten Kämpfen über die Frage, wie weit das Parlamentsprivilegium einen Verfertiger von Schmähschriften schütze. Um der Verurtheilung zu entgehen, begab sich Wilkes nach dem festen Lande, und wurde bald darauf, während seiner Abwesenheit, mit allgemeiner Genehmigung aus dem Parlamente gestoßen. Als er aber, nach der Auflösung des Parlaments, im Jahre

1768 nach London zurückkehrte, ließ ihm das Ministerium Zeit, sich von der Grafschaft Middlesex zum Parlamentsgliede wählen zu lassen. Der Pöbel, der schon bei seinem ersten Erscheinen die Pferde vom Wagen gespannt und ihn durch die Stadt gezogen hatte, war so erfreut, daß alle Straßen von dem Ausruf „Wilkes und Freiheit!" wiederhallten. Als Wilkes das erste Mal ins Parlamentshaus gehen sollte, entstand abermals ein Auflauf, bei welchem, durch herbeigeholte Truppen, Menschen getödtet wurden. Da einer der Minister in einem Schreiben an die Behörden von Surrey das Benehmen der Truppen gebilligt hatte, machte Wilkes dieses Schreiben, das ihm in die Hände gerathen war, mit sehr gehässigen Bemerkungen gegen das Ministerium bekannt. Wegen dieser Schrift ward er, ehe er noch seinen Sitz im Parlament genommen hatte, abermals ausgeschlossen, und überhaupt, als ein einmal Ausgestoßener, für nichtwahlfähig erklärt. Als darauf eine neue Wahl angestellt wurde, zwang der Pöbel, alle Wege zum Wahlplatz besetzt haltend, jeden Vorübergehenden „Wilkes und Freiheit" zu rufen, und sich die berüchtigte Nummer 45 mit Kreide auf den Rock oder den Wagen schreiben zu lassen. Aber obwohl Wilkes eine ungeheure Stimmenmehrheit für sich hatte, erklärte das Parlament doch auch diese Wahl für ungültig, und den Mitbewerber des Wilkes für rechtmäßig erwählt.

Ueber diesen willkürlichen, die Verfassung verletzenden Schritt gerieth ganz England in Bewegung. Westminster, York und vierzehn andere Landschaften verlangten vom Könige die Aufhebung des Parlaments, das doch gerade nach dem Sinne des Königs gehandelt; und eine Reihe von Briefen, die unter dem erdichteten Namen „Junius" erschienen, schilderten den Geist und die Maaßregeln des Ministeriums mit beißendem Witze als gleich despotisch schwach und verächtlich. Selbst der alte Pitt verließ seine Einsamkeit und erhob im Parlament von Neuem seine Stimme, nicht zu Gunsten des Mannes, von dessen Charakter und Schriften er mit Abneigung sprach, sondern gegen die verfassungswidrigen Schritte, welche das Ministerium in Verfolgung desselben erlaubt habe. Das Ergebniß war, daß Wilkes zum Lord-Mayor von London erwählt ward, und nachher eine einträgliche Stelle bei der Commune bekam, das Ministerium aber, obwohl es sich in den Personen veränderte, sein Streben nach willkürlicher Gewalt nicht bloß beibehielt, sondern verstärkte.

Dieses Streben zeigte sich noch in anderen Maßregeln, die nicht bloß in einzelnen Fällen die Freiheit anzutasten schienen, sondern auch

einen festen Plan verriethen, die Verfassung allmählig zu untergraben und das Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte zu verrücken. Zwei Mittel waren es besonders, die den Einfluß der Krone vergrößern sollten, — Vermehrung solcher Stellen, die von dem Könige abhingen, und solcher Abgaben, deren Erhebung durch die Hände königlicher Beamten geschah. In dieser Absicht mischte sich das Ministerium in die Angelegenheiten der ostindischen Compagnie, und machte den Plan zur Beschatzung der amerikanischen Colonien; das Eine mit glücklichem, das Andere mit unglücklichem Erfolg.

Seit dem Jahre 1765, nachdem die Kriege der ostindischen Compagnie einen so glücklichen Ausgang genommen hatten, waren manche Zwistigkeiten zwischen den Directoren und den Inhabern der Actien entstanden. Die Letzteren wollten ihren Antheil an dem Ertrage erhöht wissen, die Ersteren widersetzten sich der Erhöhung, indem sie den Gewinn jener Kriege als entfernt und ihre Schuldenlast als sehr drückend darstellten. Von diesem inneren Zwiste der Gesellschaft nahm die Regierung Anlaß, das Recht derselben, große Länder zu erwerben, in Zweifel zu ziehen, und für die zum Besten der Compagnie verwendeten Kriegskosten Entschädigung zu fordern. Der Compagnie schien es gerathen, im Jahre 1767 einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen sie durch Verringerung der inländischen Abgabe vom Thee Vortheil erlangte, dafür aber der Regierung 400,000 Pfund Sterling zahlte, und ihre Dividenden bis zu nächsten Versammlungen des Parlaments nicht über zehn Procent zu erhöhen versprach. Es war nämlich eine Erhöhung auf $12\frac{1}{2}$ Procent in Vorschlag gekommen; aber die Regierung hatte dieselbe als eine gefährliche Täuschung betrachtet, welche ähnliche Folgen, wie vormals das Südseeproject, haben könnte.

Die Einschränkung, die bei dieser Gelegenheit einer freien Gesellschaft in den Verfügungen über ihr Eigenthum widerfuhr, ohne andern Vorwand als die Möglichkeit des Mißbrauchs, wurde als ein in einem freien Lande unerhörtes Gebahren von Denen heftig getadelt, welche die Absichten der Regierung erkannten. „Was soll aus uns werden", sagte Burke im Parlamente, „wenn der Ganges eine neue Fluth von Bestechungen über uns ausgießt? Ich fürchte mehr von dieser Ansteckung, als ich von eurer Tugend hoffe. War es nicht die plötzliche Plünderung des Orients, welche Rom den letzten und Hauptschlag versetzte?"

Allein solche Gegenreden halfen nichts. Schon im Jahre 1769 mußte sich die Compagnie abermals verpflichten, die Summe von 400,000 Pfund noch ferner der Regierung zu bezahlen, außer den gro=

ßen Summen, die sie an Zöllen und anderen Abgaben errichtete; und einige Jahre später (1772) mußte sie ihre völlige Abhängigkeit von der Krone anerkennen. Die bedrängte Lage ihrer Geldangelegenheiten nach so vielen gepriesenen Eroberungen legte für ihre Verwaltung ein sehr ungünstiges Zeugniß ab. Sie war der Bank für vorgeschossenes Geld, dem Staate für Zollgebühren, und dem Schatze, des verglichenen Geldes wegen, ungeheure Summen schuldig. Da ihr nun durch eine Bill des Parlaments der Grundbesitz der in Asien erworbenen Länder noch auf sechs Jahre bestätigt ward, erkannte sie die Behauptung der Regierung an, daß ihr das Territorialrecht nicht zukomme; sie versprach ferner, einen Theil ihres reinen Ueberschusses an die Schatzkammer, zum Besten des Staats, zu zahlen; sie willigte auch in die Einrichtungen, die das Parlament zur Verhütung der eingerissenen Mißbräuche machte. Dahin gehörte die Erhebung des Gouverneurs von Bengalen zum General-Gouverneur des gesammten englischen Indien's, der das erste Mal vom Parlamente, künftig aber von den Vorstehern der Compagnie, mit Vorbehalt der Genehmigung der Krone, ernannt werden sollte; ferner die Errichtung eines höchsten Gerichts in Bengalen, dessen Glieder von der Krone gesetzt werden sollten. So endigte sich der wichtige Streit zwischen der Compagnie und der Regierung zum Vortheile der letztern. Nicht so vortheilhaft war der Ausgang des Kampfes mit den Colonien in Nordamerika.

---

4. Anläße und Ausbrüche der Gährung in den englischen Colonien Nordamerika's *).

Nach dem Pariser Frieden, der England's Schuldenlast bis auf 184 Millionen Pfund erhöht hatte, gerieth das Ministerium auf den Gedanken, die Einkünfte des Staats durch Auflagen auf die Amerikanischen Länder zu vermehren. Schon während des Krieges hatte man diese Absicht gehabt, und Pitt sagte nachmals im Parlamente: „Es gab Einige, die sich bemühten, mich, als ich Minister war, zu überreden, mir an einer amerikanischen Stempelacte die Finger zu verbrennen. Da-

---

*) Vgl. Bancroft, Gesch. der Vereinigten Staaten von Nordamerika, deutsch von Kretschmar, Bd. V. und VI.

mals möchten sich die Amerikaner den Umständen wohl unterworfen haben; dies hätte aber geheißen, einen ungerechten und unedeln Vortheil ziehen.“ Das neue Ministerium machte nun wirklich den Versuch. Die Forderung schien gerecht, da das amerikanische Ergebniß des Krieges, die Eroberung von Canada, zunächst diesen Colonien einen Feind von der Seite geschafft hatte, durch den sie stets beunruhigt und oft benachtheiligt worden waren. Indeß hätte das Mutterland bedenken sollen, daß eine Zeit kommt, in welcher Söhne mündig werden, und das Verhältniß des blinden Gehorsams in das mildere berathender Theilnahme und freier Hülfsleistung sich umwandelt. Wenn die Herbeiziehung der Provinzen zu den Staatsausgaben an sich nicht ungerecht war, so verlangte dieselbe doch, besonders nach den unter den Amerikanern wie unter den Engländern herrschenden Ansichten, Beachtung der herkömmlichen Formen. Zu jener Zeit aber herrschte ohnehin großes Mißvergnügen über willkürliche oder unkluge Schritte der Regierung.

Die Amerikaner hatten bis dahin einen einträglichen Schleichhandel mit dem spanischen und französischen Westindien getrieben, der aber den Ertrag der Zölle, die sie an England bezahlen sollten, verminderte. Um den Grund dieses Ausfalls zu heben, ward den Officieren der englischen in diesen Gewässern stationirten Schiffe Untersuchung der amerikanischen Handelsfahrzeuge aufgetragen. Da die Engländer aus Unkunde der Zollgesetze oder falscher Ansicht oft Fehlgriffe thaten oder Härte ausübten, fanden sich die Amerikaner äußerst empört. Durchdrungen vom Handels- und Gewinngeiste, trugen sie das Streben nach Freiheit, welches ihre Vorfahren einst auf dem Gebiete der Religion bethätigt und um dessentwillen sie das Vaterland mit den Wildnissen Amerika's vertauscht hatten, mit gleichem Nachdruck auf die bürgerlichen und kaufmännischen Verhältnisse über.

Ein an sich nicht tadelhaftes Gesetz, daß die Geltung des zahlreichen seit dem letzten Kriege gemachten Papiergeldes nicht über die zur Zahlung bestimmte Zeit verlängert werden sollte, ward unter diesen Umständen ein neuer Stoff zur Gährung, da zugleich das Grenvillesche, an Bute's Stelle getretene Ministerium am 5. April 1764 eine Bill durchsetzte, nach welcher auf einige Einfuhrartikel eine Abgabe gelegt wurde. Diese erhöhte Abgabe ward um so drückender, da sie mit baarem Gelde bezahlt werden mußte, dessen Zufluß durch das Verbot des Schleichhandels verstopft war. Der Ertrag sollte zwar zum Besten der Colonien verwendet werden; aber diese Bestimmung verlor ihre Kraft, weil das eingekommene Geld erst in die Schatzkammer von England

baar abgeliefert werden sollte. Das Bedenklichste dabei schien, daß diese Auflage ein ganz neues Verhältniß des Mutterlandes und seines Parlaments begründete, da sie nicht, wie bisher, die Leitung und Lenkung des Handels bezweckte, sondern als ein Mittel, Geldeinkünfte zu ziehen, ohne weitern Hehl bezeichnet wurde. Der Unmuth war anfangs stumm; er wurde aber lauter, als eine neue Parlamentsacte, vom 22. März 1765, die Einführung des Stempelpapiers in die Colonien gebot. Die Acte wurde daher von den Amerikanern mit allgemeinem Abscheu aufgenommen. Sie ward, statt mit dem Wappen des Königs, mit einem darüber befindlichen Todtenkopfe gedruckt, und in den Straßen von New-York unter dem Titel: „Thorheit England's und Untergang Amerika's," ausgeboten.

Dieser Unmuth ward durch keine Unerschwinglichkeit der neuen Auflage erzeugt — sie war verhältnißmäßig äußerst unbedeutend —, sondern er entsprang aus der Ueberzeugung der Amerikaner, daß das englische Ministerium nunmehr fest entschlossen sei, sie auf dem Fuß auswärtiger Unterthanen zu behandeln, und ihnen kein Stimmrecht über die von ihnen zu zahlenden Auflagen einzuräumen. In der That war dies die Ansicht des Ministeriums, und mehr um diesen Grundsatz geltend zu machen, als um das Geld zu erheben, hatte dasselbe jene Acte durchgesetzt. Amerika aber, im Gefühl der Kräfte, welche der eben durch gemeinsame Anstrengungen geendete Krieg zum Bewußtsein gebracht hatte, scheute sich nicht, seinen Anspruch auf gleiches Recht mit den Bewohnern Britannien's zur Sprache zu bringen. Die Lust des Volkes am Disputiren wirkte dazu mit, dieser Streitfrage Wichtigkeit zu geben. Mit dem gleichen Eifer wie vormals für Glaubensfreiheit, ward jetzt für die politische Unabhängigkeit gestritten. England selbst, das in seinem Schooße, besonders im Unterhause, heftig gegen einander strebende Parteien enthielt, war das Zeughaus, aus welchem die Wortführer ihre stärksten Waffen herholen konnten. Manche Engländer begünstigten sogar nur deshalb die Amerikaner, weil sie glaubten, der Sieg über dieselben werde die Macht der Krone so vermehren, daß auch die englische Verfassung untergehen müsse. „Der aufrührerische Geist in den Colonien ist durch die Parteien in diesem Hause entstanden," sagte Grenville mit Rücksicht auf das Verhalten, womit die Opposition seinen Vorschlägen begegnete. Als er einst die Amerikaner die Kinder England's nannte, die mittelst der Sorgfalt dieses Landes ihre Niederlassungen erhalten und durch dessen Milde dieselben ausgebildet hätten, rief der Oberst Barre, einer der heftigsten Gegner des Ministeriums: „Nein! eure

Unterdrückung hat sie nach Amerika gebracht; sie flohen vor eurer Tyrannei nach einem damals nicht bebauten Lande, wo sie allem Ungemach ausgesetzt waren, das die menschliche Natur kaum zu erdulden vermag. Und doch, von den Grundsätzen wahrer englischer Freiheit beseelt, ertrugen sie Alles dies mit Vergnügen gegen das, was sie in ihrem eignen Lande von den Händen Derjenigen litten, die ihre Freunde hätten sein sollen. Wie? sie wären genährt durch unsere Milde? Sie kamen empor trotz eurem Mangel derselben. Als man anfing für sie zu sorgen, bestand jene Fürsorge darin, Leute hinüber zu schicken, die vielleicht die Deputirten eines Deputirten waren, um sie zu beherrschen und zu plündern, Leute, deren Betragen bei vielen Gelegenheiten Ursache gewesen ist, daß das Blut in diesen Söhnen der Freiheit erstarrte!"

Andere, die das gegenwärtige Verhältniß von Amerika zum Mutterlande mehr berücksichtigten, sprachen nicht minder kräftig gegen die Billigkeit der neuen Besteuerung. Man erinnerte an eine Menge von Land- und Kopfsteuern, die ihnen durch ihre eignen Provinzialversammlungen, von Hafenabgaben, die ihnen durch Parlamentsacten auferlegt worden; man erinnerte an ihre Armuth, die durch eine Schuld von mehreren Millionen Pfund bei den englischen Kaufleuten bezeugt werde; endlich auch an die Unterdrückung ihrer Manufacturen, die eigentlich alle Arten von Steuern schon in sich schließe, da sie zum Besten des englischen Gewerbfleißes g e m a c h t s e i e n. Pitt bewies, daß Großbritannien durch seinen Handel mit den Colonien in allen seinen Zweigen zwei Millionen gewinne. „Dies ist der Schatz," fügte er hinzu, „der uns in den vorigen Jahren mit siegreichem Erfolg den Krieg führen lies; dies ist der Preis, den Amerika für den Schutz bezahlt." Drückend waren in der That viele Beschränkungen, die sie sich mußten gefallen lassen. Dahin gehörte zum Beispiel das Verbot, Stahl zu machen, Blechschmieden und Eisenhämmer anzulegen, ob sie gleich die Metalle bei sich gewannen; ferner Hüte auszuführen, oder auch nur unter den einzelnen Provinzen selbst einen ordentlichen Verkehr zu treiben: Beschränkungen, die allerdings auch das neue Vorhaben des Ministeriums von vornherein ebenso sehr als ein unbilliges, wie als ein eigenmächtiges, erscheinen ließen.

Die Gegner desselben zogen, nach dem Wesen der englischen Verfassung, gradezu das Recht des Parlaments zu einem solchen Verfahren in Zweifel. Grenville hatte die Besteuerung für einen Zweig der gesetzgebenden Gewalt, und Schutz und Gehorsam für wechselseitig und unabtrennlich von einander erklärt; Pitt hingegen, so sehr er sonst auch

das Ansehen England's über Amerika behauptete, läugnete das Recht der Besteuerung. „Die Bewohner jener Provinzen," sprach er, „sind Unterthanen dieses Königreichs, und haben eben so viel Anspruch wie diese auf alle natürlichen Rechte des Menschen und auf die besonderen Vorrechte der Engländer. Die Amerikaner sind Söhne, nicht uneheliche Kinder England's. Besteuerung ist kein Theil der regierenden oder gesetzgebenden Gewalt. Steuern sind freiwillige Gaben der Gemeinen allein. In vorigen Zeiten besaßen die Krone, die Barone und die Geistlichkeit die Ländereien. Zu dieser Zeit steuerten die Barone und die Kirche der Krone; was sie gaben und bewilligten, war ihr Eigenthum. Jetzt, seit der Entdeckung von Amerika, sind die Gemeinen die Eigenthümer des Landes geworden. Die Kirche (Gott segne sie) hat nur einen kleinen Theil, das Eigenthum des Lords ist nur ein Tropfen Wasser im Ocean, dies Haus stellt die Besitzer der Ländereien vor. Wenn wir daher in diesem Hause geben und bewilligen, so bewilligen wir dasjenige, was unser Eigenthum ist. Allein in einer amerikanischen Abgabe, was thun wir da? Wir geben und bewilligen Sr. Majestät das Eigenthum von Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Es liegt eine Ungereimtheit in den Ausdrücken. Der Unterschied zwischen Gesetzgebung und Besteuerung ist wesentlich nothwendig für die Freiheit. Daß für diese das Gefühl der Amerikaner nicht todt ist, zeigt ihr rühmlicher Widerstand, der mich erfreut. Drei Millionen Menschen, die bereit gewesen wären, freiwillige Sklaven zu werden, würden passende Werkzeuge geworden sein, Sklaven aus uns übrigen zu machen."

In diesem Sinne sprach Pitt noch im Jahre 1775. „Es ist kein noch so ärmlicher Bettler in den Straßen London's, der nicht „unsere amerikanischen Unterthanen" spräche! der sich nicht für einen Gesetzgeber Amerika's ansähe! Aber, Mylords, außer der alten verfassungsmäßigen Abhängigkeit Amerika's, sich in Handel und Schifffahrt von England bestimmen zu lassen, worauf gründen sich die anderen Rechte, welche wir ausüben wollen? Ueber Eigenthum, Mylords, hat nur der Eigenthümer zu befehlen; es schließt die ganze Welt aus, es ist ein Atom, das Niemand berühren kann als der Eigenthümer, die Betastung befleckt die ganze Masse, die Berührung eines andern vernichtet es! Stellvertreter und Schatzung müssen beisammen sein."

Was hier in England nur die Stimme Einzelner war, ertönte als das heftigste Geschrei Aller in Amerika, und der Widerstand offenbarte sich auf die mannigfaltigste Weise. In den Gerichtshöfen stand der Gang des Rechts still, weil man kein Stempelpapier brauchen wollte;

man suchte sich lieber durch schiedsrichterliche Sprüche zu helfen; bei dem Handel suchte man ähnliche Auswege. Auf der andern Seite fehlte es auch nicht an gewaltsamen Auftritten, wobei Häuser zerstört und Personen gemißhandelt wurden. Es bildeten sich Gesellschaften zum Schutz der britischen Freiheit in Amerika; die Stimmung wurde immer bedenklicher.

Mitten unter diesen Umständen trat eine Veränderung in den Personen des Ministeriums ein. Der Marquis von Rockingham, der sich der Stempelacte vorzüglich widersetzt hatte, trat im Juli 1765 an die Spitze des neuen Ministeriums; der General Conway, gleichfalls ein sehr heftiger Gegner der bisherigen Maßregeln gegen Amerika, ward Staatssecretair. Da zu gleicher Zeit auch in England von den Kaufleuten und Gewerbtreibenden Bittschriften gegen die Stempelacte eingegeben wurden, weil die Amerikaner den festen Entschluß gefaßt hatten und zum Theil schon ausführten, sich ferner keiner englischen Waaren und Kunsterzeugnisse zu bedienen: so ward (18. Mai 1766) die Stempelacte wieder zurückgenommen, aber ohne den Grundsatz zurückzunehmen, auf den sie gegründet war; denn in einer sogenannten Erklärungsbill (declaratory-bill) ward das Recht und die Macht Großbritanien's, die amerikanischen Colonien zu besteuern, behauptet.

Dieser Zusatz dämpfte in dem ersten Augenblicke die allgemeine Freude nicht, die der Widerruf in Amerika hervorbrachte. Man sah ihn nur als eine Wendung an, durch welche die Regierung sich mit Anstand aus dem Handel ziehen wolle; denn ihn anzuerkennen war man so wenig geneigt, daß vielmehr das Gefühl der Selbstständigkeit durch den Widerruf erst recht lebendig geworden, und die Neigung zum Widerstande bis zur Erbitterung gestiegen war. Diese Stimmung sprach sich auch unverhohlen bei mehreren kleinern Vorfällen aus; namentlich in New-York, als gefordert wurde, für die englischen Soldaten Baraken und die gewöhnlichen Lieferungen von Salz, Bier und Essig zu besorgen. Ein entschlossener oppositioneller Geist machte sich mehr und mehr bei den Wahlen zu den Provinzialvertretungen und in diesen selber geltend. Die Verfassungen der einzelnen Provinzen waren nämlich meist nach dem Muster des Mutterlandes gebildet. Ein Unter- oder Repräsentantenhaus, eine Art von Oberhaus, der Senat oder Rath, und ein Statthalter, waren fast in allen vorhanden, nur mit größerm oder geringerm Einfluß der Krone. In einigen, wie in den beiden Carolina's, Georgien, Neu-Schottland, Virginien, New-York u. s. w., hing die Wahl des Statthalters, seines Rathes und aller öffentlichen Bedienungen von

der Krone ab. In einigen übten einzelne Familien gewisse Hoheitsrechte, wie z. B. die Familie Penn in Pennsylvanien. Endlich gab es bevorrechtete Regierungen, wo alle Gewalt beim Volke war, das seinen Statthalter, dessen Beisitzer und seine übrigen Beamten selbst wählte, wie in Connecticut und Rhode-Island, zum Theil auch in Massachusetts.

In England blieb die Ansicht über Amerika's Verhältniß zum Mutterlande nach wie vor eine sehr schroffe. Hier war jener Zusatz wirklich als ein Vorbehalt des Rechts gemeint, kraft dessen man unbedingten Gehorsam fordern zu können glaubte, und das man unter günstigeren Umständen oder auf versteckteren Wegen zur Geltung zu bringen gedachte. Ein neues Ministerium, unter der Leitung des Herzogs von Grafton, und, nach dessen baldigem Zurücktritt, des Lord North, ward gebildet. Pitt, jetzt Graf Chatham, war Mitglied desselben als Groß-Siegelbewahrer. Aber seit seiner Erhebung in das Oberhaus, dieses Hospital der Unheilbaren, wie Lord Chesterfield bei dieser Gelegenheit sagte, von dem Schauplatze seiner Kraft und Thätigkeit, vom Unterhause, entfernt, und dadurch seiner vorigen Allgewalt über die allgemeine Meinung beraubt, überdies durch Krankheit und körperliche Leiden oft abgehalten, hatte er wenig Einfluß auf die Entschlüsse und Maßregeln des Ministeriums. Um den gewünschten, vom Könige selbst für rechtmäßig gehaltenen Zweck durchzusetzen, und Einkünfte aus Amerika zu erlangen, machte Townshend, Kanzler der Schatzkammer, den Vorschlag (13. Mai 1767), der auch im Parlamente durchging, gewisse Abgaben auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben zu legen, die aus Großbritannien in die amerikanischen Niederlassungen ausgeführt wurden. Der Ertrag dieser Abgaben wurde zu den Gehalten der Statthalter, Richter und anderer Beamten der Colonien bestimmt. Es fehlte nicht an Gegnern im Parlamente, die bei der Geringfügigkeit dieser Abgabe wünschten, daß sie lieber gar nicht Statt finden möchte; aber die Anhänger der Regierung entgegneten, daß gerade eine unbedeutende Auflage am geeignetsten sei, die Abhängigkeit der Niederlassungen vom Mutterlande aufrecht zu erhalten.

Das war aber auch der Gesichtspunkt, in welchem die Amerikaner selbst diesen neuen Angriff der englischen Regierung betrachteten und sich zum gemessensten Widerstande anschickten. Es sei, sagten sie, der eindringende Keil, der für unerträgliche Abgaben einen Weg bahnen solle; und selbst der Zweck, wozu der Ertrag derselben bestimmt war, konnte sie nicht aussöhnen, da die Statthalter und übrigen Beamten dadurch

von ihnen unabhängiger werden sollten. Unter diesen Umständen war der künstliche Unterschied zwischen innerer und äußerer Besteuerung, den man machte, und der in einer weniger aufgeregten Zeit die Absicht der englischen Regierung verschleiert hätte, nicht im Stande sie zu täuschen. Nicht eine innere Beschatzung sollte dies sein, sagten die Minister, sondern eine äußere, nur auf die Lenkung und Einrichtung des Handels gehende, die dem englischen Parlamente anerkannter Maßen immer erlaubt gewesen sei. Die tiefer blickenden Amerikaner aber überzeugten bald durch Rede und Schrift ihre Mitbürger, die sich wirklich Anfangs durch diesen Unterschied täuschen ließen, daß die neue Auflage nur die Stempelacte in veränderter Gestalt sei.

Die Provinz Massachusetts bewies die größte Thätigkeit und den brennendsten Eifer. Sie richtete Bittschriften an die Minister, worin sie mit Ernst und Kraft ihren Anspruch auf das Recht aller britischen Unterthanen gegen willkürliche Besteuerung geltend machte; sie schickte auch ein Rundschreiben an alle übrigen Provinzen, in welchem sie die Nachtheile der Maßregel entwickelte und zum gemeinsamen Handeln aufforderte. Ein Erlaß des königlichen Staatssecretairs, Lord Hillsborough, an sämmtliche Provinzen, worin dem Rundschreiben von Massachusetts die böse Absicht beigelegt ward, die Gemüther zu entflammen, eine unverantwortliche Verbindung zu befördern, und die wahren Grundsätze der Verfassung umzustürzen, diente nicht dazu, die Aufregung zu beruhigen.

Die Amerikaner setzten ihren Widerstand fort. Um die Kaufleute und Gewerbtreibenden in England gegen den Zwist zu stimmen, traten 1768 die Kaufleute in Boston zusammen, und beschlossen für das nächste Jahr (1. Januar 1769 bis 1. Januar 1770) gar keine Waaren von England, nur wenige unentbehrliche ausgenommen, einzuführen, besonders aber keinen Thee, kein Glas, kein Papier, keine Malerfarben, bis der darauf gelegte Zoll aufgehoben sein würde. Nach und nach traten alle einzelnen Provinzen diesem Beschlusse bei. Das Volk erwählte Ausschüsse, die allenthalben ein wachsames Auge auf die Einfuhr der Waaren haben mußten; und so groß war die Gewalt der öffentlichen Meinung, daß nur wenige Uebertretungen vorkamen.

Ein Parlamentsglied in England hatte diesen Erfolg vorher gesagt. „Laßt uns nichts unternehmen, was Fragen über das Recht in Untersuchung bringen könnte, die blos Sache des Glaubens bleiben müssen. Legt Abgaben und Zölle auf, aber in einer solchen Weise, daß der Geist der Handelsweisheit euch leite. Amerika ist reich an Hülfs-

mitteln, um sich alles Nothwendige zu verschaffen. Regt nicht jenen Geist der Bewohner von Massachusetts auf, mit welchem sie ihr ehemaliges Vaterland verließen, damit sie nicht mit demselben ihr jetziges vertheidigen. Das einzige Opfer, das sie bringen, besteht in einigen wenigen Thorheiten und in einigen Pracht= und Genußwaaren. Nicht auf Nothwendigkeit und Bedürfniß ist ihr Handel mit uns begründet; nur das Verlangen nach unseren Sitten und Gewohnheiten, nur die Liebe zur Heimath, wie sie England nennen, macht, daß sie Alles gern mögen, was aus England kommt. Aber Leidenschaft kann durch Leidenschaft besiegt werden."

Unterdeß machte sich die allgemeine Stimmung auch in gewaltsamen Auftritten Luft. Ein solcher erfolgte zuerst in Boston. Die Zolleinnehmer und Aufseher nahmen eine mit Maderawein beladene Schaluppe, Freiheit genannt, die einem sehr beliebten Manne, Namens Hancock, gehörte, wegen falscher Abgabe in Beschlag (10. Juni 1768), und ließen sie durch die Besatzung eines im Hafen liegenden Kriegsschiffes unter die Kanonen desselben bringen. Sogleich entstand ein Auflauf. Das Volk schlug auf die Beamten und ihre Gehülfen los, verbrannte ein Boot des Einnehmers, und zog in den Straßen auf und ab, während die Zollbeamten, in Schrecken gesetzt und für ihre Sicherheit besorgt, sich in die Williamsburg flüchteten. Hierauf befahl Lord Hillsborough dem General Gage, Soldaten nach Boston zu legen, und sandte eine Fregatte nebst anderen bewaffneten Schiffen dahin, um die Zollbedienten zu schützen. Zugleich setzte eine neue Acte des Parlaments ein hartes Strafgesetz Heinrichs VIII., nach welchem Hochverrath jenseits des Meeres, z. B. zu Boulogne und außer dem Königreich begangen, in England untersucht werden sollte, wieder in Kraft und entfremdete dadurch dem Mutterlande vollends die Herzen. Im englischen Parlamente hatten viele und laute Stimmen wider ein Gesetz gesprochen, das zu einer Zeit gegeben worden war, als noch keine Ansiedelungen in einem fremden und entfernten Welttheile vorhanden waren.

Ein neuer Vorfall vergrößerte die Erbitterung. Mehrere Provinzen, besonders Massachusetts, hatten zu ihrem Geschäftsträger in London den berühmten Buchdrucker Franklin bestellt. Dieser Mann, dessen Beredtsamkeit überzeugende Klarheit mit ungekünsteltem Witz verband, hatte schon früher die Rechte seines Vaterlandes bei der Regierung durch Rede und Schrift verfochten*), und damals sich in den Besitz der Be=

*) Eine dieser Schriften führte den Titel: „Regeln um ein großes Reich zu einem kleinen zu machen."

richte gesetzt, die der Statthalter von Massachusetts, Hutchinson, und der Unterstatthalter, Olivier, an das Ministerium in London abgestattet hatten. Alle diese Berichte liefen darauf hinaus, England in seinem gewaltsamen Verfahren zu bestärken und kräftige Maßregeln zu empfehlen. Franklin schickte sie nach Amerika, wo sie großen Unwillen erregten, und eine Vorstellung des Staats von Massachusetts an den König veranlaßten, worin auf die Entfernung Hutchinson's und Olivier's angetragen ward. Franklin ward in dieser Angelegenheit vor den geheimen Rath gefordert, und es ward ihm hier sehr unfreundlich begegnet. Der Kronanwalt Wedderburne schalt ihn einen Aufwiegler und den bittersten und gefährlichsten Feind England's. Dieses Verfahren gegen einen Mann, den Lord Chatham bei dieser Gelegenheit die Ehre England's und der Menschheit nannte, der von seinem Vaterlande geliebt, ja angebetet wurde, verletzte die Gemüther der Amerikaner tief; sie glaubten nun, das Ministerium wolle sie als Aufrührer behandeln. Aber zur gleichen Zeit that das Ministerium einen Schritt, der eher schwachherzige Nachgiebigkeit bekundete. Lord North, das Haupt desselben, machte selbst, unter dem Andrängen Chatham's, am 5. März 1770 den Vorschlag, die durch die Verordnung von 1767 eingeführten Auflagen wieder aufzuheben. Der Grund, der ihn bestimmte, war, daß die englische Kaufmannschaft bei dem bisherigen Verfahren im Jahre 1769 für 744,000 Pfund Sterling weniger an Waaren nach Amerika gesandt hatte, und daß der Ausfall bei den Zöllen sehr fühlbar ward. Doch wurde, theils wegen des Verhältnisses der Zölle bei der ostindischen Compagnie, theils um die Ehre des Reichs und die Obergewalt des Parlaments über die Colonien zu wahren, eine Auflage auf den Thee, drei Pence für das Pfund, beibehalten. Der Minister, welcher selbst zwischen Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit schwankte, rechnete auf die Macht der Erschlaffung und des Eigennutzes. Wirklich schien in den südlicheren und mittleren Provinzen die Entrüstung gegen das Mutterland sich zu legen, und man führte hier, mit Ausnahme des Thees, wiederum englische Waaren ein. Nur Massachusetts, von Puritanern gestiftet, und von jeher durch kecke Freiheitsliebe ausgezeichnet, erhielt den einmal aufgeregten Geist des Widerstandes in seiner Stärke, und die Mittel, welche die Regierung anwandte, ihn zu bändigen, wirkten auf entgegengesetzte Weise.

Die Besatzung in der Hauptstadt Boston war Gegenstand des allgemeinen Hasses und sah sich in beständige Zänkereien verwickelt. Bei einer derselben wurden durch die Soldaten drei Menschen erschossen und mehrere verwundet. Hierüber gerieth die ganze Stadt in Bewegung,

und nur mit Mühe konnten die Magistratspersonen die Menge von einem Angriff auf die Truppen abhalten. Die Leichname der Erschossenen wurden in einem feierlichen Aufzuge durch die Straßen geführt, und auf die ehrenvollste Art in Gewölben beigesetzt; ihr Todestag sollte als Trauerfest jährlich durch Reden gefeiert werden, und in den Gemüthern den Abscheu gegen Gewaltherrschaft und die Liebe für die Freiheit entflammen.

Eben so ungünstig wirkte eine neue Verordnung, welche zwar alle königliche Statthaltereien betraf, aber hauptsächlich gegen Massachusetts gerichtet war. Künftig sollten der Statthalter, die Richter und die übrigen Beamten nicht, wie bisher, ihre Gehalte von den gesetzgebenden Körperschaften der einzelnen Provinzen, sondern, ohne Dazwischenkunft jener, unmittelbar von der Krone beziehen. Auf solche Weise hoffte das Ministerium diese Beamten von sich abhängig zu machen, und den Strom des Aufruhrs in das alte Bett des Gehorsams zurückzuführen. Aber da die Gewalt der Wellen schon in zu starker Bewegung war, brachte dieser neue Damm nicht die gehoffte Wirkung hervor. Er trieb vielmehr die Flut auch nach anderen Gegenden hinüber. Eine in Druck gegebene Erklärung der Rechte, welche die Colonisten als Menschen, Bürger und Christen besäßen, wurde von den erhitzten Gemüthern mit Begierde aufgenommen, und ein Correspondenz-Comité in Boston ward der Canal, die daselbst herrschende Stimmung im ganzen Lande zu verbreiten.

Unterdeß hatte theils der Entschluß der Amerikaner, aus England keinen Thee einzuführen, theils die durch den Schleichhandel bewirkte Zufuhr dieser Waare die Nachfrage darnach so verringert, daß sich eine sehr beträchtliche Menge desselben in den Vorrathshäusern der ostindischen Compagnie aufgehäuft hatte. Die letztere erbot sich jetzt gegen die Regierung, wenn sie den amerikanischen Einfuhrzoll aufheben würde, dafür doppelten Ausfuhrzoll zu bezahlen. Die Regierung wies diese günstige Gelegenheit, den Streit zu enden, von sich, weil sie ihr Besteuerungsrecht durchfechten wollte. Dagegen hob sie durch die sogenannte Theeacte (1773) für allen nach den englischen Niederlassungen zu sendenden Thee die Ausfuhrzölle auf, und hoffte nun durch die größere Wohlfeilheit des Artikels zum Kaufe desselben zu verlocken.

Die ostindische Compagnie, eben weil sie eine ungeheure Masse Thee vorräthig hatte, ließ sich dadurch bewegen, von ihrer bisherigen Gewohnheit, ihren Thee öffentlich an den Meistbietenden zu versteigern, abzugehen, und ihn für ihre Rechnung zu verkaufen. Sie befrachtete

daher verschiedene Schiffe mit Thee für Amerika. In England tadelte man diesen Schritt als eine schlechte Handelsberechnung; aber in Amerika verabscheute man das Unternehmen als einen listig angelegten Plan. Die Compagnie, an sich schon ein Gegenstand des Neides, erschien jetzt, wo sie völlig in der Gewalt der Regierung war, als ein Werkzeug, um ein verhaßtes Gesetz durchzusetzen; ihre Geschäftsträger wurden als Diener jener drückenden Gewalt angesehen, mit der man schon lange in unentschiedenem Kampfe lag, und von den sehr zahlreichen heimlichen und öffentlichen Theehändlern angefeindet. Man fing daher in Amerika an, Gegenmaßregeln zu treffen, und die Ausschiffung auf alle mögliche Weise zu verhindern. Zeitungen und Flugschriften enthielten Aufforderungen, diese Theeschiffe nicht in den Hafen zu lassen, weil sie mit den Fesseln beladen wären, die Großbritannien für sie geschmiedet; die fürchterlichste Rache wurde Jedem gedroht, der ihnen auf irgend eine Art behülflich sein würde. Einige Capitäne von Theeschiffen kehrten, da sie der Stimmung des Volks gewahr wurden, mit ihren Ladungen zurück; zu Boston aber erstieg eine Anzahl bewaffneter Leute, die als Mohawk-Indianer verkleidet waren, am Sonntag den 26. December 1773 Abends das dort liegende Theeschiff, und warf die ganze Ladung, 18,000 Pfund, ins Wasser.

Für so viel Widersetzlichkeit glaubte das Ministerium, Massachusetts streng strafen zu müssen. Im Jahre 1774 wurde der Hafen von Boston für allen Verkehr geschlossen, und — als zweite Zwangsmaßregel — eine neue Verfassung für die Provinz verordnet, nach welcher der König oder sein Statthalter die Richter, Magistratspersonen oder Sheriffs zu ernennen hatte, diese aber keine Versammlung ohne Bewilligung des Statthalters berufen durften. Durch eine dritte Bill ward verfügt, daß alle Beamte in Massachusetts, die des Mordes oder sonst eines Todverbrechens angeklagt würden, zur Untersuchung nach Neuschottland oder nach England gesandt werden sollten; und eine vierte Maßregel erklärte die Einquartierung der Truppen innerhalb der Stadt Boston für gesetzlich. Durch die fünfte, die Quebec-Acte genannt, ward die Gränze von Canada auf Kosten der alten Colonien ausgedehnt und in dieser Provinz, die bisher blos nach königlichen Verordnungen regiert worden war, eine von der englischen Weise abweichende Verfassung eingeführt, was die Amerikaner dahin auslegten, daß diese gehorsame Provinz zum Kappzaum für die ungehorsamen dienen sollte. Es wurde in Canada ein gesetzgebender, ganz von der Krone zu ernennender Rath, in dem auch Katholiken Mitglieder sein konnten, angeordnet; die fran=

zösischen Gesetze und Rechtsweisen wurden beibehalten, nur in peinlichen Sachen sollten Geschworne urtheilen; die katholische Geistlichkeit blieb im Besitz ihrer Zehnten. Im Parlamente war die Opposition mit allen diesen Gesetzen unzufrieden; vorzüglich sprach Burke sehr heftig und beredt gegen dieselben. Dennoch wurden sie genehmigt, und die Vollziehung der ersteren dem an Hutchinson's Stelle zum Statthalter ernannten General Gage aufgetragen. Im Ganzen neigte sich die öffentliche Meinung in England zu strengen Maßregeln, und die Opposition im Parlamente ward in eben dem Maße geringer, als sie in Amerika größer ward.

Hier wurde die erste Nachricht von der Parlamentsacte wegen Sperrung des Hafens durch Druck in schwarzem Rande auf den Straßen bekannt gemacht. Damit die anderen Seehäfen sich nicht dieses Zeitpunktes bedienen möchten, um ihren Handel zu heben, erließ man Zuschriften an die übrigen Provinzen, mit der Aufforderung, allen Handelsverkehr mit dem Mutterlande aufzuheben, bis die Bostoner Hafenbill zurückgenommen sei. Ueberall war man bereitwillig. Nach dem Beispiele Virginien's wurde auf den 17. Juni, als an welchem Tage die Boston'sche Hafenbill in Kraft gesetzt werden sollte, ein Buß- und Bettag angeordnet, und zu Newport in Rhode-Island eine heftige Schrift ausgestreut, unter dem Titel: „Tod oder Einigkeit." In derselben war Boston's Zustand als eine Belagerung und als ein unmittelbar feindlicher Angriff auf alle Provinzen vorgestellt. „Die Feldherren des Despotismus," hieß es, „eröffnen jetzt die Laufgräben, um die Vollwerke unserer Freiheit zu zerstören, und nichts als Einigkeit und Entschlossenheit kann uns retten."

Um diese Einigkeit zu befestigen, ward ein Congreß aus den Vertretern und Abgeordneten aller einzelnen Provinzen gebildet, dessen durch Stimmenmehrheit gefaßte Beschlüsse allgemein gültig sein sollten. Diese Versammlung kam zu Philadelphia zusammen (4. Sept. 1774), und das Gefühl ihrer vereinten Kraft sprach sich auf das Lebendigste in folgenden Verordnungen aus. Vom 1. Decbr. an sollten keine englischen Waaren, keine Erzeugnisse aus den englisch-westindischen Inseln u. s. w., mehr eingeführt werden; von dem 10. Sept. 1775 an sollte alle Ausfuhr aus Amerika nach England aufhören. Neben diesen und noch acht anderen Verordnungen, welche die Aufmunterung des inneren Verkehrs betrafen, erließ man auch Zuschriften an den König, an das englische Volk, an das amerikanische Volk und die Provinz Canada. Alle waren mit ungewöhnlicher Stärke und Geschicklichkeit abgefaßt. Vorzügliche Kunst

war auf die Zuschrift an die französischen Einwohner in Canada verwendet. Man suchte ihnen zu zeigen, daß die Quebec-Acte sie eigentlich einer willkürlichen Gewalt unterworfen habe; man zählte die Vortheile der englischen Verfassung auf, und führte ihren Landsmann Montesquieu redend ein, als von ihnen um Rath gefragt über Freiheit und Knechtschaft. Die Nothwendigkeit, dieses letztere Uebel, als schon nahend, abwehren zu müssen, legten sie in der Zuschrift an die Colonien dar, indem sie an der Hand der bisherigen Parlamentsacten zu beweisen suchten, daß sie alle auf Unterdrückung Amerika's abzweckten.

Unter diesen Umständen stieg die Gährung und der Widerstand immer höher, zumal in Massachusetts. Die neue Verfassung konnte hier gar nicht in Wirksamkeit treten. Viele, die zur Mitgliedschaft des Raths ernannt wurden, verweigerten den Eintritt, und die ihre Stellen annahmen, wurden durch Drohungen und Beleidigungen gezwungen, sie wieder niederzulegen; das Rechtsverfahren in den Gerichten stand still, weil die Geschwornen den neuen Richtern zu schwören sich weigerten. Als Gage, der es nicht wagte, die englischen Soldaten bei den Bürgern einzulegen, Baraken für dieselben bauen lassen wollte, konnte er kaum Arbeiter dazu finden, und die begonnenen Arbeiten wurden durch Gewaltthätigkeiten vom Volke gestört. Gegen den Willen des Statthalters versammelten sich die Abgeordneten von Massachusetts, und erließen an ihn eine starke Zuschrift. Man machte sich auf einen gewaltsamen Angriff gefaßt, indem Uebungen der jungen Mannschaft veranstaltet und Kriegsgeräthschaften zusammengeschafft wurden, zumal als die Nachricht von einer neuen Parlamentsacte ankam, vermöge deren alle Ausfuhr von Waffen und Kriegsvorräthen aus England verboten ward. In New-Hamshire bemächtigte man sich des Forts Wilhelm, der darin befindlichen Geschütze, Waffen und Vorräthe; man traf Anstalten zur Verfertigung von Schießpulver und Stahl. Indem nun der englische General ein Vorrathshaus zu Concord zerstören und die Häupter der Gegenpartei an diesem Ort aufheben lassen wollte, fiel auf dem Wege dahin, den 19. April 1775, das erste Gefecht bei Lexington vor, worin das erste Blut vergossen und „eine Wunde gemacht ward, welche nicht leicht wieder zuwuchs."

Die Rechtsfrage sollte demnach durch Waffengewalt entschieden werden. Das Ministerium hatte diese Entscheidung, wenn nicht gewünscht, doch auch nicht gefürchtet; die Opposition hingegen hatte stets die Kostspieligkeit und Schwierigkeit eines Krieges in so weiter Entfernung vorgestellt; sie hatte die Unmöglichkeit dargethan, den Zweck, die

Unterjochung der Colonien, zu erreichen oder, wenn er erreicht wäre, ohne ungeheuren Kostenaufwand zu behaupten; sie hatte die Verwerflichkeit der Absicht, Einkünfte zu ziehen, und der Mittel, durch die der bisherige schon sichere Gewinn des Handels zerstört ward, gezeigt; sie hatte die Gräuel eines Kampfes geschildert, den die Bluts- und Stammverbindung der kämpfenden Parteien zu einem Bürgerkriege mache.

Die Gründe wurden in dem neuen Parlament 1775 wieder aufgenommen. Burke entwickelte die ganze Fülle seiner Beredtsamkeit, um die vielfachen Beziehungen dieser Angelegenheit anschaulich darzustellen. Der durch Alter und Krankheit geschwächte Lord Chatham erschien nach langer Abwesenheit wieder im Parlamente, und schüttete nochmals, auf eine Krücke gestützt, das ganze Feuer seiner Beredtsamkeit aus. „Mylords," sprach er, „so wenig, als ich mir anmaßen könnte, Sie mit dieser Krücke vor mir her zu treiben, so unmöglich ist es, Amerika zu erobern." Aber die Minister wollten Amerika zu ihren Füßen sehen, und das Parlament entsprach ihren Wünschen. Durch eine Bill wurde den dreizehn Vereinigten Provinzen, wie ihnen schon vorher aller Fischfang bei Neufundland verboten war, nun auch aller Handel und Verkehr mit England untersagt, ihr Eigenthum als verfallen an die Kaper (die Beamten von Sr. Majestät Kriegsschiffen) erklärt, und endlich (October 1775) die gehässige Maßregel ergriffen, fremde Truppen in Sold zu nehmen, unter dem Vorwande, dem Gewerbfleiße nicht zu viele Hände zu entziehen. Die Fürsten von Braunschweig und Hessen-Cassel überließen 16,000 Mann in den englischen Solddienst, und auch die Regierung zu Hannover stellte ein ansehnliches Truppencorps für denselben.

---

5. Georg Washington und der Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges *).

Als die Amerikaner zu den Waffen griffen, um mit dem Mutterlande den Kampf zu beginnen, war ihr größtes Glück, daß sie einen Mann hatten, den sie mit Vertrauen an die Spitze ihrer bewaffneten

*) Vgl. außer den älteren Schriften Bancroft, a. a. O. Bd. VII. (1859). Kapp, Leben des amerikanischen Generals F. W. von Steuben, 1858. Reimann, die Anfänge Washington's in Sybel's histor. Zeitschr. 2. Jahrg. 1860, 3. Heft, S. 70 ff.

Macht stellen konnten. Dieser Mann war Georg Washington. Er stammte aus einer alten englischen Adelsfamilie, die sich in Virginien niedergelassen, und war am 22. Februar 1732 geboren. Schon im französischen Kriege hatte er sich, in der Stellung eines Adjutanten des Generals Braddock und eines Befehlshabers der virginischen Streitkräfte, als einen tüchtigen Krieger gezeigt, nach Beendigung desselben aber seine Stelle niedergelegt. Aus der Ruhe seines Landlebens rief ihn der Streit seines Vaterlandes mit England wieder auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit. Er nahm zuerst als Abgeordneter am Congreß thätigen Antheil; als aber der Krieg förmlich ausbrach, erwählte ihn der Congreß, vertrauend seinen Gesinnungen, seiner Tüchtigkeit und seinem Ansehen, zum Oberbefehlshaber des amerikanischen Heeres.

Washington's durchdringender Geist durchschaute die Schwierigkeiten dieses Amtes; sie lagen in der Natur sowohl des Krieges als des Volkes, das ihn begann. Weil es ein Kampf der Freiheit und der Dienst ein freiwilliger war, wollte man sich nicht gern einer strengen Kriegszucht unterwerfen, und die Officiere durften keine Zwangsmittel anwenden, wenn sie die Soldaten zufrieden erhalten wollten. Die Provinzial=Versammlungen fürchteten, nach englischen Ansichten, die Gewalt eines Heeres, und sahen darin den Umsturz der bürgerlichen Freiheit. Um den Bürger nicht im Soldaten untergehen zu lassen, und weil sie Anfangs eigentlich zu nichts weniger als zu einem langen Kriege entschlossen waren, ihn auch für gar nicht nöthig hielten, warben sie die Soldaten nur auf eine bestimmte Zeit an, von sechs bis zu zehn Monaten, nach deren Ablauf die Angeworbenen wieder nach Hause gingen. Der Oberbefehlshaber gerieth durch diese Auflösung seines Heerkörpers jedesmal in die größte Gefahr. Dennoch hatte die Versammlung von New=York ihre Bedenklichkeit geäußert, einen einzigen Feldherrn an der Spitze dieses Heeres zu sehen, und die Bemerkung gemacht, man hoffe mit Vertrauen, er werde nach Beendigung des Krieges, ohne Mißbrauch der Gewalt, ins ruhige Privatleben zurückkehren.

Die einzelnen Versammlungen ließen dem Congreß wenig Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Provinzen. Die Einheit, die hinsichtlich der äußeren Beziehungen nothdürftig vorhanden war, fehlte gänzlich im Innern, wo vielmehr eine bunte Mannigfaltigkeit herrschte. Dabei waren die Amerikaner keineswegs ein eigenes Volk, sondern eine Mehrheit von Völkerschaften, welche Religion, Abstammung und Beschäftigung nicht sowohl verband als trennte. Das Land reichte von der strengen, stählenden Kälte des Nordens bis zu der ermattenden Hitze in

der Nähe des Wendekreises; die nördlichen und südlichen Provinzen waren sich fremd oder feind; Presbyterianer, Quäker, Katholiken, Methodisten und eine Unzahl von Sectirern hegten die verschiedenartigsten Religionsgrundsätze; die eine Landschaft war von ackerbauenden Deutschen, eine andere von jüngst herübergekommenen Engländern bewohnt; hier herrschte der Handelsgeist, der gegen das Thee-Monopol oder gegen die zur Verhinderung des Schleichhandels getroffenen Maßregeln sich auflehnte; dort der Landbauer, der nichts so unerträglich als eine neue Auflage findet. Wenn Heere besoldet und Bedürfnisse herbeigeschafft werden sollten, gab es nichts als Hindernisse und Unmöglichkeiten. Der Congreß hatte, da er keine Steuern auflegen durfte, kein anderes Mittel, als Papiergeld in ungeheurer Masse auszugeben; aber der Credit desselben wurde durch keinen Gemeinsinn aufrecht erhalten.

Das Heer litt an allem Nothwendigen Mangel. Washington wußte indeß durch seine Beharrlichkeit Geld, Kriegszucht, Waffen und Zahl zu ersetzen, mit Geduld die anspruchsvolle technische Unwissenheit des Congresses zu ertragen, und durch glückliche Unternehmungen die Ungeübtheit seiner Milizen und ihrer Führer in die Gewohnheit des Krieges zu bringen. Unter den Officieren mußten Anfangs manche wieder abgesetzt werden, weil sie sich nicht als Officiere zu halten wußten, und bald Bettdecken stahlen, bald gemeinen Soldaten in Gegenwart anderer Leute den Bart abnahmen. Nur wenige, wie Putnam und Arnold, schlossen sich mit Ehre an die Fremdlinge an, welche die Liebe zur Sache der Freiheit nach Amerika führte, an La Fayette, Horatio Gates, Pulawski, die Deutschen Veteranen Steuben und Kalb, und den ehrgeizigen Republikaner Lee.

Wenn man zu diesen Schwierigkeiten noch das Dasein einer königlich gesinnten Partei in den Colonien, und die falschen Vorstellungen rechnet, welche die letztere in England verbreitete: so wird man es begreiflich finden, daß die Engländer, nicht ahnend, was ein Mann vermöge, sich zuversichtlich der Hoffnung hingaben, den Gehorsam durch Waffengewalt zu erzwingen. Man hatte in England eine so geringe Vorstellung von der Kriegstüchtigkeit der Amerikaner, daß General Grant im Unterhause sagte, er wolle mit fünf Regimentern Fußvolk das ganze Land durchstreichen. Aber die Generale Howe, Bourgoyne und Clinton, die mit Verstärkungen aus England zu Boston angelangt waren, hatten bald nach ihrer Ankunft Gelegenheit, von dem Muthe und der Kriegsweise der Amerikaner einen vortheilhaftern Begriff zu fassen. Die letzteren hatten eine Anhöhe, welche Boston und die um-

liegende Gegend beherrschte, Bunkershill genannt, besetzt. Der englische General Gage beschloß, sie von derselben zu vertreiben (17. Juni 1775). Es gelang ihm zuletzt, aber erst nach einem dreimaligen Angriffe und mit einem Verlust von 1045 Mann, theils Todter, theils Verwundeter.

Die Amerikaner verloren, trotz ihres Rückzuges, nur 449 Mann, unter denen sie besonders den Tod des Doctor Warren bedauerten, der für die Sache der Freiheit die Waffen ergriffen hatte; aber sie frohlockten über die Unerschrockenheit ihres ungeübten Heeres, das sich mit den besten Soldaten Englands gemessen hatte. In dieser Stimmung fand sie Washington, der erst nach diesem Gefechte, dem blutigsten des ganzen Krieges, in ihrem Lager zu Cambridge anlangte (Juli 1775). Wiewohl er nun gleich auf eine Menge der oben angeführten Schwierigkeiten stieß, wußte er doch die Engländer in Unthätigkeit zu erhalten und sie in Boston einzuschließen.

Das englische Heer litt hier während des Winters von 1775 bis 1776 den schrecklichsten Mangel. Die Truppen mußten mit allem Nothwendigen aus England versehen werden, selbst mit Pferdefutter und mit Steinkohlen; doch thaten sie nichts, sich durch eine entschlossene That aus ihrer elenden Lage zu befreien. Endlich, als General Gage nach England zurückgekehrt war, faßte General Howe, sein Nachfolger, den Entschluß Boston zu räumen. Er brachte denselben am 16. März 1776 zur Ausführung, nachdem das englische Heer durch seine Unthätigkeit im Winter, wie Washington in einem Briefe an den Congreß sagte, das größte Wunder in den Jahrbüchern der Kriegskunst hatte geschehen lassen, daß ein Posten in der Entfernung eines Flintenschusses vom Feinde sechs Monate hindurch ohne Pulver behauptet, und in der Nähe von zwanzig alten britischen Regimentern ein ganzes Heer entlassen und ein anderes an dessen Stelle geworben werden konnte.

Die Engländer zogen sich, begleitet von 15,000 Königlichgesinnten, nach Halifax. Nachdem sie sich hier erholt hatten, ging Howe nach New-York, und landete auf Staaten-Island, das, in der Nähe des fruchtbaren und mit Anhängern der Krone angefüllten Long-Island, ein Mittelpunkt für viele wichtige Unternehmungen war. Durch Ankunft einer neuen Verstärkung, darunter 12,000 Hessen, 1600 Hannoveraner und 1000 Waldecker, wuchs das englische Heer auf 30,000 Mann; das amerikanische war um vieles schwächer. Nach kurzem Widerstande und einem unglücklichen Gefechte mußten die Amerikaner mit einem Verluste von 3000 Mann Long-Island räumen (27. Au-

gust 1776); die Stadt New-York ward von den Engländern besetzt. Washington selbst hätte mit dem ganzen Heere gefangen werden können, wenn sich der englische General mit größerer Eile des Postens Kingsbridge bemächtigt hätte, wo eine Brücke die kleine Insel, auf welcher New-York liegt, mit dem festen Lande verbindet.

Diese Unglücksfälle machten die Amerikaner sehr muthlos. Ganze Regimenter der Miliz verließen das Feld, und Niemand schloß sich dem zerlumpten, flüchtigen Heere mehr an, das, von den Engländern verfolgt, durch Jersey zog und über den Delaware ging, kaum 3000 Mann stark, und eines großen Theils seines Geschützes beraubt. Ein unter diesen Umständen gut berechneter Aufruf des Generals Howe wirkte auf die Bewohner von Jersey so vortheilhaft, daß die meisten bereit schienen, ihr Eigenthum durch Unterwerfung zu retten. Als bald darauf der Oberst Lee auf seinem Wege zum Oberfeldherrn von den Engländern gefangen ward, glaubte man allgemein, dieser Mann, den die Amerikaner, nächst Washington, am meisten achteten, habe sich absichtlich gefangen nehmen lassen, weil er an ihrer Sache verzweifle.

Der Congreß, der sich von Philadelphia nach Baltimore begeben hatte, verlor indeß den Muth nicht. Die Mehrzahl verwarf den Vorschlag einiger Kleinmüthigen, sich in den Schutz Frankreich's zu begeben, und wiederholte am 4. Juli 1776 die schon früher ausgesprochene Erklärung der Unabhängigkeit. Diesem Muthe des Congresses kam der Feldherr zu Hülfe. Washington beschloß etwas zu unternehmen, was die Gemüther seiner Landsleute aus ihrer Niedergeschlagenheit, und das Heer aus seiner Zerrüttung erhebe.

Die Sorglosigkeit der Engländer bot ihm die Hand. Da sie aus Mangel an Böten, die Washington bei seinem Uebergange in Sicherheit gebracht hatte, ihm nicht über den Delaware hatten folgen können, waren sie diesseits geblieben, und erwarteten das Zufrieren des Flusses. Sie waren in Sicherheit gewiegt durch ihre bisherigen Erfolge, und fürchteten nichts von dem schwachen amerikanischen Heere, das sich mit dem Ende des Jahres, wie sie glaubten, ganz auflösen müsse. Deshalb lagerten sie in einer weitgetrennten und nicht vollständig gesicherten Linie den Delaware entlang, durch Raub, Plünderung und Uebermuth die Gemüther der Einwohner empörend, die sie bisher durch Furcht und Schrecken gelähmt hatten. Washington, der diese Umstände kannte, setzte mitten in einer kalten Nacht, unter Hagel, Schnee und Regen, über den Delaware, griff eine Schaar Hessen bei Trenton an, und nahm den ganzen Haufen von 23 Officieren und 1000 Gemeinen gefangen (26.

December 1776). Mit einem noch kühnern Anschlage griff er abermals bei Princetown an (3. Jan. 1777), und würde, wenn er mehr Truppen gehabt hätte, bis Brunswick, wo sich außer großen Vorräthen auch die Kriegscasse des englischen Heeres befand, vorgedrungen sein.

Diese Unternehmungen, die mit gleich vieler Kühnheit und Ueberlegung ausgeführt wurden, waren für den Fortgang des Krieges sehr wichtig. Sie richteten den gesunkenen Muth wieder auf; sie waren, wie ein amerikanischer Schriftsteller sich ausdrückt, eine wahre Auferweckung der Todten. Vierzehnhundert Soldaten, die schon abzuziehen gedroht hatten, verpflichteten sich nun, noch sechs Wochen zu bleiben; der Congreß versprach denen, die sich anwerben lassen würden, außerordentliche Belohnungen; und da man die Hessen besonders gefürchtet hatte, so diente ihre Gefangennehmung zu einer besondern Freude, welche zu verbreiten und zu vergrößern man die Gefangenen durch alle Straßen von Philadelphia führte. Die friedlichen Einwohner der nahe gelegenen Provinzen, die schon geneigt gewesen waren, sich den Engländern zu unterwerfen, fürchteten diese jetzt nicht mehr, weil man sie, zwischen Brunswick und Amboy zusammengedrängt, durch wiederholte Streifzüge der Amerikaner vielfach bedrängt sah; man dachte nun schon auf Rache für die Plünderungen, welche das Land, und für die harte Behandlung, welche die Gefangenen von ihnen erlitten hatten.

Nicht minder glückliche Folgen als Washington's Kühnheit hatte seine Standhaftigkeit, womit er in einem befestigten Lager zu Morristown den Aufforderungen Howe's zur Schlacht widerstand, und mit 8000 Mann ein vollständiges Heer von 30,000 in Unthätigkeit erhielt. Howe, der es nicht wagte, mitten durch Jersey nach Philadelphia, dem Ziele seiner Bewegungen, zu ziehen, schlug einen andern Weg ein. Er verließ Jersey, brachte seine Truppen, außer den Besatzungen in Neu-York und Long-Island, auf 250 Fahrzeuge, und lief, weil die Schifffahrt auf dem Delaware verhindert war, in die Chesapeak-Bay ein, um Philadelphia von dieser Seite anzugreifen. Washington, der Anfangs ungewiß über den Zweck dieser Bewegung war, rückte auf die erste sichere Kunde den Engländern vor Philadelphia entgegen, entschlossen, in seiner bisherigen erprobten Weise durch sichere Stellungen und Benutzung glücklicher Gelegenheiten mit seinem schwächern und ungeübtern Heere dem stärkern und geübtern Feinde den Vortheil abzugewinnen. Allein diesmal mußte er der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen und ein förmliches Treffen wagen. Es erfolgte am Brandywine und endigte zum Nachtheile der Amerikaner (11. September 1777).

Washington mußte sich zurückziehen, und Howe nahm am 26. September Philadelphia ein, oder, wie Franklin sagte, Philadelphia nahm vielmehr den General Howe ein, andeutend, daß mit der Einnahme eher etwas verloren als gewonnen worden sei.

Wenigstens war die Eroberung dieser größten Stadt in den vereinigten Staaten und die Vertreibung des Congresses, der nach einem kurzen Aufenthalte in Baltimore wieder nach Philadelphia zurückgekehrt war, kein so entscheidender Schlag, als die Engländer wähnten. Obgleich ein neuer Angriff Washington's bei Germantown (am 4. October) mißglückte, eroberte Howe dennoch während dieses ganzen Feldzuges außer Philadelphia keinen Ort von Bedeutung; und nicht einmal mit New-York, das nur zwanzig Meilen von seiner Stellung entfernt war, konnte er in Verbindung bleiben. Washington bezog, während des Winters, zu Valley-Forge, wenige Meilen vom Feinde, ein festes Lager, um auf diese Weise sein Heer beisammen zu erhalten und sich nicht in kleinen Abtheilungen schlagen zu lassen. Es fehlte in dem Lager so sehr an Kleidungsstücken und an Lebensmitteln, daß der Congreß den Befehl geben mußte, funfzehn Meilen in der Runde Alles, was man brauchte, mit Gewalt wegzunehmen; ein Mittel, dessen sich Washington freilich nur ungern bediente.

Es war keine kleine Aufgabe, unter so ungünstigen Umständen die Soldaten nicht blos zusammenzuhalten, sondern sie obendrein durch den Baron Steuben, einen preußischen Officier, der eben so viel Geschicklichkeit als Beharrlichkeit zum amerikanischen Heere mitgebracht hatte, zu einem gleichförmigen Verfahren einüben zu lassen, und dabei noch die Unzufriedenheit und die Klagen der Landsleute zu ertragen. Der Staat von Pennsylvanien war wegen des Verlustes von Philadelphia aufgebracht; im Congresse aber gab es eine Partei gegen Washington, die, von einigen Officieren unterstützt, ihm den Oberbefehl zu entziehen suchte, um denselben dem General Gates zu übertragen, der eben durch einen glücklichen Schlag in Canada einen großen Ruf erlangt hatte.

6. Unternehmungen in Canada und deren Folgen.
(1775—1780.)

Die Nachbarschaft der großen, im Frieden von 1762 von den Engländern erworbenen Landschaft Canada erschien den Amerikanern äußerst gefährlich, wenn sie nicht im Stande wären, die Bewohner auf ihre Seite zu ziehen. In dieser Absicht schickten sie Geistliche und Buchdrucker aus, um durch Predigten und Flugschriften Unzufriedenheit zu erregen, besonders wegen der Quebec-Acte, die den französischen in Canada ansässigen Adel vor den übrigen Einwohnern sehr begünstigte. Zu gleicher Zeit gaben sie durch Waffengewalt diesem Vorhaben Nachdruck. Sie bemächtigten sich (1775) der beiden festen Punkte und Schlüssel des südlichen Canada, Ticonderoga und Crownpoint, bald auch der Forts Chamblie und St. John. Der Anführer dieses Heereszuges war Montgommery, ein geborner Irländer. Nach der Besetzung von Montreal schien es nicht schwer, auch Quebec, das keine starke Besatzung und viele unzufriedene Einwohner hatte, einzunehmen.

Um des Feindes Kräfte zu theilen, beorderte Washington den Obersten Arnold, noch auf einem andern Wege, den Kennebeck-Fluß hinauf, durch die Wälder und Gebirge, welche Canada von Maine trennen, vorzudringen. Arnold hatte dabei große Schwierigkeiten zu bestehen. Er brachte zweiunddreißig Tage zu, eine grauenvolle Wildniß zu durchstreifen, wo sich keine menschliche Spur zeigte. Oft mußte man die Fahrzeuge gegen reißende Ströme hinaufziehen, oder sie über große Landstrecken auf den Schultern tragen, bald durch tiefe Moräste oder dicke Waldungen Wege schlagen. Dadurch wurde das Fortschreiten so verzögert, daß er erst am 9. November Quebec gegenüber erschien. Wegen des Mangels an Böten und wegen eines Sturms konnte er aber nicht sogleich über den Lorenzstrom setzen, und die erste Bestürzung ging unbenutzt vorüber, wodurch der englische Oberst M'Lean Zeit gewann, sich mit einem kleinen Haufen in die Stadt zu werfen und Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, zu der sich auch die Einwohner, aus Furcht ihre großen Reichthümer und Güter zu verlieren, willig zeigten. Nun blieb für Arnold, dessen Haufe nur 500 Mann stark und ohne Geschütz war, nichts übrig, als die Ankunft Montgommery's abzuwarten.

Am ersten December vereinigten sich beide Heerhaufen vor Quebec, und bemühten sich den ganzen Monat hindurch, zum Behuf

einer ordentlichen Belagerung Batterien anzulegen. Allein wegen der rauhen Jahreszeit konnten sie damit nicht zu Stande kommen; sie wagten es daher am 31. December 1775 unter einem heftigen Schneegestöber die Stadt zu bestürmen. Die Besatzung schlug aber den Sturm ab, und General Montgommery selbst verlor dabei das Leben.

Das amerikanische Heer, das einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, zog sich nun so eilig zurück, daß es Geschütz und Feldgeräth nebst allen gemachten Eroberungen fahren ließ, und erst beim See Champlain Halt machte. Dieser See erhält, nebst dem Georgensee, zwischen dem Lorenz- und Hudsonsflusse die Wassergemeinschaft, ohne welche es nicht möglich ist, in den wüsten Gegenden zwischen St. John und Albany mit einem Heere nach New-York vorzudringen. Die Amerikaner rüsteten daher auf diesem See funfzehn bewaffnete Fahrzeuge aus, wozu sie die Schiffbauer nebst den Schiffsbedürfnissen von den weit entfernten Seestädten herbeischafften. Auch wurden die beiden Forts Crownpoint und Ticonderoga, welche die Fahrt auf den Seen vertheidigten, noch stärker befestigt. So erwarteten sie das englische Heer, das durch die unterdessen angekommenen Verstärkungen aus England bis auf 13,000 Mann angewachsen war.

Der englische General Carleton hatte den Auftrag, eine Verbindung zwischen Canada und New-York zu Stande zu bringen. Man wollte dadurch die vier Provinzen von Neu-England (New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut), welche die eigentliche Seele des Widerstandes und der Vereinigung waren, von den übrigen trennen, dann sie von allen Seiten mit Heeren und Schiffen umringen und so die Quelle des Krieges verstopfen. In dieser Absicht zog im Frühling 1776 das englische Heer bis an den Ausfluß der Sorelle, und befuhr den See Champlain mit zweiunddreißig Segeln. Die amerikanische Flotille ward geschlagen und zerstört, trotz der tapfern Gegenwehr ihres Führers Arnold, der nun ganz aus dem Lande getrieben ward (April und Mai). Aber nach diesem Erfolge ruhten die englischen Truppen in gewohnter Art sich lange aus und bezogen die Winterquartiere; erst im folgenden Jahre (1777) sollte bis Albany oder bis an den Ausfluß des Hudson vorgerückt werden.

Dies Unternehmen ward aber nicht dem erfahrenen General Carleton, sondern dem General Bourgoyne aufgetragen, der während des Winters in England mit den Ministern einen Plan verabredet hatte, nach welchem eine schwächere Abtheilung auf dem Lorenzstrom bis in den See Ontario hinaufsegeln, und von da an dem Mohawkflusse nach Al-

bany vordringen, Bourgoyne selbst aber mit der Hauptmacht, etwas über 7000 Mann stark, den geraden Weg von den Seen an dem Hudsonflusse nehmen sollte. Beide Abtheilungen waren mit Allem, besonders mit Geschütz, wohl versehen, und hatten ansehnliche Hülfshaufen von nordamerikanischen Wilden, zu deren Benutzung, trotz aller Gegenreden Pitt's, Burke's und anderer würdiger Männer, die Minister sehr geneigt gewesen waren. Ihre Meinung war, daß unter den gegenwärtigen Umständen jeder Anschein von Gelindigkeit Grausamkeit sei; Grausamkeit gegen das Einzelne aber Milde gegen das Ganze. Bourgoyne benutzte auch in seiner Erklärung die Furchtbarkeit der Wilden, und sprach sehr stark von dem Eifer, den sie bezeigten, Diejenigen zu schlachten, welche fortführen, feindselig gegen Großbritannien zu handeln. „Ich darf nur, hieß es darin, den bewaffneten Indianern, die sich zu Tausenden unter meinem Befehl befinden, die Zügel schießen lassen, um die hartnäckigen Feinde von Amerika und Großbritannien zu bezähmen." Bourgoyne bedachte nicht, daß Leute, denen er erst befehlen mußte, kein Blut zu vergießen, außer wenn sie mit Bewaffneten zu thun hätten, und bejahrte Männer, Frauen und Kinder mit der Axt zu verschonen, oder die er durch Drohungen und Belohnungen von dem Scalpiren abmahnen mußte, wilde Naturkräfte sind, die dem Freunde nicht minder als dem Feinde verderblich werden können.

Der Anfang schien den Engländern einen glänzenden Ausgang zu verkündigen. Bourgoyne rückte auf Ticonderoga los, vertrieb von diesem wichtigen Punkte, an dessen Befestigung viel Zeit und Mühe verwendet worden war, die amerikanischen Truppen, und verbreitete dadurch über das ganze Land Besorgniß. Allein bald ward sein Vorrücken durch Schwierigkeiten aufgehalten. Die Amerikaner hatten auf ihrem Rückzuge alle Wege zerstört und alles Zugvieh und alle Nahrungsmittel entfernt; man mußte Wälder und Moräste durchwandern, Abgründe umgehen, in einer nicht großen Strecke an vierzig Brücken bauen, und einen zwei Meilen langen Knüppeldamm schlagen, so daß das Heer in zwanzig Tagen nur vier Meilen weiter kam. Die Sümpfe und die schwüle Jahreszeit erzeugten zugleich eine Menge von Insekten, die den Europäern den Aufenthalt unerträglich machten. Die Versorgung des Heeres mit Lebensbedürfnissen war mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft; Bourgoyne mußte darauf denken, wenn er noch mehr vorwärts rücken wollte, sich auf einem nähern oder kürzern Wege Zufuhr zu verschaffen.

Er schickte deshalb unter dem braunschweigischen Oberstlieutenant

Baum einen Haufen von 500 Mann, meist Deutsche, nach Bennington, um daselbst befindliche Vorräthe der Amerikaner wegzunehmen, und Wagen und Zugvieh zusammenzubringen. Dieser Haufe ward aber, ehe er Bennigton erreichte, von einer überlegenen Zahl Feinde angegriffen und fast ganz aufgerieben. Eine andere ihnen zu Hülfe geschickte Abtheilung Braunschweiger hatte beinahe dasselbe Schicksal, und ward mit Verlust ihres Anführers und Geschützes zurückgeschlagen.

Zu diesen unglücklichen Vorfällen kam bald ein neuer, der für den weitern Fortgang des Feldzuges nicht weniger entscheidend war. Ein vom Oberstlieutenant St. Leger geführter Haufe, der am Mohawk hinunter dringen sollte, war bis zur kleinen Feste Shuyler vorgerückt. Der Angriff auf dieselbe mißglückte, theils durch den muthigen Widerstand der Amerikaner, theils durch die Zügellosigkeit der Indianer, welche, statt Schrecken unter den Amerikanern zu verbreiten, nur dazu wirkte, das Gefühl der Rache und den Eifer zum Kampfe in ihnen zu steigern. Besonders trug dazu bei das unglückliche Schicksal einer jungen, schönen und liebenswürdigen Frau, Miß Maccrea, die mit anderen Frauen und Kindern aus einem Hause geholt, in den Wald geschleppt, und auf eine empörende Weise scalpirt und verstümmelt ward.

Trotz seiner Verluste und der schwierigen Versorgung seines Heeres behielt Bourgoyne Hoffnung, den Zweck seines Feldzuges zu erreichen. Er ging am 14. September über den Hudson, und lieferte am 19 September bei Stillwater den Amerikanern ein Treffen, in welchem er sich zwar den Sieg zuschrieb, das aber in der That seine Lage verschlimmerte, weil es sie nicht verbesserte. Er blieb nach demselben eine Zeit lang stehen, Unterstützung von Sir Henry Clinton erwartend, den Howe bei seinem Abzuge nach Philadelphia in New-York zurückgelassen hatte. Da aber diese Hülfe nicht kam, wagte er am 7. October ein zweites Treffen, das entschieden zum Vortheil der Amerikaner ausfiel und ihn zum Rückzuge nach dem Georgensee bewog. Diesen ihm zu versperren waren die Amerikaner mit um so größerm Erfolg bemüht, als sie täglich Zuzug erhielten, während Bourgoyne durch die verschiedenen Gefechte, durch den Abfall der Indianer und die heimliche Flucht der Canadier, täglich schwächer wurde. Die glücklichen Gefechte hatten in den Milizen der nächstgelegenen Provinzen neuen Muth und neue Hoffnungen erweckt. Die Amerikaner besetzten daher in Bourgoyne's Rücken alle wichtigen Posten am Hudson, während ein um das Doppelte starker Haufe von vorn drängte. So von allen Seiten eingeschlossen, mußte sich das eng-

lische Heer, nur noch 5800 Mann stark, am 16. October 1777 ergeben. Diese berühmte Capitulation, die von dem Orte Saratoga den Namen führt, enthielt die Bedingung, daß die Gefangenen sich nach England einschiffen könnten; Gates, der amerikanische General, bewilligte dieselbe, um die Uebergabe zu beschleunigen, weil in der That Clinton von New-York aufgebrochen war und sich der festen Stellungen am Hudson bemächtigt hatte. Als die Engländer das Gewehr streckten, wandte Gates sich ab; denn England war sein Geburtsland. Der Congreß aber machte nachher Schwierigkeiten gegen die Einschiffung, weil er besorgte, man möchte die Truppen sogleich wieder gebrauchen, wenigstens in Europa brauchbare Truppen durch sie ablösen lassen, und jene dann nach Amerika senden.

Der Unfall Bourgoyne's bewog die Minister, an Frieden und Versöhnung zu denken. Auch Frankreich's Stellung und Gesinnung wirkten auf diesen Entschluß ein. Denn in Frankreich hatte sich vom Anfange des Kampfes an eine große Theilnahme für die Amerikaner gezeigt, theils aus Haß gegen England, mehr aber noch aus Vorliebe für die republikanische Freiheit, welche seit mehreren Jahrzehnden von den angesehensten Schriftstellern als die vollkommenste Staatsverfassung gepriesen ward. Heimlich hatten besonders die Seestädte die Amerikaner mit Waffen und Kriegsvorräthen versehen, und die amerikanischen Kaper hatten in den französischen Häfen mancherlei Vorschub gefunden. Der zwanzigjährige La Fayette, aus einem der edelsten Geschlechter Frankreich's, entwand sich nicht nur den Armen einer jungen liebenswürdigen Gemalin, sondern trotzte dem ausdrücklichen Verbote des Königs, und eilte nach Amerika, um für die Sache der republikanischen Freiheit zu fechten. Die Regierung selbst theilte zwar diese Gesinnungen begreiflicherweise nicht; aber nach den Grundsätzen der in Europa herrschenden Staatskunst glaubte sie für das Wohl Frankreich's nicht besser sorgen zu können, als wenn sie dem Nebenbuhler einen beträchtlichen Verlust zuzuziehen, und dessen im letzten Frieden erweiterte Besitzungen zu schmälern vermöchte. So vereinigte sich die Stimmung der Zeit und die Politik der Cabinette, den Beherrscher des ältesten Königreichs in Europa zum Bundesgenossen des jüngsten jenseit des Oceans gegründeten Freistaats zu machen.

Der Congreß hatte schon im Jahre 1776 Franklin als Abgeordneten nach Paris geschickt, damit der, welcher zuerst gelehrt hatte, den Blitz zu leiten, auch die Waffendonner entkräfte, welche England's Ueber=

macht gegen Nordamerika sammelte *). Die Persönlichkeit des Mannes vermehrte die Theilnahme für die amerikanischen Angelegenheiten. Die ungewohnte Erscheinung eines schlichten Bürgers in der Rolle eines Gesandten fand in Paris solchen Beifall, daß Franklin bald als ein zweiter Aristides oder Cato gepriesen ward. Die Entschlüsse der Regierung aber entschied der Tag von Saratoga, durch den die Amerikaner ihren Freunden gleichsam ein Unterpfand für den glücklichen Ausgang ihres Kampfes gegeben hatten. Am 6. Februar 1778 ward zu Paris durch Gérard und Franklin zwischen Frankreich und Amerika ein Handelsvertrag und ein vorläufiges Vertheidigungsbündniß geschlossen, und darin festgesetzt: daß kein Friede gemacht werden sollte, wenn nicht Amerika's Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von dem Könige von Großbritannien entweder ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt worden wäre. Ludwig XVI. ahnte nicht, daß er durch diesen, vom Standpunkt der dynastischen Interessen unnatürlichen Bund die Grundlage seines eigenen Thrones unterwühlte. Zwar wollte man französischer Seits der Sache Anfangs das Ansehen geben, als ob dieser Vertrag keine unmittelbar feindselige Absicht habe, und der König ließ daher in London die Anzeige davon machen; englischer Seits aber faßte man sogleich die Ansicht, daß Derjenige, der sich mit England's empörten Unterthanen verbinde, gegen England selbst in Kriegsstand trete, und bethätigte diese Ansicht durch Wegnahme einer großen Anzahl französischer aus Ost- und Westindien zurückkehrender Kauffahrer.

Jetzt konnten freilich die Aussöhnungsversuche, die Lord North, ohne noch den Entschluß Frankreich's zu kennen oder zu ahnen, im Parlamente vorschlug und durchführte, auf die Amerikaner keinen Eindruck machen. Jetzt hatte es für sie keinen Reiz mehr, im englischen Parlamente durch eigene Vertreter Sitz und Stimme zu haben, seitdem sie ein eigenes Ganze geworden; jetzt legten sie keinen Werth mehr darauf, daß keine englischen Soldaten ohne Erlaubniß der Versammlungen nach Amerika kommen sollten, seitdem sie mit eigener Macht dieselben als Feinde besiegt hatten; oder daß ihre Handelsfreiheiten erweitert werden sollten, seitdem sie selbst fremden Mächten Handelsvortheile gewähren konnten.

Darum überhörten sie unter dem Donner der Kanonen, womit die Verbindung mit Frankreich gefeiert ward, den Friedensruf des Mutter-

---

*) Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis setzte man unter sein Bildniß.

landes; darum umarmte Washington mit Thränen im Auge den freiwilligen Verfechter der amerikanischen Freiheit, den Franzosen La Fayette, der ihm die erste Nachricht von dem Vertrage gab, und verweigerte dem englischen Bevollmächtigten Adam Ferguson einen Paß nach Yorktown, wo der Congreß damals sich aufhielt; darum mußten nun die Feldprediger in öffentlichen Reden die Verbindung mit Frankreich als ein Geschenk des Allmächtigen preisen, während durch den Mund und die Federn des Congresses jene Friedensvorschläge als Künste des arglistigen Feindes dargestellt wurden, der nur komme, um durch Hoffnung und Furcht Trennungen zu stiften, und das Volk von der gemeinschaftlichen Sache, die sich jetzt durch den Segen der göttlichen Vorsehung einem glücklichen Erfolge nähere, abtrünnig zu machen.

Es schien für England das Rathsamste, die Unabhängigkeit der Amerikaner ohne Einschränkung und ohne Bedingung anzuerkennen. Dieser Vorschlag ward auch wirklich im Parlamente gethan. Der Herzog von Richmond trug darauf an, alle Truppen aus Amerika wegzuziehen. Aber der, welcher bisher immer zu milden und nachgiebigen Maßregeln gegen Amerika gerathen hatte, Lord Chatham, widersetzte sich heftig. Der siebenjährige Krieg, dessen glückliche Unternehmungen sein kühner Geist geleitet, hatte seine Wurzel in der Behauptung und in dem Wohl jener Colonien gehabt; er sah es daher nicht ohne Unmuth, daß sie jetzt das wohlthätige Band zerreißen wollten; vornehmlich aber konnte sein Stolz auf England und sein Haß gegen Frankreich es nicht ertragen, diese Unabhängigkeit in dem Augenblicke anzuerkennen, wo sie von Frankreich anerkannt ward.

Obwohl von unaufhörlichen Schmerzen geplagt, erschien er doch am 7. April 1778 im Parlamente; fast getragen von seinem Eidam und Sohn sprach er mit sterbender Stimme: „Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab noch nicht über mir geschlossen hat, um meine Stimme gegen die Zerstückelung dieses alten und edlen Reichs zu erheben! Wie, Briten, ihr wollt Freiheit kaufen, aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht! Ich zeuge wider euch bei der Nachwelt; auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" — Als er zum zweiten Male aufstehen und dem Grafen Richmond antworten wollte, unterlag sein ungeschwächter Geist dem von Alter und Gicht niedergedrückten Körper; er fiel in Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden, wo er am 11. Mai 1778 starb.

Die trauernde Britannia in der Fahne, die bei seinem feierlichen,

vom Könige und vom Parlamente angeordneten Leichenbegängnisse einhergetragen ward, war keine Schmeichelei. Er hatte den Staat lange Zeit hindurch ruhmvoll und mit solcher Uneigennützigkeit geleitet, daß die Nation nach seinem Tode noch Gelegenheit fand, ihm durch Bezahlung seiner Schulden ihre Dankbarkeit zu beweisen. Als England's Wohlfahrt Personen anvertraut war, an deren Fähigkeit man zweifeln durfte, hatte er nicht aufgehört, der Seele des Staats wenigstens das, was nicht geschehen sollte, zuzuflüstern oder vielmehr zuzudonnern. Ein Denkmal in der Westminster-Kirche gesellte ihn zu Denen, die dort als des Vaterlandes Verherrlicher ruhen.

---

7. Fortgang des Krieges in den Vereinigten Staaten.
(1777—1781.)

Die Verstärkung, welche die Amerikaner durch einen Bundesgenossen wie Frankreich erhielten, der zugleich mit seiner Flotte auf dem Kampfplatz erschien, machte eine Veränderung in der Anordnung des Landkrieges für die Engländer nothwendig. Sie hatten vom October **1777** bis in den Sommer **1778** in großer Unthätigkeit in Philadelphia verharrt, so daß Washington ihnen gegenüber in seinem Lager zu Valley-Forge, zwar zum Angreifen zu schwach, doch im Stande gewesen war, Pennsylvanien zu decken. Die Unternehmungen beschränkten sich während des Winters und des Frühjahrs auf kleine Streifzüge. General Howe blieb seinem einmal erwählten Plane, nichts zu wagen, bis zum letzten Augenblicke seines Oberbefehls getreu. Dennoch bezeigten, als er endlich den lang gesuchten Abschied erhielt, die Officiere, die unter ihm gestanden, ihre hohe Meinung von seinen Thaten durch einen glänzenden Aufzug, wie er nur durch eine ununterbrochene Reihe von Siegen hätte veranlaßt werden können. Bald darauf aber mußte die einzige Frucht seiner Führung, der Besitz von Philadelphia, wieder aufgegeben werden.

Der längere Aufenthalt an diesem Orte konnte nämlich gefährlich werden, wenn die französische Seemacht, die schon vor der Kriegserklärung gerüstet war, die Küste von Amerika erreichte und die englische in dem Delaware einsperrte. Der neue Oberfeldherr, Sir Henry Clinton, erhielt daher Befehl, Philadelphia zu räumen, und führte das Heer

durch Jersey nach New-York zurück, unangefochten von den Amerikanern, deren Führer es der Klugheit gemäß hielten, keine Hauptschlacht zu wagen. Er langte glücklich in New-York an, und Washington zog sich an den Hudson, um die wichtigen Pässe im Hochlande zu besetzen.

Zum Glück für die Engländer ward die nach Amerika bestimmte französische Flotte unter d'Estaing, die zugleich eine ansehnliche Landmacht am Bord hatte, durch widrige Winde ungewöhnlich aufgehalten; sonst würde dennoch die englische Flotte im Delaware eingeschlossen worden sein. D'Estaing segelte, nachdem er am 27. Juli 1778 mit dem englischen Admiral Keppel bei der Insel Ouessant ein Seetreffen bestanden, in welchem sich beide Theile den Sieg zuschrieben, nach New-York, in der Absicht, die britische Seemacht auf der Rhede dieses Ortes anzugreifen; allein Naturhindernisse machten es unmöglich, und auch ein Versuch auf Rhode-Island mißglückte.

Die Kriegsunternehmungen zwischen den Engländern und Amerikanern gewannen überhaupt durch die französische Hülfe keinen entscheidenderen Gang. Es kann der Weltgeschichte nicht zugemuthet werden, von den mancherlei kleinen Gefechten oder den Hin- und Herzügen, auf die sich der Krieg in den Jahren 1778, 1779 und 1780 beschränkte, besondern Bericht zu erstatten. Die Amerikaner im Allgemeinen entwickelten, selbst nach dem Zeugniß ihrer unbedingtesten Verehrer, neben der anzuerkennenden Ausdauer weder ausgezeichnete Tugenden noch Kräfte; aber die Natur des Landes und die große Ungeschicklichkeit der wider sie streitenden Feldherren verschaffte ihnen trotz der Hemmungen eines engherzigen Krämergeistes, trotz ihrer unbedeutenden Kriegsmacht und ihrer noch unbedeutenderen Kriegskunst, eine Reihe von Triumphen, als Lohn der begeisterten Vaterlands- und Freiheitsliebe, welche die Besten unter ihnen beseelte. General Clinton zog im December des Jahres 1779 mit einem Theile seiner Macht nach dem Süden, um dort den Kampf der britischen Waffen zu unterstützen, und der deutsche General Knyphausen blieb mit einer schwächern Macht in New-York zurück. Die Amerikaner, durch einen starken Frost in den ersten Monaten begünstigt, hätten mit sicherm Erfolg einen Angriff auf diesen wichtigen Platz machen können; aber ehe die Mittel herbeigeschafft wurden, kehrte Clinton mit 4000 Mann wieder zurück (Juni 1780).

Um diese Zeit brachte eine Verrätherei den jungen Freistaat in große Gefahr. General Arnold war einer von denen, die am thätigsten für Amerika's Erhebung gearbeitet hatten. Durch seine kriegerische Tüchtigkeit, seinen Muth in der Schlacht, seine Stärke und Ausdauer

in schwierigen Unternehmungen war ihm ein hohes Vertrauen und ein glänzender Name zu Theil geworden; da seine vor Quebec und Saratoga erhaltenen Wunden ihm noch nicht erlaubten, wieder im Felde zu dienen, führte er seit 1778 den Befehl in Philadelphia. Allein Stolz und Genußliebe stürzten ihn in eine Lebensweise, die er mit seinem Vermögen nicht durchführen konnte und ihn veranlaßte, zu unedlen, seines Ranges und Ruhmes nicht würdigen Mitteln zu greifen. Es kam dahin, daß er wegen verübter Erpressungen und wegen Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt ward, und zur Strafe von dem Oberfeldherrn einen förmlichen Verweis erhielt. Unedle Rachlust erfüllte von nun an sein Gemüth; um seinen Haß befriedigen und seinem Vaterlande eine tödtliche Wunde beibringen zu können, trachtete er nach der Befehlshaberstelle in Westpoint. Mit der Uebergabe dieses wichtigen Punktes, dessen Erhaltung der Zweck mehrerer Feldzüge gewesen war, wollte er sich den Preis verdienen, den ihm Sir Henry Clinton, von seiner Stimmung benachrichtigt, für seine Verrätherei bot; man versprach ihm 30,000 Pfund und die Würde eines Ober-Brigadiers. Washington, unfähig einen solchen Verdacht auf einen solchen Mann zu werfen, erfüllte Arnold's Wunsch. Und alsbald trat dieser mit den Engländern in unmittelbare Unterhandlungen über die Mittel zur Ausführung des Verrathes. Major André, ein Adjutant Clinton's, ward als Unterhändler gebraucht, und führte eine Zeitlang unter einem erdichteten Namen den Briefwechsel mit Arnold. Endlich hielt er eine persönliche Zusammenkunft für nothwendig. Als er von derselben zurückkehrte, und schon den von den Indianern besetzten Landstrich zurückgelegt hatte, fielen ihm drei amerikanische Milizsoldaten in den Zügel*). Er hielt sie für Engländer, und gab sich ihnen zu rasch als einen englischen Officier zu erkennen. Festgehalten ward er vor ein amerikanisches Kriegsgericht gestellt und, nach Enthüllung des Complottes, als ein Spion zum Strange verurtheilt. Vergeblich bemühte sich Clinton ihm das Leben zu retten, vergeblich bat er wenigstens um eine andere Todesart. Washington blieb ungerührt von dem Mitleid, das für die Jugend und für die Liebenswürdigkeit André's sich aussprach, und ließ den Unglücklichen aufknüpfen, so zweifelhaft die Frage auch erschien, ob ein Officier, der auf Befehl seiner Oberen Aufträge an einen feindlichen Heerführer übernimmt, von der Obrigkeit des Letztern als Spion be-

*) Diese drei Soldaten erhielten später zur Belohnung Schaumünzen mit der Umschrift: „Vaterlandsliebe" und einen jährlichen Sold von 200 Piastern.

handelt werden könne, wenn sich findet, daß dieser Heerführer einen Verrath oder Uebergang beabsichtigt hat.

Je unglücklicher das Schicksal dieses Mannes, desto größer war bei Freund und Feind die Verachtung gegen Arnold, dem es gelang zu entkommen. Zwar erhob ihn die englische Regierung wirklich zum General in ihren Diensten, wahrscheinlich in der Hoffnung, noch mehrere Ueberläufer dadurch anzulocken. Aber Niemand folgte seinem Beispiel, wiewohl Arnold einen Aufruf an das amerikanische Heer erließ, worin er die Soldaten aufforderte, sich unter die britischen Fahnen zu stellen, um nicht länger das Werkzeug des Congresses zu sein, der sie hintergehe und zu Schildträgern ihres Erbfeindes Frankreich herabwürdige.

Um diese Zeit kam ein französisches Hülfscorps von 6000 Mann unter dem Grafen Rochambeau an (Juli 1780), und erfüllte die Amerikaner mit neuen Hoffnungen. Man beeiferte sich jetzt, die abgerissenen und zerlumpten Soldaten den schön gekleideten Gästen gleich zu machen; indem die Frauen von Philadelphia mit eifrigem Beispiele vorangingen, brachten einige Privatpersonen ansehliche Summen zusammen. Um die innige Verbrüderung mit den Franzosen anzudeuten, ließ Washington seine Officiere in ihre schwarze Hutschleife einen weißen Streif, das französische Zeichen, einfügen, während ihrerseits die französische Regierung, um jeden Zwist und jede Störung zu verhüten, den Grafen Rochambeau dem Befehle Washington's unterordnete.

Mit vereinten Kräften wollte man jetzt einen Angriff auf New-York machen, und den Krieg in diesen Gegenden zu Ende bringen. Allein alle glänzenden Hoffnungen scheiterten an der Uebermacht der Engländer zur See. Die Flotte, die den Grafen Rochambeau begleitet hatte, war zu schwach, und der Admiral Guichen, der in Westindien kreuzte, und auf dessen Ankunft man rechnete, kehrte, statt nach den amerikanischen Küsten zu segeln, nach Hause zurück. Der Feldzug endete abermals ohne Entscheidung, zu Washington's großem Verdruß. „Alle Aussichten, wie schmeichelhaft sie auch waren, haben sich als täuschend bewiesen", schrieb er an den Congreß, „und ich sehe nichts vor mir, als zunehmendes Elend."

Dieses Elend empfand vorzüglich das Heer während des Winters, und mit Recht sagt ein amerikanischer Schriftsteller, daß Entbehrungen und Ungemach den wichtigsten Theil des Krieges ausmachen, der den Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit verschafft hat. Die Unzufriedenheit der Soldaten stieg bis zu einem hohen Grade, und in der Pennsylvanischen Linie, bei der noch besondere Gründe hinzukamen, brach

endlich ein förmlicher Aufstand aus. Am 1. Januar 1781 verließen sie, 1300 Mann stark, und meist aus Europäern, besonders Irländern bestehend, das Lager, ergriffen die Waffen gegen ihre Officiere, die sie beruhigen wollten, erwählten einen englischen Ueberläufer zu ihrem Haupt und ernannten neue Befelshaber aus ihrer Mitte. Sie erklärten, daß sie entschlossen wären, nach dem Sitze des Congresses zu ziehen, um eine Abstellung ihrer vielfachen Beschwerden zu bewirken, und daß sie ohne diese nicht länger dienen wollten, gaben aber die bestimmteste Versicherung, daß sie nicht zu dem Feinde stoßen würden, und widerstanden auch allen Aufforderungen und Versprechungen der Engländer.

Die Gefahr war um so dringender, da man nicht berechnen konnte, wie weit die Ansteckung des Beispiels sich ausdehnen würde. Man eilte also, durch Nachgiebigkeit und Gewährung ihrer zum Theil gerechten Forderungen dem Aufstande ein Ende zu machen; doch veranlaßte dies die Jerseysche Linie zu einem ähnlichen Versuche, den aber der Oberfeldherr durch schnelle Anwendung der Gewalt unterdrückte. In Folge dieser Vorfälle sank das amerikanische Heer zu einem traurigen Zustande von Schwäche herab; viele Soldaten verließen den Dienst, und die Uebriggebliebenen waren großentheils unbezahlt und ungekleidet.

Der englische General, der diese Schwierigkeiten und Verlegenheiten für noch größer hielt, als sie wirklich waren, rechnete jetzt mit großer Zuversicht auf die Eroberung des ganzen Landes westwärts und südwärts vom Hudson. Lord Cornwallis war schon von Süden her bis in Virginien vorgedrungen; ein zweiter englischer Heerhaufe, von New-York abgesendet, war ebenfalls dahin gekommen, ohne bedeutenden Widerstand zu finden; Clinton hoffte, das geschwächte Heer Washington's an das östliche Ufer des Hudson zurückzudrängen. Aber in dem Augenblick, wo sich alle Fäden zu einem Knoten zu schürzen schienen, hieb Washington's Schwert denselben unerwartet entzwei. Um den Zusammenhang dieses wichtigen und entscheidenden Schlages zu übersehen, müssen wir einen Augenblick in unserer Erzählung zurückgehen, und den Verlauf des Krieges im Süden nachholen.

Gegen Ende des Jahres 1778 hatten die Engländer den Krieg nach den südlichen Provinzen gespielt und Georgien angegriffen. Major Campbell, von New-York absegelnd, landete am 23. December 1778 bei der Insel Tibee und bemächtigte sich der Stadt Savannah. Dasselbe Schicksal hatte Augusta. Ein anderes englisches Heer rückte unter Prevost aus Ost-Florida heran, und bemächtigte sich der Stadt

Sunbury. In den ersten Monaten des Jahres 1779 war die ganze Provinz Georgien in den Händen der Engländer. Da es vom Anfange des Krieges an unter den Bewohnern der drei südlichen Staaten zahlreiche Anhänger der königlichen Sache (Loyalisten) gab, so sammelten sich viele derselben unter den brittischen Fahnen. Auch suchte man die Gemüther der übrigen Bewohner durch Milde und Güte zu gewinnen.

Ein Versuch, den der amerikanische General Lincoln, in Verbindung mit der französischen Flotte unter d'Estaing, zur Wiedereroberung von Savannah machte, mißglückte, und steigerte die Hoffnungen der Britten. Um nun auch Süd-Carolina zu erobern, schiffte sich Clinton selbst mit einem ansehnlichen Heerhaufen ein (26. December 1779). In der Mitte des Februar 1780 erschien er vor Charlestown. Die Stadt ward von der See- und Landseite angegriffen und mußte sich am 12. Mai den Engländern ergeben. Die Engländer, ihre Vortheile benutzend, überzogen das ganze Land. Ueberall unterwarfen sich die Einwohner, leisteten entweder das eidliche Versprechen, neutral zu bleiben, oder huldigten förmlich dem Könige. Die thätigsten und ausgezeichnetsten Freunde der amerikanischen Freiheit flüchteten sich nach Nord-Carolina oder Virginien. Clinton, der an der gänzlichen Unterwerfung der südlichen Staaten nicht mehr zweifelte, überließ dieselbe dem Lord Cornwallis und kehrte nach New-York zurück. Seine Erwartungen schienen im vollsten Maße verwirklicht zu werden. Der Congreß hatte, um die ferneren Fortschritte der Engländer zu hemmen oder das Verlorene wieder zu gewinnen, die ganze Miliz von Nord-Carolina und Virginien aufgeboten, von dem Washington'schen Heere einen Theil der Liniensoldaten abgerufen, und die Führung des Ganzen dem durch den Sieg bei Saratoga ausgezeichneten General Gates übertragen. Allein diese den Engländern an Zahl überlegene Macht erlitt bei Camden (16. August 1780), durch die Feigheit der Milizen, welche beim ersten Angriff die Waffen wegwarfen, eine entscheidende Niederlage. Das ganze amerikanische Heer ward zerstreut, alles Gepäck, alles Geschütz und viele Kriegsvorräthe gingen verloren.

Diese Niederlage schlug vollends allen Widerstand nieder, den Süd-Carolina noch versuchen wollte; auch eilte Lord Cornwallis durch strenge Bestrafung jede Bewegung zu unterdrücken. Da er nunmehr Süd-Carolina als ein völlig beruhigtes Land ansah, brach er gegen Nord-Carolina auf. Er selbst zog auf Charlotteville; gegen die westlichen Gegenden schickte er den Major Ferguson, um dort die Königlich-

gesinnten zu ermuntern. Allein diesen traf ein Unglück, das für den ganzen Krieg im Süden entscheidend wurde. Ein Haufe amerikanischer Freiwilliger, bestehend aus den kühnen Bergbewohnern der westlichen Gegenden von Virginien und Nord-Carolina, griff ihn auf dem Königsgebirge an, und vernichtete, nachdem Ferguson selbst im rühmlichsten Widerstande gefallen war, diesen englischen Heerhaufen gänzlich (9. October 1780).

Dieser Schlag zerstörte auf einmal die Plane des Lord Cornwallis. Er ging nun nach Süd-Carolina zurück, um eine Verstärkung aus New-York an sich zu ziehen. Nachdem diese angekommen war, rückte er wieder gegen Nord-Carolina vor. Zwar ward sein Unterfeldherr Tarleton, den er gegen den amerikanischen Parteigänger Morgan absandte, bei Cowpens (Januar 1781) völlig geschlagen; aber Greene, der an Gates' Stelle die Amerikaner befehligte, war nicht im Stande, aus dieser Lage Vortheil zu ziehen, und Cornwallis ersetzte seinen Verlust durch Thätigkeit und Anstrengung.

Er verwandelte durch Vernichtung alles überflüssigen Gepäcks sein ganzes Heer in leichtes Fußvolk, und eilte Morgan nach. Er hoffte, diesen Heerführer, der wegen seines Gepäcks und seiner Gefangenen nur langsam fortziehen konnte, einzuholen, die Gefangenen zu befreien und ihn an der Vereinigung mit dem Hauptheer unter Greene zu verhindern. Aber Morgan rettete sich durch Schnelligkeit und einen glücklichen Zufall. Er kam zwei Stunden früher an dem Catawba an und setzte hinüber, worauf ein heftiger Regen den Fluß so anschwellte, daß die Engländer ihm nicht sogleich zu folgen vermochten. Nachdem es Cornwallis endlich gelungen war hinüberzugehen, setzte er die Verfolgung des amerikanischen Heeres fort, und suchte ihm seine Gemeinschaft mit Virginien und den von dort zu erwartenden Verstärkungen abzuschneiden. Die Engländer machten oft Tagemärsche von dreißig (englischen) Meilen, trotz der vielen Ströme, über die sie zu setzen hatten. Die Amerikaner wurden von Strom zu Strom und endlich ganz aus Nord-Carolina getrieben.

Lord Cornwallis stellte nun seine Verfolgung ein, und suchte erst die Unterwerfung Nord-Carolina's zu vollenden. Ein an die Bewohner erlassener Aufruf forderte sie auf, sich unter die bei Hillsborough aufgesteckte königliche Fahne zu begeben; er erwartete um so mehr von dieser Aufforderung, weil gerade in Nord-Carolina, vom Anfang des Krieges an, die meisten Gegner der Umwälzung gewesen waren.

Aber die amerikanischen Generale ließen diesen Plan nicht gedeihen.

Greene, von Virginien aus verstärkt, kehrte bald über den Dan zurück, und überraschte einen Haufen von 4 bis 500 Loyalisten, die sich eben in das brittische Lager begeben wollten. Nach kurzer Gegenwehr wurden sie übermannt, und mit der vorzüglich in diesen Provinzen zwischen den Anhängern der Krone und des Congresses herrschenden Grausamkeit niedergemetzelt. Ihr Schicksal drückte den Muth vieler anderer Loyalisten, die schon losbrechen wollten, nieder. Da sie sich selbst zu schützen nicht im Stande waren, weil sie, über den weiten Raum eines wenig bewohnten Landes zerstreut, nur mit großen Schwierigkeiten im Verein handeln konnten, warteten sie lieber den Ausgang ab, der aber ihren Wünschen nicht entsprach.

Lord Cornwallis mußte sich zuerst aus Mangel an Lebensmitteln von Hillsborough weiter zurückziehen bis nach Guilford. Hier erfocht er zwar einen rühmlichen Sieg (15. März 1781) mit nicht mehr als 2200 Mann gegen das doppelt so starke Heer Greene's, dessen Miliz, wie gewöhnlich, die Flucht nahm. Allein der dabei erlittene Verlust und Mangel an Lebensmitteln nöthigten den englischen Feldherrn, sich abermals erst nach Cros Creek, endlich bis nach Wilmington zurückzuziehen.

Bis dahin war ihm Greene gefolgt, dessen standhafte Ausdauer bei so vielen Niederlagen und dessen erfolgreiche Thätigkeit an der Spitze schlechter Truppen zu bewundern ist. Da die Stellung der Engländer keinen Angriff erlaubte, so faßte er den kühnen Entschluß, den Krieg unmittelbar nach Süd-Carolina zu versetzen, wo Lord Cornwallis den Lord Rambon zurückgelassen hatte. Greene verlor zwar zwei Treffen, bei Hobkirks und bei Eutaw (7. September); dennoch gelang es ihm durch eine Reihe klug geordneter Bewegungen, wobei ihn seine Kenntniß der Oertlichkeiten unterstützte, und durch einige kühne Unternehmungen die südlichen Staaten wieder zu erobern, so daß zuletzt die Engländer auf Charlestown beschränkt waren.

Dies Ergebniß war dadurch möglich geworden, daß Lord Cornwallis unterdessen die südlichen Gegenden ganz verlassen hatte und nach Virginien gezogen war, um sich mit Arnold und Philips zu vereinigen. Sein Heer breitete sich nach allen Seiten aus und verwüstete die ganze Provinz; aber außerdem erlangten die Engländer keine Vortheile, welche die Erreichung eines großen Zweckes hätten befördern können. Die ganze Kriegführung war plan- und erfolglos.

Dagegen führte Washington, der bis jetzt gegen Clinton gestanden und denselben in steter Besorgniß wegen eines Angriffes auf New-York gehalten hatte, im Feldzuge des Jahres 1781 die Entscheidung des

ganzen Landkrieges herbei. Er beschloß nämlich, sich mit seiner ganzen Macht auf den Lord Cornwallis zu werfen und ihn dergestalt zu erdrücken.

Der englische Feldherr hatte sich, aus Besorgniß vor einer ansehnlichen französischen Seemacht, die aus Westindien abgesegelt war, nach Yorktown und Gloucester zurückgezogen. Bald erschien die französische Flotte wirklich unter de Grasse, landete 3200 Mann, welche zu La Fayette stießen, und besetzte den Eingang zur Chesapeak-Bay, so daß den englischen Schiffen alle Gemeinschaft mit Cornwallis abgeschnitten ward. Um den Letztern völlig einzuschließen, machte sich Washington mit Rochambeau auf den Weg. Die ersten Bewegungen wurden so eingerichtet, daß Clinton glauben mußte, daß ihr Unternehmen immer noch auf New-York gerichtet sei, und daß sie sich entweder Staaten-Island's bemächtigen, oder bei Sandy-Hook eine Stellung nehmen wollten, um mit der französischen Flotte den Eingang in den Hafen von New-York zu erzwingen.

Als Washington aber über den Delaware setzte, und Clinton nun seine wahre Absicht errieth, war es zu spät, und er konnte ihn nicht mehr erreichen. Sein Anschlag, durch einen Angriff auf Connecticut die Amerikaner wieder zurückzuziehen, gelang nicht. Washington ließ sich in seinem weitern Vorrücken nicht stören, und vereinigte sich am 14. September zu Williamsburg mit La Fayette.

Das vereinigte Heer, 16,000 Mann stark, rückte auf verschiedenen Wegen auf Yorktown los und schritt zur Belagerung der von den Engländern errichteten Werke. Diese stürzten vor dem Feuer der Belagerer zusammen. Cornwallis machte zwar einen Versuch, mit dem größten Theile seines Heeres zu Lande zu entkommen, und sich mit Gewalt einen Weg durch Maryland, Pennsylvanien und Jersey zu dem Heere in New-York zu bahnen. Allein bald zeigte sich ihm die Unmöglichkeit einer solchen Bewegung, und es blieb ihm nichts übrig, als am 19. October 1781 einen Vertrag einzugehen, wodurch er Yorktown und Gloucester, mit allen Besatzungen und Schiffen den Franzosen und Amerikanern übergab, — das Heer, nicht über 7000 Mann stark, mit dem Geschütz, den Waffen, Kleidungsstücken und Geldvorräthen an Washington, die Schiffe und Seeleute an de Grasse.

Clinton hatte sich an demselben Tage, wo der Uebergabe-Vertrag abgeschlossen wurde, mit 7000 Mann seiner besten Truppen zu Sandy-Hook, begleitet von 25 Linienschiffen, eingeschifft, um dem Lord Cornwallis zu Hülfe zu eilen; als er aber die Vorgebirge von Virginien

erreicht hatte, erfuhr er, daß Alles schon verloren sei, und kehrte nach New-York zurück.

Die Freude der Amerikaner über diesen entscheidenden Sieg, dessen Andenken der Congreß durch eine Denksäule zu Yorktown verewigen ließ, ward vergrößert durch die Hoffnung, daß nun das Ende des langen Krieges und seiner Mühseligkeiten nahe sei. Diese Hoffnung war um so gegründeter, da die Niederlage der Engländer bei Yorktown zugleich eine Niederlage des bisherigen englischen Ministeriums ward.

In dem neuen Parlamente, das zu Anfange des Jahres 1782 zusammentrat, bekam die Opposition ein immer stärkeres Uebergewicht. Eines ihrer Mitglieder, General Conway, trug darauf an, den Angriffskrieg in Amerika einzustellen, und das Unterhaus erklärte, alle Diejenigen, die zur Fortsetzung rathen würden, als Feinde des Landes und des Königs ansehen zu wollen.

Auf diese Beschlüsse folgten bald Veränderungen im Ministerium. Lord North verließ dasselbe, und die Glieder der bisherigen Opposition, der Herzog von Rockingham, Burke, Fox, Conway u. A. traten ein. Man bot sogleich den Amerikanern Frieden und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit an; der Krieg hörte auf. Aber der Congreß wollte keinen einseitigen Frieden eingehen, sondern nur im Verein mit seinen Bundesgenossen und den übrigen Theilnehmern unterhandeln. Wir müssen daher noch zuvor den Gang dieses Theils des Krieges erzählen und die Lage England's auch nach dieser Richtung hin betrachten.

---

8. England's Krieg mit Frankreich und Spanien.
(1778—1783.)

Durch den Antheil Frankreich's an dem Abfalle der Amerikaner dehnte sich der Krieg auch über Westindien, Ostindien und die europäischen Meere aus. Hier fiel bei Quessant (27. Juli 1778) das erste bedeutende Gefecht zwischen den Franzosen und Engländern vor, welches schon dadurch, daß es unentschieden blieb, für Frankreich ein Unterpfand kühnerer Hoffnungen, und für England's sieggewohnte Herrschaft eine Niederlage zu sein schien. Ein Streit, der darüber zwischen dem Admiral Keppel und dem Vice-Admiral Hugh Palliser entstand, und zugleich ein Kampf der Ministerial- und Oppositionspartei ward, brachte

wenigstens für England den entschiedenen Nachtheil, daß beide Männer dem Dienste entzogen wurden, was besonders hinsichtlich Keppel's zu bedauern war. Uebrigens blieb der weitere Kampf in diesem Jahre für beide Mächte im Gleichgewichte. Die Engländer nahmen die für die Fischereien so wichtigen Inseln St. Pierre, Miquelon und Ste. Lucie, die Franzosen aber Dominique.

Glänzendere Aussichten eröffnete den Letzteren die Theilnahme Spanien's. Nach langen Bedenken hatte sich der König Karl III. entschlossen, freilich nicht, um den Amerikanern beizustehen, deren Ansprüche auf die westlichen Gegenden und auf die freie Schifffahrt im Missisippi seine Rechte verkürzten und deren Abfall den spanischen Amerika ein böses Beispiel gab*), sondern um mit Frankreich vereinigt das verhaßte England niederzudrücken. Es schien jetzt Zeit, Gibraltar, Minorca und die Floridas, ja Jamaica wiederzugewinnen. Unter dem Schein eines Vermittlers mit England unterhandelnd, um Zeit zu gewinnen, rüstete Florida Blanca, damals Spanien's erster Minister, die Seemacht, und ließ in dem Augenblick, wo er den Schein von sich warf und den Krieg erklärte, die spanische Flotte zu der französischen stoßen. Sechsundsechszig Segel stark erschien sie im Kanal vor Portsmouth, während zugleich an der französischen Küste ein Landungsheer gebildet wurde. England fing an, sich zu beunruhigen; denn es konnte nur eine Flotte von achtunddreißig Segeln entgegensetzen. Allein Stürme, Krankheiten auf der verbündeten Flotte, und eine Spannung, die zwischen den Spaniern und Franzosen eintrat, hoben alle Besorgnisse. Die vereinte Flotte kehrte zurück, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben.

Dagegen erfochten bald darauf die Engländer einen glänzenden Sieg. Ihr Admiral Rodney, abgeschickt, das von der See- und Landseite bedrängte Gibraltar zu versorgen, besiegte bei Cap St. Vincent (16. Januar 1780) den spanischen Admiral Langara, und brachte dadurch der spanischen Seemacht einen Schlag bei, von dem sie sich während des ganzen Krieges nicht erholen konnte. Gibraltar und Minorca waren einstweilen gerettet.

---

*) In der That begann schon während des Krieges ein gefährlicher Aufruhr in Peru unter der Anführung eines gewissen Kasimir Tupamara oder Tupac Aymaruc, der für einen Abkömmling der alten Incas galt; er fand sich bald an der Spitze von 60,000 Mann. Viele spanische Officiere gingen zu ihm über, ein Ex-Jesuit war sein erster Minister. Nicht ohne Mühe unterdrückte die spanische Regierung den schon bis Granada und Mexico sich verbreitenden Aufruhr.

Rodney eilte nach dieser glänzenden That nach Westindien, um hier die englischen Besitzungen und Eroberungen zu beschützen, die der französische Admiral Guichen bedrohte. Er hatte mit ihm nur unentschiedene Gefechte, und da endlich auch der spanische Admiral Solano mit seiner Flotte erschien und zu Guichen stieß, bildeten die Verbündeten eine Uebermacht, gegen welche seine Kühnheit und sein Glück nichts zu vermögen schien. Allein auf den spanischen und französischen Schiffen brachen Krankheiten aus, und lähmten die weitere Thätigkeit derselben. Die Eroberung von West=Florida war für Spanien nur ein kleiner Ersatz so vieler vereitelter Erwartungen.

England's Kraft hatte bisher den Bourbonischen Höfen widerstanden und die Hoffnungen derselben zu nichte gemacht, als plötzlich die Zahl seiner Feinde von einer andern Seite her vermehrt ward. Mit dem Anfange des Jahres 1780 vereinigten sich die nordischen Mächte unter Rußland's Anführung, um den Staaten, die an dem Seekriege keinen Theil nahmen, ihren freien Verkehr mit den kriegführenden Völkern zu sichern. Unter dem Namen eines Systems bewaffneter See=Neutralität wurden Grundsätze über die genauere Bestimmung des Begriffs von verbotenen Waaren und über das Recht neutraler Flaggen, frei Gut zu machen, aufgestellt, um der Willkür, womit der Stärkere unter den kriegführenden Mächten — und dies war England wegen seiner zahlreichen Kriegsflotten und der Menge seiner Kaper — den Verkehr der Neutralen mit seinen Feinden zu stören suchte, mit Gewalt Einhalt zu thun. Hierdurch wurde England nicht nur beengt, und verlor alle Aussicht auf die Unterstützung Rußland's, die es eben zu erlangen gehofft hatte, sondern es wurde sogar noch eine neue feindliche Seemacht auf den Kriegsschauplatz gebracht. Dies war Holland, das seit dem Anfange des Krieges den lebhaftesten Handel mit den Gegnern England's getrieben hatte. England voraussehend, daß dieser Verkehr noch zunehmen müsse, wenn Holland durch Beitritt zur bewaffneten Neutralität den Schutz der verbündeten nordischen Mächte erlange, suchte den Beitritt zu verhindern, unterstützt durch den Einfluß der Oranischen Partei; aber die Gegen=Oranische Partei setzte es durch, daß die Generalstaaten den Beitritt beschlossen (20. November 1780) und Gesandte nach Petersburg schickten.

Nun hielt die englische Regierung einen offenen Krieg mit Holland für das kleinere Uebel. Um aber die nordischen Mächte nicht zu beleidigen, nahm es den Vorwand, daß Holland ihm den durch Verträge festgesetzten Beistand verweigere, und daß man bei einem amerikanischen

Agenten, der in die Hände eines englischen Kapers gefallen war, die schriftlichen Unterhandlungen einiger bedeutenden Glieder des Amsterdamer Magistrats über einen zwischen Holland und Amerika zu schließenden Freundschafts- und Handelsvertrag gefunden habe. Ohne die Entschuldigung der Generalstaaten, daß diese Unterhandlung nicht von der Regierung ausgegangen sei, anzuerkennen, eilte England mit seiner Kriegserklärung (20. December 1780) und erlangte seinen Zweck, daß nun Holland, als eine schon im Kriege begriffene Macht, in den Bund und Schutz der neutralen Mächte nicht aufgenommen wurde, obschon es der Convention noch in denselben Tagen eiligst beigetreten war.

Der raschen Kriegserklärung folgte ein eben so rascher Angriff auf die westindischen Besitzungen der Holländer, die den Amerikanern, Spaniern und Franzosen bisher als Niederlagsplätze gedient hatten. Rodney nahm die Insel Eustach (3. Februar 1781) und erbeutete große Schätze. Demerary und Essequebo fielen bald darauf den Engländern in die Hände; und wiewohl das Seegefecht, welches der holländische Admiral Zoutman, der mit seinen Kriegsschiffen eine Baltische Kauffahrteiflotte geleitete, an der Doggerbank (5. August 1781) den Engländern lieferte, unentschieden blieb, wagte doch Holland nicht ferner, sich mit England zur See zu messen.

Dafür kamen Spanien und Frankreich durch verstärkte Anstrengung gegen England in Vortheil. Der französische Admiral Bouillé eroberte (26. November 1781) die Insel Eustach wieder, und fand noch die reiche Beute, zwei Millionen an baarem Gelde. Ein anderer französischer Admiral, Kersaint, nahm Demerary und Essequebo wieder in Besitz; aber den stärksten Schlag bereitete die Thätigkeit des spanischen Ministers Florida Blanca vor. In der größten Stille machte er alle Anstalten zu einem Angriffe auf Minorca, das, seit Einschließung Gibraltar's, der Standplatz für die englischen Schiffe im Mittelländischen Meere war.

Unter dem Schutze einer vereinigten spanisch-französischen Flotte landete daselbst ein Heer, geführt von dem spanischen General Crillon (19. August 1781), und wiewohl der Engländer Murray das Fort Philipp lange und tapfer vertheidigte, vermochte er doch nicht den Verlust der Insel zu verhindern (Februar 1782). Crillon, von Geburt ein Franzose, hatte den General Murray durch das Anerbieten von 100,000 Pfd. bestechen wollen. Aber Murray, entrüstet über einen so schimpflichen Antrag hatte geantwortet: „Als einer Ihrer wackern Vorfahren von seinem Könige aufgefordert wurde, den Herzog von Guise zu er-

morden, erwiederte er: Die Ehre verbietet es mir. Das hätten Sie erwiedern sollen, als der König von Spanien Ihnen auftrug, die Ehre eines Mannes zu ermorden, dessen Ursprung so edel ist, wie der des Herzogs von Guise."

Die Eroberung Minorca's erweckte bei der spanischen Regierung die alte Hoffnung, auch Gibraltar und Jamaica wieder zu erobern; und dieser Plan ward jetzt mit neuem Feuer ergriffen. Frankreich nahm mit gleichem Eifer Theil. Mit vereinter Kraft wollte man zuerst in Westindien auftreten, und auf Jamaica losgehen, zu dem man sich durch die frühere Eroberung von Dominique, St. Vincent und Granada, sowie durch die spätere (31. Mai 1781) von Tabago, den Weg gebahnt hatte. Jamaica war nicht zu retten, wenn die spanischen und französischen Flotten sich mit einander vereinigten.

Rodney's Glück und Thätigkeit kam diesem Schlage zuvor. Er griff bei Guadeloupe die französische Flotte an, die von Martinique aufgebrochen war, um bei S. Domingo sich mit der spanischen zu vereinigen. Zwölf Stunden dauerte das Gefecht (12. April 1782), bis Rodney, dem der Wind lange entgegen war, die glückliche Wendung desselben benutzte, und mit einer kühnen und neuen Bewegung die französische Linie durchbrach. De Grasse selbst, mit seinem Admiralschiffe „die Stadt Paris" von 110 Kanonen, fiel in die Hände der Sieger, nebst allen für die Unternehmung auf Jamaica bestimmten Geschützen. Das Hauptergebniß dieses Sieges aber war die Rettung Jamaica's.

Eben so wenig glückte das Unternehmen gegen Gibraltar. Seit dem Anfange des Krieges war die Festung eingeschlossen; allein die Kühnheit der englischen Admirale sowie die Ausdauer des Befehlshabers Elliot und der Besatzung hatten alle Absichten der Spanier vereitelt. Sie beschlossen daher eine förmliche Belagerung. Mit großer Thätigkeit wurden von der Landseite her die Laufgräben eröffnet; aber je mehr sich diese der Festung näherten, desto mehr wuchsen die Schwierigkeiten, und oft vernichteten kühne Ausfälle in einer Stunde die Arbeit mehrerer Tage.

Man überzeugte sich endlich, daß alle Versuche von der Landseite allein erfolglos bleiben würden, und beschloß, einen Angriff von der Seeseite damit zu verbinden. Unter mancherlei Vorschlägen fand der des Ritters d'Arçon, eines französischen Ingenieurs, den meisten Beifall. Es sollten schwimmende Batterien gebaut werden, das heißt: Kanonenböte von solcher Einrichtung und Festigkeit, daß sie weder verbrannt noch versenkt werden könnten. Durch zwei Dächer wurden sie

gegen Kugeln und Bomben verwahrt, und selbst mit einer großen Anzahl Kanonen (gegen dreihundert Stück) ausgerüstet.

Crillon, der Eroberer von Minorca, übernahm die Leitung des Angriffs, der zugleich durch die Batterien von der Landseite, durch eine ansehnliche Flotte, durch eine Menge von gewöhnlichen Bomben- und Kanonierschiffen, und durch ein Heer von 40,000 Mann unterstützt werden sollte. Alles war voll der sichersten Erwartung; ein ungeheurer Zulauf von Zuschauern, Einheimischen und Fremden hatte sich eingefunden; selbst der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon waren von Paris gekommen, um Zeugen bei der Eroberung einer Festung zu sein, die bisher allen Anstrengungen der Tapferkeit und der Kunst getrotzt hatte. Am 13. September 1782 begann der Angriff. Die See- und Landbatterien sprühten zugleich ihr Feuer, und der Donner des Geschützes zersprengte in weiter Ferne Thüren und Fenster. Aber er erschütterte weder den Felsen Gibraltar's, noch den Muth Elliot's. Dieser Held und die tapfere Besatzung vertheidigten sich mit Unerschrockenheit. Sie schleuderten Donner und Blitz nicht minder furchtbar von ihrem Felsen herab, bis es ihnen, trotz aller Vorkehrungen des Ritters d'Arçon, gelang, einige der schwimmenden Batterien durch Feuerkugeln in Brand zu stecken. Dieses Ereigniß, dessen größere Folgen durch schnelle Versenkung der einzelnen Böte leicht hätte verhütet werden können, setzte die Mannschaft der Batterien außer Fassung, und die gegen Urheber neuer Erfindungen gewöhnliche Mißgunst verdarb vollends Alles. Als die Engländer in Kanonierböten herbeieilten, steckten die Spanier selbst die übrigen vom Feuer verschonten schwimmenden Batterien in Brand. Die Mannschaft wurde zum Theil durch die Engländer gerettet. Die furchtbare Zurüstung, die drei Millionen Livres gekostet hatte, war, nach den eigenen Worten d'Arçons, gleich den Wolken in der Luft verschwunden.

Je größer und gespannter die Erwartungen gewesen waren, desto mehr schlug der unglückliche Ausgang die Gemüther nieder. Nur eine Hoffnung blieb noch. Die Vertheidigung hatte die Besatzung erschöpft, ihre Kriegsvorräthe vermindert, und die Festung mußte also doch unterliegen, wenn sie nicht versorgt wurde. Das aber schien nicht möglich, da eine spanisch-französische Flotte von sechsundvierzig Segeln, unter denen fünf Schiffe von 110 und eins von 130 Kanonen war, bereit stand, den Engländern den Zugang zu wehren. Als endlich der Admiral Howe mit dreißig Segeln und einer großen Transportflotte beim Cap St. Vincent erschien, wurden alle Anstalten getroffen, ihn für

eine solche Verwegenheit zu strafen. Allein ein furchtbarer Sturm am 10. October trieb die Bourbonische Seemacht aus einander. Am folgenden Morgen zog die englische Flotte von einem Südwest=Winde unterstützt durch die Meerenge, und die sämmtlichen Transportschiffe mit allen Vorräthen und einer Verstärkung von 1400 Mann gelangten in den Hafen.

Die Belagerung Gibraltar's und Rodney's Sieg waren die letzten Begebenheiten dieses Krieges. Das neue friedlich gesinnte Ministerium in England hatte unterdessen an Herbeiführung des Friedens gearbeitet, und in Paris mit der französischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft. Zwar erlitt es durch den Tod des Herzogs von Rockingham (Juli 1782) eine Veränderung; Fox trat wieder aus, und Shelburne an die Spitze des Kabinets, unterstützt von der aufstrebenden Kraft des jüngern Pitt; aber die Friedensunterhandlungen wurden fortgesetzt. Spanien machte Anfangs die größte Schwierigkeit, indem es auf Gibraltar bestand, und der französische Minister Vergennes verwickelte durch List und Ränke das Geschäft. Allein diese Verwickelung hatte den Erfolg, daß Amerika, dadurch mißtrauisch gemacht, einen vorläufigen besonderen Vertrag mit England schloß (30. November 1782), worin seine Unabhängigkeit von demselben anerkannt, und ihm vortheilhafte Gränzen mit einem Antheil an der Fischerei zu Neufundland bewilligt wurden.

Spanien gab endlich Gibraltar auf und nahm Ost=Florida dafür als Entschädigung an, indem es zugleich das eroberte West=Florida und Minorca behielt, und die Engländer in der Honduras=Bai auf einen engern Raum beschränkte. Frankreich erhielt Tabago und Goree, Antheil an der Fischerei von Neufundland, nach dem Inhalt des Utrechter Friedens, und die Inseln St. Pierre und Miquelon. Holland allein verlor gegen England, dem es Negapatam abtrat; dagegen aber erhielt es seine übrigen verlornen Besitzungen wieder. Am 10. Januar 1783 wurden die Friedens=Präliminarien zu Versailles abgeschlossen.

Sie fanden im englischen Parlamente heftigen Widerspruch. Die vereinten Parteien von Fox und Lord North griffen die Minister an, sowohl wegen der vielen Opfer, die England seinen Gegnern bringen mußte, als auch besonders darüber, daß man das Schicksal der amerikanischen Loyalisten nicht gesichert, sondern, indem man sich begnügte, sie der Milde des Congresses zu empfehlen, sie dergestalt der Rache ihrer leidenschaftlichen Mitbürger Preis gegeben habe. Der Congreß hatte in der That nicht Ansehen genug, sie zu schützen; es erschienen heftige

Libelle gegen sie, man stellte es als abscheulich dar, daß die, welche das Blut der Amerikaner gesogen hätten, nun auch das Fett ihres Landes genießen sollten, und forderte sich gegenseitig zu harter Behandlung gegen sie auf; viele wurden daher gezwungen in den Wüsteneien von Neu-Schottland Schutz zu suchen. Vergebens strebte im Parlamente Pitt beredt und bündig, sich und seinen Freund Shelburne sowohl über diesen als über die anderen Punkte zu rechtfertigen, und die Nothwendigkeit des Friedens aus dem erschöpften Zustande England's, dessen Staatsschulden um 115 Millionen Pfund gewachsen waren, abzuleiten; die Macht der Gegner war zu groß, und das Parlament tadelte in einem förmlichen Beschlusse die Friedensbedingungen. Das Ministerium mußte daher weichen. Durch eine unnatürliche Verbindung traten Fox, Lord North, Burke und Andere an dessen Stelle; sie bestätigten aber den einmal geschlossenen Frieden und die getadelten Bedingungen. Am 3. September 1783 wurde der Definitivvertrag unterzeichnet.

---

9. Die Constituirung der Vereinigten Staaten und Washington's letzte Schicksale.

(1782—1799.)

Nach Beendigung des Krieges entstanden in Nordamerika besorgliche Zustände. Der Eifer, auf dem Altare des Vaterlandes Opfer zu bringen, war erkaltet. Für das Jahr 1782 wurden acht Millionen Dollars gefordert; aber die zum Behufe dieser Forderung eingegangenen Zahlungen beliefen sich nur auf 420,031 Dollars. Es war daher ein schwieriges Unternehmen, ein unbezahltes Heer zu entlassen, und den Officieren sowohl als den Soldaten die Verpflichtungen zu erfüllen, welche die Versammlungen gegen sie übernommen hatten. In dieses Verhältniß mischte sich eine lebhafte Eifersucht der Bürger gegen das Heer, das den Kampf für sie ausgefochten hatte. Auf der andern Seite fehlte auch in dem Heere Unzufriedenheit, Anmaßung und Erbitterung nicht. Washington's Klugheit war es, die auch hier besänftigte und milderte. „Alle haben wir Theil gehabt," sagte er in einem Tagesbefehl, „an der Gründung dieser herrlichen Werkstätte der Freiheit, an der Errichtung eines großen Staats auf dem Boden der Unabhängigkeit, an der Stiftung eines Zufluchtsortes für die Armen und Unterdrückten aller

Völker und Religionen. Es ist uns, die wir durch Beharrlichkeit im schönsten Beruf und durch den herrlichen Namen eines vaterländischen Heeres unsterblich geworden sind, nichts zu thun übrig, als den letzten Act des großen Schauspiels hindurch eine unwandelbare Festigkeit der Gesinnung zu behaupten, das Drama mit Würde zu beschließen, und mit dem Beifall der Menschen und des Himmels, der bis hieher unser Betragen krönte, von der Bühne abzutreten." Nur neun der einzelnen Staaten faßten den Beschluß, den Officieren, wie diese es gewünscht, statt bestimmter halber Besoldung auf Lebenszeit, ein für allemal den Betrag einer ganzen Besoldung von fünf Jahren zum Ersatz zu geben. Die gemeinen Soldaten, die sämmtlich entlassen wurden, erhielten Staatspapiere.

Mit ihrer Entlassung endigte zugleich die kriegerische Laufbahn Washington's. Er nahm, nachdem er in Gesellschaft des Gouverneurs Clinton und mehrerer anderer Personen seinen Einzug in New-York gehalten, von seinen sämmtlichen Waffenbrüdern feierlich Abschied. Von hier eilte er nach Annapolis in Maryland, wo sich der Congreß damals befand, um in die Hände desselben seine Oberbefehlshaberstelle niederzulegen. Es geschah dies am 23. December 1783 in einer öffentlichen Versammlung. Durch eine Rede, in der er das Heer dem Schutze des Congresses, sein Vaterland der Obhut Gottes empfahl, sagte er sich von allen Geschäften des öffentlichen Lebens los, und ging darauf, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut in Virginien, Mount Vernon. In Beziehung hierauf stifteten die Officiere des amerikanischen Heeres, zur Erinnerung an ihre gemeinschaftliche Verbindung, den Cincinnatusorden. Washington's Lebensweise war eine regelmäßige, einfache und stille; nur die Geschäfte des Landbaues schienen ihn an die wachsende politische Pflanzung, deren Samen er ausgestreut hatte, erinnern zu sollen. Aber die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger entriß ihn bald wieder der Ruhe.

Der Mangel einer inneren und wahren Vereinigung ward unter den Staaten Nordamerika's immer fühlbarer, vorzüglich als es darauf ankam, den öffentlichen Credit zu befestigen und zu erhalten. Der Staat hatte vierzig Millionen Dollars Schulden, und der Congreß, der verpflichtet war sie zu bezahlen, hatte nicht das Recht, Abgaben aufzulegen; die einzelnen Staaten aber durchkreuzten sich dergestalt mit ihren besonderen Vortheilen, daß von ihnen keine Anordnung und Hebung der Abgaben zu erwarten war. Die öffentlichen Papiere fielen daher im Frie-

den außerordentlich, und keiner verlor mehr als der arme Soldat, der seine Verschreibungen aus Noth wohlfeil verkaufen mußte.

Man entschloß sich daher im Jahre 1787 zu einem neuen und festeren Bundesvertrage, der im J. 1788 allgemein angenommen ward. Die einzelnen Staaten entsagten ihrer Unabhängigkeit in allen Fällen, welche die äußeren Verhältnisse betreffen, wie in einigen der wichtigsten Angelegenheiten der inneren Verwaltung, und übertrugen dieselbe einer Bundesregierung, welche die Kräfte aller einzelnen Staaten in sich versammelte. Diese erhielt das Beschatzungsrecht, die Oberaufsicht über Zölle und Abgaben, über Münze und Papiergeld. Sie allein hatte das Recht, mit anderen Staaten und Völkern zu unterhandeln, Krieg zu erklären und die Nation zu bewaffnen; sie endlich sollte bei Streitigkeiten einzelner Staaten unter einander, sowie einzelner Bürger verschiedener Staaten, und bei allen Seehändeln entscheiden. Sie bestand aus einem gesetzgebenden, in zwei Kammern getheilten Congresse, den die Repräsentanten der einzelnen Staaten bilden, und aus einem auf vier Jahre erwählten Präsidenten, der zugleich Oberbefehlshaber der gesammten See- und Landmacht ist. Die Mitglieder der ersten Kammer, des Senats, sollten alle zwei Jahre um ein Drittheil erneut, die Mitglieder der zweiten alle zwei Jahre gewählt werden. Die richterliche Gewalt, ganz unabhängig von dem Congresse und dem Präsidenten, wurde durch ein Obergericht dargestellt.

Der alte Congreß löste sich im November 1788 auf, und im folgenden Jahre trat der erste Congreß nach der neuen Constitution ins Leben. Am 14. April 1789 wurde Washington einstimmig zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt, und er behielt diese Würde durch wiederholte Wahl bis 1797. Durch die Tugenden, womit er im Kriege die Selbstständigkeit seines Vaterlandes erkämpft hatte, beförderte er an der Spitze der Verwaltung den Wohlstand, den Frieden und die Befestigung des jungen Staatslebens. Er vollendete dadurch sein Werk und seinen Ruhm, wiewohl es ihm nicht gelang, sein Wirken von allen Parteien seines Vaterlandes anerkannt zu sehen. Obgleich Amerika keine Vorrechte der Geburt achtet, so gab es doch auch hier einzelne, durch das Ansehen ihrer Stifter und durch Reichthum ausgezeichnete Familien, aus deren natürlichem Gegensatze zu den Anhängern der in Frankreich aufgestellten Gleichheitslehre sich eine aristokratische und eine demokratische Partei, besonders seit dem Ausbruch der französischen Umwälzung, entwickelte. Der ersteren ward das Bestreben, eine Nachbildung der englischen Verfassung auch in den Standesverhältnissen für

Amerika zu versuchen, und überhaupt eine starke Hinneigung zu England Schuld gegeben.

Zu den Anhängern des englischen Wesens und zu den Begünstigern des englischen Einflusses ward auch Washington gerechnet, vorzüglich als er 1794 mit England einen Handelsvertrag schloß, dem französischen Gesandten Genet aber, der mit revolutionären Freiheitslehren auftrat, sich widersetzte. Washington sah in der französischen Weise, die Freiheit zu begründen, nur eine Vernichtung der Ordnung und des Eigenthums. Wie konnte er eine Revolution lieben, die seinen Freund La Fayette, dessen Gesundheit zu trinken er bei keinem seiner Mittagsmahle unterließ, gestürzt hatte und in ihrer Bewegung, wie er urtheilte, keine Spur von dem common sense zeigte, wie er der nordamerikanischen Revolution, ihren Beförderern und ihrem Hauptheldten vorzugsweise eigen gewesen war.

Nun ward der Haß der amerikanischen Jacobiner, denen die gesetzliche Freiheit nicht genügte, und der Royalisten, in welchen die Sehnsucht nach der vorigen Verfassung noch nicht erstorben war, zugleich wider ihn laut. Beide fanden an der Wuth derer Unterstützung, deren Habsucht es übel nahm, daß Washington in dem Vertrage die Bezahlung der alten Schulden der Nordamerikaner an Engländer bestimmt hatte. Auf allen Straßen wurde er gelästert; man nannte ihn einen Söldner England's, der sein Volk verkaufe; ja eine öffentliche Zeitung sagte, er habe dem Staate 24,000 Dollars entwendet. Man beschuldigte ihn des Geizes und des Stolzes, obgleich sein prunkloses Haus in Philadelphia und sein einfacher Anzug (Schuhe, ein blauer Frack, ein Hut mit schwarzer Kokarde und ein Regenschirm) das Gegentheil zeigte. Trotz so vieler Beschimpfungen, trotz so vielen Lärms, blieb Washington, wie immer ruhig und entschlossen. Er unterschrieb den Handelsvertrag mit einigen Aenderungen, allen Vorstellungen entgegnend, daß er, wie bei allen seinen Handlungen, so auch bei dieser, das Wohl des Ganzen vor Augen habe.

Bald nachher, am 17. September 1796, erklärte er, daß er darauf Verzicht thue, einer Derjenigen zu sein, aus denen der neue Präsident erwählt werden sollte. Er gestand in dem Aufruf an das amerikanische Volk, daß er, aus Liebe zur Einsamkeit und Ruhe, schon vor der letzten Wahl den Entschluß gefaßt habe, diese Erklärung zu thun, daß ihn aber damals die Betrachtung der bedenklichen Lage der öffentlichen Angelegenheiten von derselben zurückgehalten habe. Jetzt aber, da der Zustand der Dinge diesen Schritt erlaube, und das zunehmende Gewicht

von Jahren ihn erinnere, daß der Schatten der Stille das Ersprießlichste für ihn sei, trete er ab, unter Anempfehlung der Grundsätze, die das Ergebniß seines Nachdenkens und seiner nicht unbeträchtlichen Erfahrungen seien. Er empfahl den Provinzen Einigkeit unter einander. Der Süden, sagte er, gebe dem Norden seine reichen Erzeugnisse, der Norden dem Süden seine großen und starken Kräfte. Er erinnerte sie, bei Aufforderungen zu Regierungsveränderungen nie zu vergessen, daß Zeit und Gewohnheit zur Gründung einer wahren Regierung gehören, und daß Erfahrung dem Ansehen der Meinungen und Voraussetzungen vorzuziehen sei. Er bat sie, nie zu vergessen, daß zur Verwaltung eines so ausgedehnten Landes, wie Amerika, die Regierung so großer Kraft bedürfe, als nur immer mit der vollkommenen Sicherstellung der Freiheit vereinbar sei. Er warnte sie mit der Wärme besorgter Liebe vor den traurigen Wirkungen des Parteigeistes, der in freien Verfassungen den feindseligsten Charakter entwickele. Vor Allem beschwor er sie, in dem Verhalten gegen auswärtige Völker keinen andern Grundsatz anzunehmen, als den, sich mit ihnen so wenig als möglich in Staatsverbindungen einzulassen, sondern mit Benutzung ihrer entfernten und abgesonderten Lage, nie ihr Schicksal mit dem Schicksal irgend eines Theils von Europa, noch ihren Frieden und ihr Wohlsein jemals in den Streit europäischen Ehrgeizes und Eigensinns zu verwickeln, sondern allein Handelsverbindungen einzugehen, ohne dabei jemals ausschließende Gunstbezeigungen oder Vorzüge zu suchen oder zu bewilligen. Es könne keinen größern Irrthum geben, als wenn ein Volk von dem andern wirkliche Dienste erwarte oder auf dieselben rechne.

Das waren die Grundsätze, mit deren Darlegung er seine öffentliche Laufbahn beschloß; sie waren, nach seinem eignen Wunsche, der Maßstab, an dem man seine Verwaltung messen und prüfen sollte. Keines absichtlichen Irrthums, sagte er, sei er sich bewußt; der unbewußten Irrthümer Folgen aber möge der Allmächtige lindern oder abwehren. Er hoffe, fuhr er fort, daß sein Vaterland nie aufhören werde, sie mit Nachsicht anzusehen, und daß es, nach fünfundvierzig Jahren eines mit aufrichtigem Eifer im Dienste desselben zugebrachten Lebens, den Mangel unzureichender Fähigkeiten der Vergessenheit übergeben werde. Und so eile er voll Hoffnung in die Schatten der Einsamkeit, um unter seinen Mitbürgern die süße und ungemischte Theilnahme an dem wohlthätigen Einflusse guter Gesetze unter einer freien Regierung zu genießen. Er genoß sie indessen nur kurze Zeit. Im März 1797 legte er die Präsidentschaft nieder, und schon am 14. December 1799

starb er zu Mount=Vernon, nachdem fünf Jahre zuvor (28. November 1794) sein treuer Mitkämpfer, der General von Steuben, ihm im Tode vorangegangen war.

Washington's Testament bezeugte, daß er, selbst kinderlos, seine Mitbürger als seine Kinder ansah. Er vermachte funfzig Actien, jede von hundert Pfund, zur Errichtung einer Hochschule in dem District Columbia, weil er immer mit Bedauern gesehen hatte, daß die Jugend des amerikanischen Freistaates nach auswärtigen Anstalten gesandt wurde, wo sie Grundsätze erhielt, die sich mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der nordamerikanischen Freiheit nicht vertrugen. Dennoch herrschte in diesem Lande der Freiheit, dessen Bewohner sich allmählig gewöhnten, den Zustand von Europäern als eine Knechtschaft zu bezeichen, noch immer die Sklaverei in ihrer widerwärtigsten, völlig barbarischen Gestalt. Washington selbst bekundete den bessern Geist seiner Landsleute dadurch, daß er in seinem letzten Willen allen seinen Sklaven die Freiheit schenkte, und, um ihnen dies Geschenk zu sichern, den hülflosen Alten eine lebenslängliche Unterstützung, den Kindern derselben aber einige Gelegenheit versicherte, Unterricht im Lesen, Schreiben und Erlernung eines Handwerks zu erlangen. Im Allgemeinen waren die Amerikaner überhaupt geneigter, sich der Abwesenheit mancher Schattenseiten des europäischen Staatswesens zu rühmen, als die Lichtseite der europäischen Welt, die Sorge für das geistige Element des Daseins, anzuerkennen und deren Mangel bei sich selber zu empfinden.

Indem wir hier die Betrachtung des Aufschwunges von Nordamerika fallen lassen, wollen wir, zur Ergänzung der Geschichte des Colonialwesens, noch einen Augenblick der Ausbreitung der brittischen Herrschaft in Ostindien und den Entdeckungsreisen Cook's unsere Aufmerksamkeit schenken.

---

10. Die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Ostindien.

(1767—1799.)

Während England in Amerika den schönsten Theil seiner Besitzungen verlor, behauptete es in Ostindien nicht nur seine Herrschaft, sondern vermehrte sie noch, ungeachtet ein neuer einheimischer Gegner in Kriegführung und Staatsverwaltung eine Tüchtigkeit entwickelte, von der die Engländer in Indien noch kein Beispiel gesehen hatten.

Hyder Ali, Sohn eines mohamedanischen Befehlshabers im Königreiche Mysore, hatte einen Haufen solcher Krieger um sich versammelt, die bei den indischen Heeren ohne Sold sich durch Raub und Plünderung selbst bezahlt machen. An der Spitze dieser Schaar beschützte er Mysore gegen einen Anfall der Maratten, ward Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, stürzte dann den bisherigen Herrscher (1759), und erweiterte sein Reich bis an die Ufer des Kistnah. Hyder Ali's Umsichgreifen machte die Maratten, den Nizam und die Engländer in Madras aufmerksam. Alle drei vereinigten sich im Jahre 1767 zu einem Angriffe wider ihn. Er wußte aber die Maratten zu beschwichtigen und den Nizam zu einem Bunde gegen England umzustimmen; dann schlug er den englischen Heerführer bei Chargamal. Eine Schaar von 5000 Reitern bedrohte Madras, und wenn dieselben sich nicht auf Plünderung zerstreut hätten, würden die englischen Oberbeamten selbst in ihre Hände gefallen sein.

Zwar nahmen im folgenden Jahre die Angelegenheiten der Engländer durch einen Sieg des Obersten Smith eine glücklichere Wendung; der Nizam ward zu einem besondern Frieden genöthigt, und die Engländer rechneten nun mit Sicherheit auf den Fall des Fürsten von Mysore. Allein Hyder Ali drang verwüstend in Carnatic ein, griff mit abgesonderten Schaaren Madura und Tinivelly an und erschien zum zweiten Male vor Madras. Die Oberbehörde, überrascht und hülflos, schloß einen Frieden, in welchem sie durch Abtretungen ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm erkaufte (April 1769). So stand er um so gefährlicher da, je größer die Unzufriedenheit mit England in Indien war.

Zum Glück für England ward damals ein ausgezeichneter Mann, Warren Hastings, nach Indien geschickt, und im Jahre 1774 zum Gouverneur ernannt. Wiewohl sein Bild durch der Parteien Wuth entstellt ist, haben doch Alle die Geschicklichkeit anerkannt, womit er die englische Herrschaft in Ostindien unter den schwierigsten und bedenklichsten Umständen gerettet, und das, was Clive gegründet und begonnen hatte, glücklich erhalten und glänzend erweitert hat. Freilich aber erlaubte er sich auch Hinterlist und Raubsucht, Verschwendung und das schmutzige Verfahren einer Handelsklugheit, die mit der einen Hand ein blutiges Scepter schwingt, um den Beutel kaufmännischer Habgier in der andern zu füllen.

Hastings' erstes Unternehmen war ein Vernichtungskrieg gegen die Rohillas. Diese Völkerschaft lieferte den besten Theil der mongolischen

Truppen; sie wohnte zwischen dem Ganges und den großen Gebirgen an der westlichen Grenze von Oude, und stellte eine bewaffnete Macht von 80,000 Mann. Aber diese Macht, unter verschiedene Häuptlinge getheilt, war schwer zusammen zu bringen, und daher Anderen eben nicht gefährlich. Dessenungeachtet hatte sie habsüchtige Nachbarn an dem Nabob von Oude, den Maratten und selbst an dem Groß-Mogul Schah Allum. Dieser, der bis dahin, in Folge des mit Clive geschlossenen Vertrages, in Elhadabad residirt hatte, war unter dem Schutze der Maratten nach seiner alten Hauptstadt Delhi zurückgekehrt. Von dort aus bekriegte er mit den Maratten die Rohillas, um sein geschmälertes Reich zu erweitern.

Die Rohillas wandten sich an den Nabob von Oude, dem die Ausbreitung der Maratten in diesen Gegenden nicht erwünscht war. Unter Vermittelung England's ward zwischen Beiden ein Vertrag geschlossen. Die Rohillas versprachen für den Schutz, den ihnen der Nabob leisten würde, vierzig Lak Rupien zu bezahlen. Aber der Nabob konnte sein Versprechen nicht erfüllen, die Maratten verwüsteten ungestört das Gebiet der Rohillas, und nöthigten sie zu theilweiser Unterwerfung. Nun rief der Nabob die Engländer zu Hülfe, und rückte mit denselben vereint an die Gränze von Rohilkund, worauf die Maratten zurückgingen. Ungeachtet der Nabob die Rohillas nicht beschützt hatte, forderte er doch die früher ausbedungenen vierzig Lak Rupien Schutzgeld. Da sie dieselben nicht bezahlen konnten, fiel er mit Hülfe der Engländer über sie her, besiegte sie in einer Schlacht und unterwarf sich ihr Land. In gleicher Weise behandelte er seinen Bundesgenossen und ehemaligen Oberherrn, den Groß-Mogul Schah Allum.

Da dieser Fürst den Maratten die Abtretung der beiden, von Clive ihm zugesicherten Städte Corah und Elhadabad hatte versprechen müssen, benutzten dies die Engländer, um jene Städte selbst zu besetzen, und verkauften sie gegen funfzig Lak Rupien an den Nabob von Oude. Zugleich zogen sie die Einkünfte ein, die sie nach dem von Clive gemachten Vertrage dem Groß-Mogul zu zahlen verpflichtet waren. Als der Nabob von Oude starb, mußte der Sohn und Nachfolger desselben, Asof ul Dowla, durch neue Zahlungen und Abtretungen sich die Freundschaft seiner Bundesgenossen so oft erkaufen, daß er gänzlich verarmte und einige Jahre später (1781) mit 1,400,000 Pfund im Rückstande gegen sie war. Hastings trug kein Bedenken, zur Herbeischaffung dieser und anderer den indischen Fürsten aufgelegter Zahlungen die härtesten Gewaltmittel anzuwenden.

Der Unmuth, den die indischen und die mohammedanischen Fürsten über die Gewaltthätigkeit und Unredlichkeit der Engländer empfanden, erzeugte endlich einen Versuch, die verhaßten Fremdlinge gänzlich zu stürzen. Es entstand zu diesem Behufe eine Verbindung der einheimischen Fürsten unter der Leitung der beiden unabhängigsten und stärksten Mächte, der Maratten und des Hyder Ali, von Frankreich's Eifersucht aufgeregt. Streitigkeiten der Engländer mit den Maratten führten den Ausbruch herbei.

Die Marattenhäupter, Scindia und Holkar, rückten mit 40,000 Mann auf Surate los. General Goddard eilte ihnen entgegen, und schlug sie bei Brodera. Als Beschützer des indischen Fürsten von Gohud, Nanna, eroberte Oberst Popham die für unnehmbar gehaltene Festung Gwalior, welche die Maratten im Gebiete von Gohud seit langer Zeit an sich gerissen hatten. Da um dieselbe Zeit der Krieg England's mit Frankreich ausgebrochen war, eroberten die Engländer nicht nur Chandernagor und die Handelsniederlagen zu Carical und Massulipatam, sondern nach einem glücklichen Seegefechte gegen eine französische Flotte fiel auch Pondichery in ihre Hände (17. Oct. 1778), und durch die Eroberung von Mahé vollendeten sie die Vertreibung der Franzosen aus Ostindien (20. März 1799).

Diese Erfolge, besonders die Eroberung von Mahé, setzten den gefährlichsten Feind England's, den Fürsten von Mysore, in Bewegung. Schon lange bestand ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Hyder Ali und den Franzosen, deren Zögling er war. Sie hatten ihn mit Waffen und Kriegsvorräthen versehen, eine Menge französischer Abenteurer befehligten und bildeten seine Kriegsmacht. Hyder Ali war wohlgerüstet, besaß ein schlagfertiges Heer, das er durch pünktliche Besoldung an sich fesselte, und gewann die Frömmigkeit der Hindu durch reichliche Geschenke an ihre Tempel und Pagoden. Er versöhnte sich mit seinen Feinden, den Maratten, verband sich mit dem Nizam, und forderte endlich durch einen Aufruf alle indischen Fürsten auf, einem Bündnisse beizutreten, durch das die verhaßten Fremdlinge vertrieben werden sollten. Mit 100,000 Mann und 100 Stück Geschütz erschien er im Juni 1780 zu Conjeviram, funfzig englische Meilen von Madras. Seine zahlreiche, an 60,000 Mann starke Reiterei verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, erfüllte Carnatic mit Schrecken, und bedrohte die nördlichen Circars.

In Madras herrschte die größte Bestürzung. Die Kriegsmacht war entfernt und an verschiedenen Stellen zerstreut, kein Geld im

Schatze, zwischen den Gliedern der Regierung Uneinigkeit. Das Volk in Carnatic, durch die gemeinsame Verwaltung des Nabobs und der Engländer hart gedrückt, begrüßte den Hyder Ali als einen Retter, und erschwerte den Engländern die Einziehung von Nachrichten über die Bewegungen des Feindes. Die Belagerung von Arcot, wozu Hyder Ali schritt, versprach ihm den Besitz großer Vorräthe und die Möglichkeit, seine Angriffe noch weiter auszudehnen.

Zugleich erfuhr man, daß die Maratten von Berar in Cuttak eingefallen waren, daß ein anderer Haufe von Hyder Ali an der Grenze von Madura erschienen sei, und daß die Feinde mit jedem Augenblick eine französische Kriegsmacht und Flotte erwarteten. Ein englischer Heerhaufe endlich, der, geführt von Bailly, aus Gundur herbeigerufen war, ward auf seinem Wege nach Madras bei Parambaucum von Hyder Ali's Sohne, Tippo Saib, völlig geschlagen, und der Ueberrest mußte sich einer schmählichen Gefangenschaft überliefern. Die Gefangenen würden alle von den wüthenden Feinden niedergemacht worden sein, wenn nicht Lally und die übrigen französischen Führer sich ins Mittel gelegt hätten. Doch mußten sie die abgehauenen Köpfe ihrer erschlagenen Landsleute ins indische Lager tragen.

In dieser Noth entwickelte Hastings seine ganze Thätigkeit. Er unterhandelte mit den Maratten wegen eines Friedens, und besonders mit dem Rajah von Berar, der mehr durch die Furcht vor den Häuptern zu Punah und Hyder Ali, als aus eigenem freien Entschlusse an dem Kriege Theil nahm. Den Nizam, der ein Haupturheber des Krieges gewesen war, faßte Hastings bei seiner Eifersucht gegen Hyder und erhielt ihn durch schmeichlerische Versprechungen in Unthätigkeit. Nach Madras schickte er Geld und Soldaten, und in der Person des Sir Eyre Coote einen tüchtigen Führer, dem er nicht bloß die Kriegsmacht, sondern auch die allgemeine Verwaltung übertrug. Coote suchte, da Arcot nicht mehr zu retten war, wenigstens die übrigen festen Punkte, Velore, Wandiwash, Permacoil u. s. w. vor den weiteren Angriffen Hyder's zu schützen. Während er aber diesen Zweck erreichte, eroberte Hyder, der listig einem Treffen mit den Engländern auswich, das wichtige Amboor, Thiagar, und seine Reiterei überzog Tanjore. Aber in einer Schlacht bei Porto Novo (1. Juli 1781) ward er geschlagen, und genöthigt, seine Absichten auf die südlichen Striche aufzugeben. Er zog sich mit aller seiner Macht auf Arcot zurück. Coote, verstärkt durch einen aus Bengalen zu Lande angekommenen Haufen von Seapoys, näherte sich, um diese wichtige Stadt wieder zu gewinnen. Hyder rückte

ihm bei Tripassore entgegen. Auch diese zweite Schlacht fiel zwar nicht zu seinem Vortheile aus; doch konnten die Engländer in Carnatic nur so viel Land behaupten, als sie unmittelbar mit ihrer Kriegsmacht besetzt hielten. Es gelang ihnen nicht, das hart bedrängte Velore zu retten. Ein Heerhaufe, der unter Braithwaite bei Tanjore stand, ward von Tippo Saib und den Franzosen unter Lally umringt und nach sechzehnstündiger Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen (Februar 1782). Zugleich war eine französische Flotte unter Suffren erschienen, mit einer Landmacht am Bord, von der 2000 Mann zu Tippo Saib's Heere stießen. Cuddalore mußte sich ergeben, und gewährte den Franzosen für die Flotte und das Kriegsvolk einen sichern Standort.

Zwischen Hyder und Coote kam es während des Jahres 1782 zu keiner Entscheidung, indem jener, der Schlacht ausweichend, nur durch geschickte Bewegungen seinen Gegner ermattete. Größere, aber für die Engländer nicht glücklichere Thätigkeit herrschte auf dem Meere. Sie hatten, da der Krieg mit Holland um diese Zeit ausgebrochen war, Trinconomale und Negapatam weggenommen. Diese beiden Oerter suchte die französische Flotte wieder zu erobern. Trinconomale ward auch in der That von Suffren nach einem glücklichen Seegefechte gewonnen, und nach einem zweiten, noch hartnäckigeren Kampfe behauptet (3. September 1782).

Unter diesen ungünstigen Aussichten hatte Hastings Alles aufgeboten, mit den Maratten Frieden zu schließen. Den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, war der Krieg gegen sie mit Eifer fortgesetzt worden. Holkar und Scindia wurden von Bengalen aus angegriffen. Goddard rückte von Surate aus durch die Pässe unmittelbar gegen die Hauptstadt Punah, wurde aber genöthigt, sich wieder zurück zu ziehen. Zum Glück erlitt Scindia, der allein den Angriff von Bengalen aus bestehen mußte, einen großen Verlust durch einen von den Engländern wohlgeleiteten nächtlichen Ueberfall, und entschloß sich (15 October 1781) zu einem billigen Frieden, den unter seiner Vermittelung etwas später (17. Mai 1782) auch die Punah-Maratten annahmen.

Die Regierung zu Bombay schickte nun ihre Macht nach der malabarischen Küste, um Hyder's Kräfte zu theilen, und bemächtigte sich vieler Städte an der Küste zwischen Calicut und Paniany. Hyder sandte seinen Sohn Tippo Saib zu ihrer Bekämpfung. Dieser griff die Engländer bei Paniany an; er ward aber geschlagen, und ging bald darauf in sein Reich zurück, da unterdessen sein Vater Hyder Ali, angeblich in seinem achtzigsten Jahre, gestorben war (9. November 1782).

Der Abzug Tippo Saib's erlaubte den Engländern an der Küste von Malabar größere Fortschritte. Matthews eroberte Onore, drang in Bednore ein, besetzte die Hauptstadt dieses Landes und krönte sein Glück durch Eroberung Mangalore's, des wichtigsten Hafenorts und der bedeutendsten Festung in Canara. Tippo Saib sah sich genöthigt, Carnatic zu räumen und seine ganze Kraft nach der malabarischen Küste zu richten. Mit 100,000 Mann zog er gegen Matthews, der nicht mehr als 600 Europäer und 1600 Seapoys hatte. Dieser überrascht, warf sich nach Bednore, und ward, als er sich im April 1783 ergeben mußte, nebst einem Theile der Besatzung von dem erbitterten Sieger einem schmählichen Tode überliefert. Nach einer hartnäckigen Belagerung fiel auch Mangalore in die Hände des Tippo. Da ihn aber der im Januar 1783 zwischen England und Frankreich geschlossene Friede der französischen Hülfe beraubte, und die Compagnie neue Anstrengungen machte, fand er sich, trotz seines Hasses gegen die Engländer, zum Frieden bereit. Derselbe kam am 11. März 1784 zu Mangalore auf gegenseitige Herausgabe aller gemachten Eroberungen zu Stande, so daß Alles in den Zustand, wie es vor dem Kriege gewesen war, zurückkehrte.

Die ostindische Compagnie ging also ohne Verlust aus dem schweren Kampfe hervor. Aber ihre Macht zog jetzt die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf sich, und Anordnungen wurden getroffen, um sie unter die Aufsicht des Königs und des Parlaments zu bringen. Zur Führung ihrer Geschäfte hatte bis jetzt die Compagnie aus ihrer Mitte vierundzwanzig Directoren auf vier Jahre, jedes Jahr sechs, gewählt; in der Versammlung der Actionaire hatte Jeder eine Stimme, der zwei Actien (zu 500 Pfund) besaß. Fox brachte am 18. November 1783, zu der Zeit, wo er mit Lord North verbunden an der Spitze der Verwaltung stand, im Parlamente eine Bill zur bessern Verwaltung der ostindischen Angelegenheiten in Vorschlag. Der Hauptinhalt bestand darin, daß die beiden bisherigen Verwaltungsbehörden, die Directoren und die Actionaire, als unpassend abgeschafft werden, und eine Behörde von sieben durch das Parlament zu erwählenden Personen an ihre Stelle treten sollte. Sie sollte Vollmacht haben, die Länder, Einkünfte und den Handel in Indien zu verwalten, und alle Beamten der Gesellschaft, sowohl in Indien als in England ein= oder abzusetzen. Dieser Vorschlag fand heftigen Widerspruch. William Pitt, jüngerer Sohn des verstorbenen Lord Chatham, nannte ihn, als Redner der damaligen Opposition, den kühnsten, beispiellosesten und beunruhigendsten Versuch zur Ausübung der

20*

Tyrannei, der die Geschichte dieses oder eines andern Landes geschändet habe. Er stellte die Sache in den Gesichtspunkt, daß die Bill als gewaltsamer Eingriff in die verbrieften Rechte einer anerkannten Gesellschaft alles Recht des Eigenthums bedrohe, und äußerte zugleich Furcht für die Freiheit und für die Verfassung, wenn die Minister bei ihrem Einfluß auf das Parlament die Herrschaft über Ostindien in die Hände bekämen. Von diesen Standpunkt der Auffassung aus war auch König Georg III., für seine eigene Macht fürchtend, gegen die Bill. Zur Vertheidigung derselben hielt Fox eine seiner glänzendsten Reden. „Was ist der Zweck alles Regierens? Gewiß das Wohl der Regierten. Andere mögen anderer Meinung sein; aber dies ist die meinige, und ich spreche sie öffentlich aus. Was sollen wir nun von einer Regierung denken, deren Glück aus dem Unglück ihrer Unterthanen entspringt, deren Größe aus dem Elende der Menschheit erwächst? Das ist die Regierungsweise, die unter der ostindischen Compagnie über die Eingeborenen Ostindien's ausgeübt wird, und der Umsturz dieser schändlichen Regierung ist der vornehmste Zweck der in Rede stehenden Bill. Dreißig Millionen Menschen verfluchen uns jetzt als Tyrannen. Man wendet ein, der Freibrief der Compagnie dürfe nicht verletzt werden. Ich entgegne, ein Freibrief ist eine Vollmacht, die an eine oder mehrere Personen behufs der Leistung einer Wohlthat ertheilt wird. Wird die Vollmacht gemißbraucht, wird die Wohlthat nicht geleistet, und entspringt dieser Mangel aus ersichtlicher Schuld, oder wie in dem vorliegenden Falle aus ersichtlicher Unwissenheit und Schlechtigkeit, und wollte man sagen, daß die Vollmacht dennoch nicht zurückgenommen und in andere Hände gelegt werden dürfte, so wäre dies eine Batterie gegen den stärksten Pfeiler der brittischen Verfassung. Souveraine sind heilig und man ist ihnen jede Art der Ehrfurcht schuldig; dennoch, mit aller meiner Anhänglichkeit an die Person der ersten Obrigkeit, hätte ich unter der Regierung Jakob's II. gelebt, ich würde gewiß alle meine Kräfte angestrengt und an dem berühmten Kampfe Theil genommen haben, der ein Königreich von erblicher Knechtschaft rettete und die Gültigkeit des Grundsatzes in die Jahrbücher der Geschichte eintrug, daß gemißbrauchte Vollmacht widerruflich ist.“ Diese Entwickelung war nicht geeignet, den König für die Bill günstiger zu stimmen. Er erklärte daher, als dieselbe im Unterhause durchgegangen war, mehreren ihm ergebenen Lords, daß er zwar von seinem verfassungsmäßigen Recht, die Bestätigung zu verweigern, keinen Gebrauch machen werde, wenn sie auch im Oberhause durchgehen sollte, daß er aber in diesem Falle die Krone niederlegen und sich nach Hannover zurückziehen

werde. Darauf äußerte Lord Temple im Oberhause, der König könne den nicht für seinen Freund halten, der für die Bill stimme, und dieselbe fiel durch (December 1783).

Mit dieser ostindischen Bill stürzte auch das ganze Ministerium, und ein neues wurde gebildet, an dessen Spitze als erster Lord der Schatzkammer William Pitt trat, der damals erst vierundzwanzig Jahre alt war. Dieser machte nun in dem gleichfalls erneuerten Parlamente einen andern Vorschlag über die Angelegenheiten der ostindischen Compagnie, welcher am 4. August 1784 durchging. Nach demselben blieben die beiden Behörden der Gesellschaft, die Directoren und die Actionaire, dem Namen nach in ihrem bisherigen Verhältniß; aber es wurde ihnen eine oberaufsichtliche Behörde (Board of Controul), bestehend aus sechs Mitgliedern des geheimen Raths, die der König ernennt, und unter denen der jedesmalige erste Lord der Schatzkammer und einer der Staatssecretaire ist, an die Seite gesetzt. Die Wirksamkeit derselben erstreckte sich über alle Staats- und Kriegsangelegenheiten der Gesellschaft, mit Ausschluß ihres Handels. Alle Berichte aus Indien, sowie alle Befehle und Verordnungen nach Indien, mußten ihr vorgelegt werden, und es stand ihr frei, die Befehle und Verordnungen zu verändern, ja in Fällen dringender Nothwendigkeit konnte sie eigene Befehle, ohne Mittheilung an die Directoren, erlassen. Die Ernennung des höchsten Kriegsbefehlshabers gebührte fortan dem Könige; er konnte auch den General-Gouverneur, die Vorsteher und Glieder der drei Regierungen zu Bombay, Madras und Calcutta absetzen, wie deren Wahl von ihm bestätigt werden mußte. Dergestalt wurde denn in der That die ganze ostindische Compagnie in die Hände der Regierung und der Minister gegeben, trotz allem Geschrei, welches man gegen den Vorschlag von Fox erhoben hatte. Pitt verglich sein Gesetz mit dem von Fox so: dieses raube der Gesellschaft ihre Rechte, ihren Handel, ihr Eigenthum und Patronat (patronage); das seinige lasse ihr den unumschränkten Besitz ihres Handels, ihres Schatzes, ihres Patronats, die Anstellung ihrer Schreiber und Unterbedienten. Mit Recht sagte Burke, der Freund und Verfechter von Fox, die neue Anordnung Pitt's gebe der Krone einen Einfluß, der weit über den hinausgehe, welchen der erste Vorschlag von Fox ihr gegeben haben würde, und dieser Einfluß werde der Gesellschaft noch gefährlicher sein, da die, welche die Verwaltung in der That, wenn auch nicht dem Namen nach führten, durch den bloßen Willen der Krone entfernt werden könnten. Ebenso erklärte die Compagnie selbst in einem amtlichen Schreiben, daß von nun an alle Räder ihres großen Werks durch die heimische Re=

gierung in Bewegung gesetzt würden, welche die Gesellschaft in allen ihren Unternehmungen in Indien leite und meistere.

Das war aber auch der Hauptzweck, der bei diesem ganzen Verfahren beabsichtigt und erreicht ward. Denn die Reinigung und Verbesserung der Verwaltung von den Mängeln, die in Indien so drückend gefühlt, in England so oft zur Sprache gebracht worden waren, wurde wenigstens durch die getroffenen Anordnungen nicht erreicht. Pitt sagte, die Staatswissenschaft müsse nothwendig die Regierung so ausgedehnter und entfernter Länder für irrational erklären. Ein Versuch, der gemacht wurde, begangene Ungerechtigkeiten zu strafen, die berühmte Anklage Hastings' vor dem Parlament, entstand mehr aus einem Parteienkampfe als aus Gerechtigkeitseifer, und endigte auf eine Weise, welche künftige Verwalter nicht schreckte.

Diese Anklage wurde im Jahre 1786, als Hastings aus Ostindien zurückgekommen war, von den ausgezeichnetsten Rednern der Opposition, Fox, Burke, Sheridan, gegen ihn erhoben, und im Namen des Unterhauses vor dem Oberhause geführt. Burke's erste Rede dauerte mehrere Tage, und zeichnete sich durch glänzende Beredtsamkeit aus. Um dem Gefängnisse zu entgehen, mußte Hastings für sich selbst 20,000 Pfund Bürgschaft stellen, und noch zwei andere Bürgen, jeden mit 10,000 Pfund, hinzufügen. Der Proceß dauerte bis 1795, wo der Angeklagte von den Gliedern des Oberhauses, die einzeln ihre Stimmen auf „schuldig" oder „nicht schuldig" abgaben, freigesprochen, und nur zu den Kosten verurtheilt ward, die 70,000 Pfund betrugen. Die Compagnie entschädigte ihn aber durch ansehnliche Geschenke.

Inzwischen hatte die britische Herrschaft in Ostindien neue Erwerbungen theils durchgeführt, theils angebahnt. Im Jahre 1790 erneuerte der gegen die Briten äußerst erbitterte Tippo Saib den Krieg, indem er einen Bundesgenossen derselben, den Rajah von Travancore, angriff; er wurde aber durch die britischen Heerführer Cornwallis und Abercrombie, die bis vor seine Hauptstadt Seringapatnam drangen, am 24. Februar 1792 zu einem Frieden genöthigt, der ihm die Hälfte seiner Länder kostete. Da er nichtsdestoweniger mit neuen Kriegsplanen umging, erklärten ihm die Engländer im Jahre 1799 den Krieg, schlugen ihn in mehreren Treffen und erstürmten am 4. Mai 1799 Seringapatnam. Der Sultan verlor bei Vertheidigung seiner Hauptstadt das Leben. Die Sieger theilten das Reich mit ihren Bundesgenossen, den Maratten und dem Subah von Decan. Ein Ueberrest von 1190 Quadratmeilen wurde einem Sprößling des von Hyder Ali verdrängten

Fürstenhauses, dem Mysore gehört hatte, unter britischer Hoheit zurückgegeben. Die Engländer aber ließen diesen sammt andern indischen Fürsten, denen sie unter der Aufsicht britischer Residenten einen Schein von Selbstregierung gönnten, zu großen unselbstständigen Kindern erziehen. So ging noch immer die mittelbare Herrschaft neben der unmittelbaren, in die sie sich mehr und mehr verwandelte, bahnbrechend einher.

---

11. Cook's Entdeckungsreisen.

Seit jenen merkwürdigen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen, wodurch neue Welten aus dem Schooße des Meeres hervorgezogen worden waren, befreundete sich Europa inniger mit demselben, und das furchtbare, trügerische Element gehorchte mehr und mehr der überlegenen Stärke des Menschengeschlechts. Auf diesem Schauplatze hatten seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Engländer die Hauptrolle übernommen; sie hatten durch die beweglichen Brücken der Schifffahrt die getrenntesten Theile der Erde verbunden, und ihre Insel zum Mittelpunkte weit reicherer und größerer Länder jenseit des Weltmeeres gemacht. Herren des freiesten Elements, erregten sie immer stärker den Neid derer, die mit ihnen Gleichheit der Macht oder des Rechts erzielten; sie mischten aber auch, mehr als jedes andere Volk, unter diese Eroberungen friedlichere Bestrebungen, deren Erfolge mehr das Gebiet der Erkenntniß, als das der politischen Herrschaft erweiterten. Wir meinen die Entdeckungsreisen und Umschiffungen der Erde, durch welche besonders James Cook seinen Namen unsterblich gemacht hat. Indem wir diesem Manne auf seinen Fahrten folgen, verlassen wir den geräuschvollen Schauplatz des Kampfes der Nationen, und treten in die Stille und Einfachheit der Natur und der ihr noch angehörigen Völker.

James Cook, geboren 1728, bildete sich in der Schule der englischen Schiffskunst, im Steinkohlenhandel zwischen Newcastle und London. Erst gemeiner Matrose, dann Schiffskoch, endlich Gehülfe eines Steuermanns, fühlte er die Nothwendigkeit mathematischer und anderer Kenntnisse, und ließ sich für sein erspartes Geld darin unterrichten. Um sich einen größern Wirkungskreis zu bilden, nahm er auf der Flotte Dienste, wobei er von Hugh Palliser sehr begünstigt wurde. Der Name

des ersten Schiffes, auf welchem er diente, der Adler, ward eine Vorbedeutung des Fluges, den er zu nehmen gedachte.

Auf der Flotte, die mit dem General Wolf gemeinschaftlich die Eroberung von Quebek betreiben sollte, entwickelte er seine große Tüchtigkeit. Die ihm gesetzte Aufgabe, sich genaue Kunde vom Bette des Lorenzstroms zu verschaffen, löste Cook mit gleich viel Einsicht und Kühnheit. Nach dem Frieden von 1763 wurde er gebraucht, die wegen der Fischerei wichtige Küste von Neufundland aufzunehmen. Die von ihm verfertigten Karten sind eine Frucht dieser mühsamen und schwierigen Untersuchung, die er, in einem unwirthbaren und menschenleeren Lande, von 1763 bis 1767 vollführte. Sein ungeselliger und etwas finsterer Charakter erleichterte ihm das Ungemach, das er sich andererseits durch seine Sparsamkeit freiwillig erschwerte. Die letztere entsprang aus einem Hange zum ruhigen Erwerbe; daher er sich von dem ersparten Gelde eine kleine Besitzung kaufte, um als Schiffsmeister und Landmesser im Dienste der Admiralität zu leben. Aber ein schönerer Stern ging ihm auf und bestimmte ihn, dem menschlichen Forschungsgeiste zu dienen.

Der für das Jahr 1769 berechnete Durchgang der Venus durch die Sonne zog die Aufmerksamkeit nach der Südsee, auf welcher die seltene Himmelserscheinung beobachtet werden konnte. Der Präsident der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften bestimmte den König, zu diesem Behufe ein Schiff abzusenden, und Cook erhielt, durch Verwendung seines Gönners Hugh Palliser, mit dem Range eines Lieutenants den Auftrag, dasselbe zu führen (1768). Banks und Solander, zwei berühmte Naturforscher, schifften sich mit ein. Die Reise ging von England nach Brasilien, von da an der Küste Südamerika's hinunter, und an dessen Spitze herum in die Südsee. Cook ging aber nicht durch die Magelhanische Meerenge, sondern durch die Straße Le Maire. Er landete an der südlichsten Seite, dem kalten Feuerlande, wo Banks und Solander beinahe ein Opfer ihres Eifers für die Pflanzenkunde geworden wären; darauf segelte er um das seit Anson gefürchtete Cap Horn, und näherte sich dem Südpol. Auf der Rückkehr nahm das kurz vorher vom Capitain Wallis entdeckte Otaheiti (auch Georgsinsel genannt) die Seefahrer auf. Als Cook hier den astronomischen Zweck durch Beobachtung des Durchgangs der Venus erreicht hatte, umschiffte er die Insel und eilte dann abermals nach dem Süden, um ein von anderen Seefahrern und von Erdkundigen vermuthetes Südland aufzusuchen. Er segelte bis zum 40sten Grade der Breite, ohne Etwas zu finden, und darauf nach der Küste von Neu-Seeland. Seit Tasman's Zeit (1642) war dasselbe nicht wieder besucht,

und bisher für einen Theil des festen Südlandes gehalten worden; Cook aber befand es durch Umschiffung als zwei getrennte Inseln von bedeutendem Umfange. Mit vieler Sorgfalt, Genauigkeit und Schnelligkeit untersuchte er die Küsten und die umherliegenden Inseln. Die herrliche Lage dieses Landes, in der Mitte zwischen Afrika, Ostindien und Amerika, sein schönes Klima, seine Erzeugnisse, besonders die Neuseeländische Flachspflanze, schienen dasselbe für eine künftige Verbindung mit Europa sehr bedeutsam zu machen.

Weil indessen der Winter mit seinen Stürmen herannahte, und das Schiff die Rückreise durch die Südsee nicht bestehen konnte, nahm Cook den Weg nach Ostindien, und langte an der Ostseite Neuholland's, in der von ihm benannten Botanibay, an. Er war der Erste, der diese Seite von Neuholland berührte. Obgleich die Küste sehr gefahrvoll war, beschiffte er sie doch vom 38sten bis zum 10ten Grade südlicher Breite, bis zu der von seinem Schiffe benannten Endeavour=Straße, zwischen Neuholland und Guinea. Drei Monate lang mußte er sich durch eine Reihe von Klippen winden, die seinem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten. Aber mit unermüdeter Sorgfalt und ungestörter Besonnenheit leitete Cook sein Fahrzeug sicher durch die Fluten. Keine eben erst überstandene Gefahr hinderte ihn, einer neuen entgegen zu gehen auf Gewässern, die noch kein europäisches Schiff befahren hatte. So überzeugte er sich von dem Vorhandensein der Wasserscheide zwischen Guinea und Neu=Süd=Wales. Das letztere Land nahm er für König Georg III. in Besitz, und trat dann die Rückreise an. Seine Ankunft in England erfolgte am 12. August 1771, nach einer Entfernung von drei Jahren.

Als nunmehr glänzend bewährt in der Ausführung solcher Unternehmungen ward Cook bald darauf von dem damaligen Präsidenten des Admiralitäts=Gerichts, Lord Sandwich, zu einer neuen Reise aufgefordert. Er sollte ein am Südpol gelegenes Festland aufsuchen, dessen Dasein man aus astronomischen Gründen vermuthete. Auf dieser Reise, zu welcher zwei Schiffe ausgerüstet wurden, begleiteten ihn die beiden Naturforscher Forster, Vater und Sohn, deren darstellendes Werk über diese Reise dieselbe so berühmt gemacht hat; ein dritter Naturforscher, Sparrmann, ward auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufgenommen. Die Reise ward im Juli 1772 angetreten. Cook segelte vom Vorgebirge aus gerade nach Süden, unter heftigen Stürmen und unter bedeutender Kälte; er war noch nicht bis zum 50sten Grade südlicher Breite gekommen, als ihm schon große Eismassen entgegentrieben. Nachdem er den 65sten Grad erreicht hatte, wohin vor ihm noch kein See=

fahrer gelangt war, zweifelte er endlich, das vermuthete Festland in dieser Richtung zu finden, und steuerte aus dem Eise des Südens wieder heraus. Nach einer Fahrt von vier Monaten landete er an der Küste von Nee=Seeland. Hier fanden sich auch die beiden Schiffe wieder zusammen, die während der Fahrt von einander gekommen waren. Cook ließ europäische Sämereien aussäen — die Thiere, die er für diese Insel mitgebracht hatte, waren unterwegs gestorben — und versuchte so, eine Gemeinschaft der Naturerzeugnisse zu stiften, da für die Gemeinschaft der menschlichen Gesittung die Wildheit der Einwohner wenig Aussicht gewährte. Dann schiffte er zu dem friedlichen Völkchen von Otaheiti und zu den übrigen Gesellschaftsinseln. Cook verließ sie am 17. September 1773, um die Gruppe der Freundschaftsinseln zu untersuchen.

Als der Sommer dieser Erdgegend nahte, wandte er sich wieder nach Neu=Seeland. Ein heftiger Sturm trennte an der Küste abermals die beiden Schiffe. Mit dem seinigen, Resolution, steuerte Cook nun allein nach dem Südpole, dem er sich auch bis zum 71. Grade südlicher Breite näherte. Ein Eisfeld von unabsehbarer Größe steckte dieser Fahrt das Ziel (30. Jan. 1774) zum Verdrusse für Cook's forschende Kühnheit. Diese erschrak nicht, weder vor den mit Stürmen wechselnden Nebeln, die oft mehrere Wochen lang die Sonne verhüllten, noch vor den Eismassen, die eine Kälte aushauchten, von der Tau= und Takelwerk des Schiffs mit Eisrinden bedeckt wurden, noch vor der einförmigen Stille, die von keinem andern lebendigen Wesen unterbrochen ward, als durch die kühnen Abenteurer, welche die Natur in ihrer tiefsten Zurückgezogenheit aufsuchten. Die Aengstlichkeit derselben ward vermehrt durch Cook's heftige Krankheit, die sein Entschluß, niemals besser zu essen als der Letzte seines Schiffsvolkes, ihm zugezogen hatte. Das zähe Pökelfleisch und andere ungenießbare Speisen hatten seine starke Körperkraft überwältigt, und ohne frische Nahrungsmittel schien seine Genesung unmöglich. Da ließ Forster seinen treuen otaheitischen Hund, das einzige Thier, das auf dem Schiffe war, schlachten, und stellte durch die von dem Fleische desselben gekochte Brühe den Capitain wieder her. Auf dem Rückwege berührte das Schiff die Osterinsel und die schon von den Spaniern entdeckten Markesen. Ueber die Niedrigen Inseln, die als eine sehr gefährliche Stelle in der Südsee bekannt waren, kehrte Cook wieder nach Otaheiti zurück. Auf diesen Fahrten entdeckte er noch einzelne kleine Inseln oder Inselgruppen, oder durchforschte die schon bekannten genauer. Das Letztere war sehr gefährlich, da er sich in der Nähe der Inseln immer zwischen Klippen durchwinden, oder mit den Einwohnern

bald durch Schrecken, bald durch Freundlichkeit fertig werden mußte. Die Neu-Hebriden wurden von ihm benannt, durchforscht und gezeichnet; Neu-Caledonien aber zum ersten Male betreten, da Bougainville nur in der Ferne vor dieser Insel vorbeigesegelt war. Von da ging es abermals nach dem nun schon bekannter gewordenen Neu-Seeland, und dann nach der Spitze von Südamerika, wo in dem kalten, unfruchtbaren und felsigen Feuerlande die Rückwirkung der Natur auf den Menschen in den stumpfen, armseligen und fast sprachlosen Pescheräs beobachtet werden konnte.

Von dieser Spitze Amerika's schiffte Cook noch einmal gegen Süden, um ein Land aufzusuchen, welches Duclos Guyot 1756 mit einem spanischen Schiffe entdeckt hatte. Cook fand dasselbe unter dem 55sten Grade südlicher Breite, und nannte es, seinem Monarchen zu Ehren, Süd-Georgien. Es bestand aber nur aus schroffen Felsen, und hatte keine Bewohner als Seehunde. Darauf näherte er sich wiederum dem Südpole bis zum 59. Grade der Breite, wo er, unter ungeheuren Eismassen, abermals eine Insel fand, die er Sandwichsland nannte. Bei häufigen Schneeschauern und zwischen vielen Eisinseln nahm er unter dem 58sten Grade der Südbreite seine Richtung nach Osten. Man erkannte, daß in dem südlichen gemäßigten Erdgürtel kein großes festes Land liege. Dadurch, daß er innerhalb des gefrornen Erdgürtels bis zum 71sten Grade vorgedrungen, war es wenigstens höchst wahrscheinlich geworden, daß der jenseits des antarktischen Polarkreises befindliche Raum nicht mit Land ausgefüllt sei. Nachdem solchergestalt Cook den Hauptzweck seiner Reise glücklich erreicht hatte, steuerte er nordwärts, und eilte, zum großen Vergnügen der ermatteten, schon längst nach anderen Umgebungen sehnsüchtigen Mannschaft, nach dem Cap. Von hier aus kam er glücklich in England an, nach einer Abwesenheit von drei Jahren, während deren er die Südsee nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, und dem Südpole näher als vor ihm irgend ein anderer Seefahrer gekommen war.

Cook ward Capitain, und erhielt eine ehrenvolle Stelle im Hospital zu Greenwich, wo er eines Ruhmes, im Besitze eines bedeutenden Einkommens, genießen konnte. Allein die aufgeregte Wißbegierde der Nation und die eigene Rastlosigkeit ließen ihn nicht ruhen. Nachdem der Glaube an ein festes Südland zerstört war, sollte er durch eine dritte Reise die so oft schon aufgestellte, und kurz vorher erst noch durch den Capitain Philips versuchte Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean, und also eines kürzern Weges nach Ostindien als der um das Vorgebirge der guten Hoffnung war, entweder

bekräftigen oder vernichten. Lord Sandwich, der sich besonders thätig dabei zeigte, trug nur Bedenken, ein Unternehmen von so vielen Gefahren und Schwierigkeiten dem Capitain Cook noch einmal zuzumuthen. Da er indeß wenigstens seinen Rath über die Person, die einem solchen Auftrage gewachsen sei, einholte, ward bei der Unterhaltung darüber Cook von der Größe des Unternehmens so ergriffen, daß er in freudiger Bewegung sich selber anbot.

Er erhielt also 1776 seine Bestallung als Befehlshaber der Expedition, nachdem die dem Entdecker der Durchfahrt durch einen Parlamentsbeschluß von 1745 versprochene Belohnung von zwanzig Tausend Pfund erneuert worden war. Dem alten Schiffe (Resolution), mit dem er die vorige Fahrt gemacht hatte, ward ein zweites Schiff beigesellt, und die Schiffe sowie die Mannschaft mit Allem versehen, was der Zweck und die Gefährlichkeit dieser Reise erforderte. So ausgerüstet, segelte Cook am 12. Juli 1776 von Plymouth ab. Auf dem Cap vermehrte er seinen Vorrath von zahmen Hausthieren, die er den Insulanern der Südsee bestimmt hatte. Auf den Freundschaftsinseln hielt er sich diesmal länger als das vorige Mal auf. Als er seine mitgebrachten Schafe ausgesetzt hatte, und eines Tages eine Anhöhe bestieg, gedachte er, entzückt von der Herrlichkeit der Aussicht, mit Begeisterung der Zeit, wo ein künftiger Seefahrer von demselben Standpunkte diese Wiesen und Weiden mit Heerden bedeckt sehen würde, deren ersten Stamm Er hierher gebracht habe. Auf einer dieser Inseln ward auch ein Otaheitier, den Cook bei der zweiten Reise mit nach England genommen hatte, und den er jetzt zurückbrachte, ausgesetzt, und mit einer Wirthschaft versehen, die mit allen Werkzeugen europäischer Kunst und mit mannigfaltigen Hausthieren ausgestattet war.

Am 3. December 1777 verließ Cook die Gesellschaftsinseln und richtete mit beiden Schiffen seinen Lauf nach Norden, um sich dem eigentlichen Zwecke seiner Reise zu nähern. Seine Fahrt ging an den Sandwichsinseln vorbei, die Cook seinem Gönner zu Ehren benannte. Am 7. März 1778 erblickte er die Küste von Neu-Albion, und schiffte theils an diesen westlichen Küsten Amerika's dahin, theils entfernter vom Lande. Am 9. August legte er unter einer Landspitze vor Anker, der er den Namen „Prinz von Wales Vorgebirge" gab. Sie ist die äußerste bekannte Westspitze von Amerika, und die östliche Grenze einer schmalen Meerenge, welche die alte und neue Welt von einander scheidet. Bering, ein russischer Seeofficier, hatte sie im Jahre 1728 entdeckt, Cook aber hat diese Grenze zwischen Asien und Amerika genauer erkundet. Als er die Breite

von 70 Grad erreicht hatte, ward am Horizonte der Wiederschein des Eises bemerkt, den man den Eisblick zu nennen pflegt, und die Unmöglichkeit weiter vorzudringen erkannt. Er kehrte also mit seinen Schiffen um, nach der Insel Unalaschka, einer Niederlage des russischen Pelzhandels, wo er auch dergleichen Pelzhändler antraf. Von da schiffte er nach den Sandwichsinseln zurück, um sich daselbst zu neuen Unternehmungen in einer bessern Jahreszeit zu rüsten. Aber auf der Insel Owaihi geriethen die Engländer mit den Bewohnern wegen äußerst unverschämter Diebereien, welche die Letzteren verübten, in Zwist. Am 14. Februar 1779 begab sich Cook selbst mit einigen seiner Leute an's Land, um ein gestohlenes Boot von dem Oberhaupte der Insel wiederzufordern. Eine freche Beleidigung, die ein Insulaner gegen ihn sich erlaubte, reizte den sonst so besonnenen Seefahrer zum Jähzorn; er feuerte seine Flinte ab, und sah sich alsbald von einer wüthenden Menge umgeben, durch die er, nebst vier der Seinigen, überwältigt und getödtet ward. Sein Schiff kehrte nach Europa zurück, wo die Nachricht von dem traurigen Ende des großen Entdeckers mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen wurde. Seitdem hat gerade auf Owaihi die nach der Südsee gebrachte Gesittung die größten Fortschritte gemacht, und auf dem Boden, wo Wilde den Leichnam Cook's zerrissen, bewegt sich nun schon Leben in europäischen Formen, wenn es gleich zweifelhaft bleibt, ob der fremde Keim der Bildung jemals zum kräftigen Stamme erstarken werde.

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Sechster Abschnitt.

Literatur und Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert*).

1. Einleitung; das Wesen der Aufklärung.

Von dem scheinbar trostlosen Anblick des wilden, noch unentwickelten Naturlebens der Menschheit in den fernsten Regionen der Erde kehren wir noch einmal zu den Nationen Europa's zurück, um uns hier mit unserer Betrachtung auf die geistigsten Höhen menschlicher Bildung zu versetzen, von wo alsbald neue Bewegungen und Erschütterungen unsers Welttheils ihren bedeutsamsten Ursprung nahmen.

Als die Vereinigten Staaten jenseits des Oceans erstanden, konnte es sich wohl fragen, ob das jugendlich aufstrebende Staatsleben in Amerika eine rückwirkende Kraft auf das alte Europa ausüben würde. Um so mehr, als auf europäischem Boden selbst, während des achtzehnten

*) Wir verweisen hier im Allgemeinen auf Bucle, Gesch. der Civilisation, übers. von Ruge; bes. Bd. I. (1860). Abthl. I. S. 287 ff. Abthl. II. S. 157 ff. Bd. II. (1861). S. 400 ff. Vgl. die Recension dieses Werkes in den Preußischen Jahrbüchern; Henri Martin, hist. de France, 4. éd. T. XV. (1859). S. 325 ff. T. XVI. (1860). S. 1 ff. Schlosser, Gesch. des 18. u. 19. Jahrhunderts, und die neueren Literaturgeschichten, wie die von Hettner u. A.

Jahrhunderts, im literarischen und gesellschaftlichen Leben ein Geist erwachsen war, der sich als Geist der Aufklärung geltend machte, mit allen Fortschritten des Freiheitstriebes in der neuen Welt sympathisirte, und befähigt schien, den von außenher wirkenden Beispielen von innen heraus anstoßgebend zu Hülfe zu kommen. Wir haben schon wiederholt auf diese geistige Wendung hingewiesen (s. besonders oben Abschnitt III. Kap. 2), und wollen jetzt näher auf deren Bedeutung eingehen.

Die allgemeine und zumal politische Aufklärung ging der französischen Revolution ebenso vorauf, wie die kirchliche der Reformation. Wie im sechzehnten Jahrhundert, so waren im achtzehnten die wirklichen Zustände in vielen Beziehungen entartet und weit hinter den Fortschritten der Geistesbildung zurückgeblieben. Und wie damals, so erwuchs auch jetzt in den Kreisen der Gebildeten, der Wirklichkeit gegenüber, eine immer größere Entfremdung und Opposition. In der Presse, namentlich in Frankreich, wurden die Mißverhältnisse des Lebens, das in der Gesellschaft herrschende Unrecht, die Uebelstände der Gegenwart immer offener und heftiger angegriffen; und zugleich wurden Versuche gemacht, der verrotteten Wirklichkeit rettende und lockende Ideale vorzuhalten. Indem man dergestalt die Gegenwart kritisirte und die Zukunft idealisirte, hoffte man eine durchgreifende Reform der bestehenden Zustände herbeiführen zu können. In dieser berechtigten Grundtendenz bestand das Wesen der Aufklärung.

Wie aber die Wirklichkeit entartet war, so entartete auch vielfach die Aufklärung selbst. Der Zähigkeit der ersteren setzte sich die Ueberstürzung der letzteren entgegen; in dem Eifer des Angriffs, in der Hitze des Kampfes schoß man nicht selten über das Ziel hinaus, machte Miene, Alles — Gutes wie Schlimmes — zu verneinen, das Kind mit dem Bade, den Kern mit der Schale auszuschütten; um der bestehenden Uebel halber war man bereit, das Bestehende überhaupt, um des Unkrauts willen die ganze Ernte der Geschichte zu vertilgen. Nicht selten fehlte es dabei der Aufklärungsphilosophie, wie an eindringlichem geschichtlichen Verständniß, so auch an sittlicher Erhebung und Tiefe; aus der Opposition gegen das Gemeine, gegen die Schwäche und Selbstsucht der menschlichen Natur entstanden, gewöhnte sie sich allzusehr, bei dem Niederen zu verweilen, unbekümmert um die höheren Ideen.

In diesem Kampfe der ächten und der unächten Aufklärung mit den Mächten der Wirklichkeit bewegten sich die leitenden Schriftsteller meist in dem Umgange mit den vornehmsten und reichsten Klassen der Gesellschaft, und erfreuten sich ihrer einflußreichen Gönnerschaft. Ob-

wohl häufig in Conflicten mit der Censur und mit der Willkür der Staatsgewalt, zählten sie doch selbst in maßgebenden Kreisen zu viele Anhänger und Beschützer, als daß sie allzuviel zu fürchten und zu leiden gehabt hätten. Dieser solidarische Zusammenhang der Aufklärungsliteratur mit den hervorragendsten Kreisen der Gesellschaft rührte eben wesentlich davon her, daß die erstere selbst nur aus der Anschauungsweise der letzteren erwachsen war. Denn nicht erst sie hat die Autorität des Christenthums oder die Macht des patriarchalischen Königthums erschüttert; dafür war längst in der vornehmen und gebildeten Gesellschaft keine oder nur eine spärliche Anhänglichkeit vorhanden. Voltaire und Helvetius, Rousseau und Andere, sprachen nur mit mehr Geist und Witz oder mit glänzender Beredtsamkeit aus, was die Gesellschaft im Grunde schon dachte, und was „aller Welt Geheimniß" war. Die herrschenden Mächte, die höchsten Gewalten, hatten sich selbst durch ihr Gebahren mehr und mehr in den Augen der Gesellschaft geschadet und geschwächt; zur Erschütterung ihres Ansehens bedurfte es daher nicht erst der revolutionären Lehren; nicht sie haben den Auflösungsproceß erweckt oder hervorgerufen. Die wesentliche Wirkung der Aufklärungsphilosophie bestand vielmehr nur darin, daß sie einerseits mit größerer Entschiedenheit den Einzelnen auf sich selbst und seine eigene Vernunft hinwies, und daß sie andererseits dazu beitrug, den begonnenen Auflösungsproceß zu beschleunigen und zu erweitern.

In dem Folgenden ist es nicht etwa unsere Absicht, auf detaillirte und erschöpfende Weise alle Entwicklungen des Geistes der Aufklärung vorzuführen; und ebensowenig dürfen wir uns einseitig auf seine specifischen Erscheinungen beschränken. Vielmehr wollen wir unser Augenwerk, so weit der Raum es gestattet, auf die Gesammtthätigkeit des menschlichen Geistes im Bereiche der Wissenschaften und redenden Künste lenken. Drei Völker haben in Betreff ihrer die meisten und folgereichsten Leistungen aufzuweisen: das englische, das französische und das deutsche. Ihre Literaturen sind der Abdruck ihres sich entwickelnden Lebens, gemäß ihren Eigenthümlichkeiten und den verschiedenen Standpunkten ihrer geistigen Bildung; ihnen ausschließlich sind unsere kurzen Umrisse gewidmet.

2. Die englische Literatur.

Das englische Schriftwesen bildet gewissermaßen die Mitte zwischen dem Französischen und dem Deutschen. Aus deutschen Urstoffen hervorgegangen, entwickelte es sich unter Karl II., der während seiner Verbannung große Vorliebe für das Französische eingesogen hatte, zur Aehnlichkeit mit dem letztern in verständiger Klarheit und Beschränkung der schöpferischen, freibildenden Dichtungskraft. Shakespeare's Kühnheit und Tiefsinn schwanden; Steele (geb. 1675, gest. 1729), Addison (geb. 1672, gest. 1719) und Pope (geb. 1688, gest. 1744) wurden in gebundener und ungebundener Rede die Musterbilder des neuen Geschmacks und verherrlichten das Zeitalter der Königin Anna.

Doch erhielt sich ein germanischer Zug in der englischen Sprache wie in der englischen Verfassung; aus der lebendigen Naturmalerei Thomson's (geb. 1700, gest. 1748), aus dem herben Witze Swift's (geb. 1667, gest. 1745), aus den düsteren Nachtgedanken Young's (geb. 1681, gest. 1765), aus dem sittlichen Ernste Richardson's (geb. 1689, gest. 1761), aus der kräftigen Lebendigkeit der Romanendichter Fielding (geb. 1707, gest. 1754), Goldsmith (geb. 1729, gest. 1774) und Smollet (geb. 1720, gest. 1771), aus dem tiefen Gefühl des Dichters Gray (geb. 1716, gest. 1772), besonders aber aus den Werken des Humoristen Sterne (geb. 1713, gest. 1768), blickte dieser Zug hervor. Trotz aller äußeren Annäherungen blieb daher ein großer innerer Unterschied zwischen dem Genius englischer und französischer Dichtkunst.

Auch auf dem Gebiete der Philosophie und der Religion zeigte sich ein Gegensatz beider Völker. Locke (vergleiche Bd. XI. S. 406 ff.) hatte zwar eine Lehre entwickelt, die alles Erkennen von außen ableitete, und fand an den Franzosen treue Schüler und erweiternde Fortsetzer; aber nie gelangten die englischen Denker zu jener Vernichtung der Sittlichkeit, die alle Tugend auf Selbstsucht zurückführte, vielmehr war eine ganze Reihe von Schriftstellern bemüht, die sittliche Kraft des Menschen vor jener zerstörenden Ansicht zu retten.

Die Lehre des Christenthums und ihr Inhalt ward zwar von Philosophen und Historikern angefochten, namentlich von Bolingbroke (geb. 1672, gest. 1751), Gibbon und Anderen; aber die Kirche war und blieb zu eng verflochten mit der Staatsverfassung, welche die Nation als ein theuer erkämpftes Gut aus den bürgerlichen Stürmen davongetragen hatte, als daß sie jemals Gegenstand allgemeiner Anfeindung hätte

werden können. Die Herrschaft der Hofsitte und der übereinkünftlichen Höflichkeit, welche in Frankreich von dem allgewaltigen Einflusse des Hofes und der höheren Stände ausging, konnte schon darum in England nicht entstehen, weil die Könige Wilhelm, Georg I. und II. Fremdlinge und kaum mit der Sprache des Landes bekannt waren.

Die unmittelbare Frucht der freien Staatsverfassung war eine mächtige Beredtsamkeit, als deren Meister besonders der ältere Pitt, Burke (geb. 1730, gest. 1797) und Sheridan geglänzt haben. Die mittelbare war Liebe für die Betrachtung und Geschick für Darstellung des geschichtlichen Lebens. Hume (geb. 1711, gest. 1776) schrieb die Geschichte England's, Robertson (geb. 1721, gest. 1793) die Geschichte von Schottland und von Karl V., und Gibbon (geb. 1737, gest. 1794) die Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches. Dieser Sinn für die Geschichte, verbunden mit großer Vorliebe für die Sprachen und die Werke der Griechen und Römer, schützte die Engländer gegen das Uebergewicht, das dem wissenschaftlichen Realismus, der nur Mathematik und Naturkunde gelten lassen will, die riesenmäßige Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels, der immer stärker sich entwickelnde Gewerbfleiß und die Vervollkommnung der mechanischen Künste ohnedies leicht zugewandt haben würde.

Immerhin ist es unverkennbar, daß die Locke'sche Philosophie und die skeptischen Elemente der englischen Literatur, die in dem freien England selbst nur eine wissenschaftlich befruchtende Rolle spielten, in ihrer Rückwirkung auf das unfreie Frankreich eine auflösende und politische Tragweite annahmen.

---

3. Die französische Literatur.

Die französische Literatur blieb überhaupt, früher und später, in einer größeren Einseitigkeit als die englische befangen.

Ludwig XIV. war es gelungen, die französische Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung in dem politischen Verkehr der Staaten zu machen; die Auswanderung der französischen Protestanten, die ihre Sprache im Auslande, besonders an den norddeutschen Höfen als Erzieher und Erzieherinnen der Fürstenkinder redeten und lehrten, wirkte aber noch mehr als Ludwig's Einfluß. „Ich bin mehrmals erstaunt —

schrieb Voltaire von Potsdam aus im Jahre 1752 an Argental — über die Fortschritte, die unsere Sprache in fremden Ländern gemacht hat; wohin man sich auch wenden möge, man ist in Frankreich. Ihr, meine Herren, habt die Universal-Monarchie erlangt, die man Ludwig XIV. vorwarf, und von deren Besitz er so weit entfernt war."

Allerdings aber lag in der Beschaffenheit der französischen Literatur unter Ludwig XIV. ein Grund, warum sie die Zeitgenossen so ansprach. Sie war die erste seit dem Untergange des Mittelalters, in welcher die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse einen, wenn auch beschränkten und unvollkommenen, Ausdruck gefunden hatten. An die Stelle der Phantasie setzte sie verständige Besonnenheit; an die Stelle der erhabenen Gegenstände des religiösen Gefühls die Ränke, Bestrebungen und Leidenschaften eines verdorbenen, aber glänzenden und abgeschliffenen Hoflebens. Diese Literatur war der Weltansicht der Großen in allen Ländern genehm. Man pries wie aus einem Munde das Zeitalter Ludwig's XIV. als klassisch und unübertrefflich. Der Geist aller Jahrhunderte sollte in dieser Form seine Vollendung gefunden haben, und auf ewige Zeiten sich in derselben gefallen.

Aber trotz dieser Lobpreisung und trotz des Widerstrebens gegen neue Bildungen nahm die französische Literatur dennoch eine andere Gestalt an. „Man hat jetzt — schreibt Voltaire über seine Zeit in einem Briefe an d'Alembert — weniger Genie, weniger wahrhaftes Talent und Feinheit, als im Jahrhunderte Ludwig's XIV.; aber man hat mehr Kenntnisse, und unsere Philosophie ist nicht zu verachten." Unter dem letztern Namen verstand man das Streben der Wissenschaft, alle Erscheinungen der geistigen und sittlichen Welt aus der äußern Natur abzuleiten und vollständig zu erklären. Das war die Richtung, in die damals der französische Nationalgeist sich warf. Ludwig XIV., in politischer Hinsicht ermattet und durch keine außerordentlichen Staatsbewegungen beschäftigt, schenkte im Bunde mit der öffentlichen Meinung den Fortschritten der Wissenschaft die Aufmerksamkeit, welche vormals das Hof- und Staatswesen in Anspruch genommen hatte. Die Regierung unter Ludwig XV. aber, ohne Kraft und Achtung, büßte die Gunst der öffentlichen Meinung ein, deren sich nun die Genossenschaft der Gelehrten vollständig bemächtigte und so einen Einfluß erhielt, der um so wichtiger war, weil er sich bei der allgemeinen Verbreitung der französischen Sprache auch weit über die Grenzen Frankreich's hinauserstreckte. Dies zeigt sich deutlich in der Geschichte der beiden Hauptführer der geistigen Richtung, nämlich Voltaire's und Rousseau's.

Voltaire (geb. 1694, gest. 1778) war unter den französischen Schriftstellern, was Ludwig XIV. unter den französischen Königen. Beide waren, voll glanzsüchtiger Eitelkeit, ihres Volkes getreue Abbilder. Kein Volk war im Ganzen so aristokratisch und so monarchisch gesinnt, wie das französische; keines, bei dem die Landesverfassung so sehr zur Sitte und innern Gewohnheit geworden war. „Was Lykurg durch seine Gesetze zu Gunsten des republikanischen Geistes geleistet, sagt eine französische Schriftstellerin, das hatte die französische Monarchie durch die Herrschaft ihrer Vorurtheile zu Gunsten der Standeseitelkeit geleistet. Diese Eitelkeit verfolgt Alle von Stand zu Stand, von Klasse zu Klasse; sie ist nur in Ruhe auf dem Throne." Von diesem und dessen nächsten Umgebungen gingen die Regeln des Rechten und des Geschmacks aus, und darin fremd sein, hieß, sich selbst nur als dem niedrigen Range angehörig darstellen.

Dieser Sinn zog auch den jungen Arouet*), der bei großen und vielfachen Talenten es Jedem an Geist, Witz, Gewandtheit und Gefügigkeit zuvorthat, zu den Mächtigen und Reichen seiner Zeit hin, und der Prunk des vornehmen Lebens wurde das Element, in welchem er sich am liebsten bewegte. Die Kreise, worin die Lorbeeren des französischen Parnasses ausgetheilt wurden, suchte er durch seinen Geist und seine mit freigebiger Hand ausgespendeten Schmeicheleien zu gewinnen. Die Briefe, die er an den Grafen Argental und besonders an den Herzog von Richelieu schrieb, sind voll ängstlicher Bemühungen, es dahin zu bringen, daß seine Stücke in Fontainebleau vor dem Hofe gespielt würden. Dennoch fand er weder in Paris noch am Hofe einen langen und ungestörten Aufenthalt; der Prophet des neuen Glaubens galt, wie er selbst sagt, in seinem Vaterlande nicht überall gleich viel. In seinen früheren Jahren saß er zweimal in der Bastille, das erste Mal wegen einer spottenden Darstellung der letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV., das zweite Mal wegen eines Zwistes mit einem Großen, der sich thätlich an ihm vergriff, und als ihn Voltaire zum Zweikampfe forderte, einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirkte. Beide Male befreite ihn sein Dichterruhm; doch mußte er Frankreich verlassen. Er lebte einige Zeit in England, wo er mit der englischen Literatur und auch mit Shakespeare bekannt wurde, ohne ihn jedoch zu begreifen. Nach seiner Rück-

*) So hieß Voltaire's Vater, der zuletzt Schatzmeister bei der Rechenkammer war. Voltaire gab seinen Familiennamen aus unbekannten Ursachen auf; wie seine Gegner behaupteten, that er es um eines bedenklichen Gleichklanges willen (à rouer).

kunft mußte er sich wegen eines Buches, welches das Pariser Parlament zum Feuer verdammte, bald wieder in das Dunkel des Landlebens zurückziehen. Er fand einen Aufenthaltsort zu Cirey, einem Landgute seiner Freundin, der Marquise du Chatelet, dann eine Zeit lang zu Nancy, am Hofe des Königs Stanislaus, der für das Königreich Polen mit dem Herzogthum Lothringen abgefunden worden war.

Auch die Akademie der Wissenschaften, in der er einen Halt suchte, zauderte lange, ihn zum Mitgliede zu machen, ungeachtet Voltaire gefügig genug gewesen war, in einem Briefe an den Pater Latour seine in Zweifel gezogene Rechtgläubigkeit und seine Ehrfurcht vor Gott und den Jesuiten zu versichern. Er erlangte die Gewährung seines heißen Wunsches erst im Jahre 1746 durch die Verwendung der Marquise von Pompadour. Diese, die er für eine Philosophin erklärte, und der er einige seiner Werke widmete, wurde endlich, nachdem sie eine Zeit lang zu seinem Verdrusse seinen Nebenbuhler, den Schauspieldirector Crebillon, begünstigt hatte, seine Gönnerin. Sie verschaffte ihm die Stelle eines Kammerherrn und eines Historiographen von Frankreich, als welcher er die Geschichte des Krieges von 1741 schrieb. Doch erhielt er niemals eigentlichen Zutritt am Hofe.

Aber was seine Eitelkeit auf dieser Seite vermißte, ward ihr von anderen Seiten reichlich ersetzt. Denn die französische Sprache gab dem französischen Schriftsteller auch außerhalb Frankreich's ein großes Publicum, das ebenfalls aus höheren Ständen und aus vornehmer Gesellschaft bestand. So sah er sich denn von Kaiserinnen, wie Elisabeth und Katharina, mit Einladungen bestürmt, und von den deutschen Fürsten und Fürstinnen seiner Zeit, die Einheimisches nicht kannten, mit Briefen und schmeichelhaften Zuschriften überhäuft.

Selbst der Held, der als Fürst und Feldherr den unzweideutigsten Ruhm besaß, Friedrich II., erkaufte durch glänzende Belohnungen und durch beispiellose Herablassung den Besuch und die Anwesenheit dieses Mannes. Wenigstens schrieb Voltaire selbst an den Herzog von Richelieu: „daß der König von Preußen ihm eines Tages die Hand geküßt habe, so mager sie auch war, um ihn zum Bleiben zu bewegen.“ Freilich lernte Friedrich, wie schon in der Geschichte desselben erzählt ist, bei diesem kurzen Aufenthalt Dichterruhm trennen von Menschenwerth; und so wies er denn später, als Voltaire die Schranken seines Verhältnisses zu ihm vergessen hatte, ihn nachdrücklich mit den Worten zurecht: „Lernen Sie doch in Ihrem Alter, wie man mir schreiben muß! Gäbe Ihnen der Himmel so viel Beurtheilungskraft, als Sie Geist haben, so

würden Sie der erste Mensch sein." Auch am preußischen Hofe, wie überall in seinem Leben, bewies Voltaire eine kleinliche Eifersucht gegen jedes fremde Talent und hämische Rachsucht gegen die, welche seine Eitelkeit einmal beleidigt hatten; bis ins Grab wurde Maupertuis von ihm verfolgt. „Ich habe Sie angebetet," schrieb ihm Friedrich II., „so lange ich Sie nicht als einen Zänker und als einen Boshaften kannte." „Opfern Sie doch (schreibt er ihm ein ander Mal wegen Maupertuis) Ihre Rachsucht Ihrem Ruhme auf, und thun Sie etwas, was der schönen Grundsätze würdig ist, die Sie in Ihren Werken vortragen." Dabei war Voltaire unablässig bemüht, durch Erlangung von Jahrgeldern, durch Handel mit seinen Manuscripten, durch Speculationen mit Staatspapieren, durch Actien bei den Generalpächtern u. dgl., das von seinem Vater ererbte Vermögen zu vermehren.

Denn er wollte mit den Vornehmen und Mächtigen seiner Zeit nicht blos umgehen, sondern ihnen auch auf eine selbstständige und glänzende Weise durch eignes großes Besitzthum, ohne die entfernteste Spur von äußerer Abhängigkeit*), angehören. Dies Streben gelang ihm. Bald nach seiner Zurückkunft von Berlin erkaufte er an der Gränze Frankreich's und der Schweiz, in dem Ländchen Gex, ein Landgut, Ferney. Hier machte er mit mehr als 140,000 Livres jährlicher Einkünfte einen fast fürstlichen Aufwand, und wurde von den bedeutendsten Personen Europa's, die sein Ruhm oder ihre Neugier herbeizog, aufgesucht, um nicht minder seiner Person als seinen Werken zu huldigen.

Durch seine Verbindungen mit den Großen und durch seine Lage auf dem Gebiete eines Freistaates geschützt, war er nun eifrig bemüht, wie aus einer Freistatt heraus, die große Umwälzung der Geister zu bewirken, für die er allein von seiner einseitigen, verneinenden und materialistischen Vorstellungsweise den Maßstab entnommen hatte. Unter der Fahne: Entfesselung von Vorurtheilen und Denkfreiheit, zog er gegen Alles, was anders als er dachte, zu Felde. Seine Hauptwaffen waren Witz und Spott, die er trefflich zu handhaben wußte. An Stoff dazu fehlte es einer Philosophie und Weltansicht nicht, die im Gegensatz zu einer Fluth unzweifelhafter Mißbräuche und verrotteter Zustände sich entwickelt hatte, und die im Drange des Kampfes Alles, was der Menschenverstand nicht auf der Stelle zu begreifen im Stande war, für

*) Als ihm der Herzog von Richelieu einen Vorwurf machte, daß er die Pension von Friedrich II. annehme, antwortete er: Er habe es gethan, weil es doch rühmlicher sein würde, sie einmal wieder aufzugeben, als jetzt schimpflich, sie anzunehmen.

Betrug, Abgeschmacktheit, Wahn und Vorurtheil hielt. Wie daher die Heldenjungfrau von Orleans, die im Glauben an eine höhere Berufung Frankreich von fremder Herrschaft befreit hatte, in einem schmutzbelasteten Gedicht (die berüchtigte Pucelle d'Orléans) als eine gemeine Metze geschildert und dem Spotte oder der Verachtung Preis gestellt ward: so wurde in anderen wissenschaftlichen Werken Leibnitz für einen Charlatan erklärt und als deutscher Gascogner bezeichnet, Plato ein Verfasser von Galimathias, und Spinoza ein trockener Pedant genannt, so wie jeder ernste Forscher, den Weiber und Weltleute nicht verstanden.

Noch mehr wurde dieser Spott gegen alle Religion gerichtet. Die Lehre, die den Menschen über das Sinnliche zu erheben sucht, erschien den Verkündigern der Sinnlichkeits-Weisheit nur als eine Fessel für den Pöbel, deren ein gebildeter Mann entübrigt sein könne. Voltaire hat sich selbst darüber in einem seiner Briefe mit vieler Deutlichkeit ausgesprochen. „Ein muthiger Fürst," sagt er, „der Geld und Soldaten hat, bedarf der Religion nicht, um sein Volk zu zügeln, wozu sie allerdings allein vorhanden ist; indessen wird es so lange Religionen geben, als es Schurken und Schwachköpfe in der Welt giebt; nur halte ich unsere Religion für die abgeschmackteste und blutdürstigste, und von diesem Aberglauben die Welt zu befreien, scheint mir das größte Verdienst." Doch soll man sich dieses Verdienst, wie er hinzufügt, nicht um die Canaille erwerben, für die jedes Joch recht ist, sondern nur um die anständigen Leute, welche denken. „Wir Philosophen", sagt er in einem Briefe an Helvetius, „bekümmern uns nicht darum, daß unsere Landleute und Handwerker aufgeklärt seien, sondern wir wollen, daß es die gens du monde seien." Ein ander Mal schreibt er: „Was geht's mich an, ob mein Schneider und Schuster durch die Priester gelenkt werden? Der Hauptpunkt ist, daß die, mit denen man umgeht, es nicht seien, und daß der Jansenist und der Molinist gezwungen werden, die Augen vor der Philosophie niederzuschlagen."

Die Welt also, das hieß die Weltleute, von dem Joche des Aberglaubens zu befreien, und die Religion Jesu Christi unter dem Namen des Fanatismus zu zerstören, das war sein stetes, von der Eitelkeit regsam erhaltenes Streben. „Zwölf Jünger, sagt er einmal, wurden erfordert, diese Religion auszubreiten, aber Einer wird hinreichen, sie auszurotten." Von der Henriade bis zu den Guebern war eine Reihe seiner poetischen Bildungen der Darstellung des Fanatismus gewidmet; besonders aber wurde zu diesem Behufe die neuere Geschichte der Gegenstand seines Studiums. Denn das Alterthum, dessen Poesie und Verfassung

hat Voltaire nie begriffen; in einem Briefe an Walpole nennt er sogar die Werke des Sophokles, Aeschylus, Aristophanes und Anderer, Schülerarbeiten gegen die der Franzosen. Die Ironie, die sich durch die von ihm verfaßte Weltgeschichte hinzieht, und die beständige Versicherung, daß er nur Narrheiten darin finde, beweist genugsam den willkürlichen oder feindlichen Standpunkt, den er gewählt hatte.

Denn das Christenthum war doch unzweifelhaft der Lebenspunkt gewesen, aus welchem alle neueren Staaten entstanden waren; alle Bewegungen der Völker und alles Ringen der Erkenntniß hatte von demselben seine Farbe angenommen. Allein Voltaire übersah dieses große Verhältniß des Christenthums zur Welt, so wie er die poetischen Darstellungen, die daraus hervorgegangen waren, nur für Erzeugnisse des Aberwitzes hielt. Dante war ihm ein Narr und ein Ungeheuer, Calderon ein Genie aus dem Tollhause, und Petrarca ein einförmiger Schwätzer; der Beifall aber, den Frankreich der Heloise zollte, galt ihm für einen Schimpf seines Vaterlandes. Durch das Christenthum wähnte Voltaire nur die Masse der menschlichen Thorheiten vermehrt, nur die Wuth der menschlichen Leidenschaften gesteigert, die zu allen Zeiten sich an die Ideen und Formen der Religion geknüpft haben. Auf diese Leidenschaften machte er gleichsam Jagd, um Wirkungen des Fanatismus zu zeigen, und trat unter dieser Firma auch die großartigsten Erscheinungen der Geschichte in den Staub. Die Kreuzzüge z. B. wurden nur als höchst widersinnige Unternehmungen dargestellt, Peter der Einsiedler und der heilige Bernhard als Narren oder verschmitzte Betrüger*); die Begeisterung der Nationen, die Geburts- und Todesstätte Desjenigen zu schauen, der ihnen als Welterlöser verkündet worden, war ihm nichts weiter als lächerliche Ueberspannung. Dennoch predigte er selbst späterhin den ihm befreundeten Fürsten einen Kreuzzug gegen die Türken, die er als heillose Barbaren haßte, und deren Vertreibung er den Häuptern der Christenheit zur Pflicht machte, in der Hoffnung, das alte Griechenthum auf dem Boden der klassischen Welt wiederhergestellt zu sehen. Friedrich, nach dem Standpunkte der Gleichgewichtspolitik bekanntlich ein großer Türkenfreund, unterließ nicht, ihm bei dieser Gelegenheit die Folgewidrigkeit seiner Grundsätze bemerkbar zu machen. Um die christliche Religion unmittelbar zu untergraben, unterließ es Voltaire nicht, über die Bücher, welche die historische Entstehung des Christenthums

---

*) St. Bernard avoit trop d'esprit pour s'exposer au ridicule qui le menaçoit. Essai sur le moeurs. Tom. II. Ch. V.

enthalten, einen übermüthigen Spott auszuschütten, und die Thaten der höchsten Begeisterung, welche die Bibel erzählt, zu verhöhnen oder auf die sinnlichsten Beweggründe zurückzuführen. Daß Voltaire dabei auf seinem Landgute eine Kirche erbaute, sich vom Papste für dieselbe Reliquien ausbat, und darin zum Abendmahl ging, war nur eine andere Form des Hohns, da er in seinen Briefen sich über den Papst lustig machte, und jene Feier sein Frühstück nannte. Selbst dann, wenn er eine, seinen Meinungen entsprechende religiöse Idee ernsthaft zur Schau tragen wollte, brachte er nichts Geziemenderes zu Wege, als die verrufene Inschrift, die er über seine Kirche setzen ließ: Deo erexit Voltaire.

Bei solchen Grundsätzen gerieth er natürlich in Kampf mit den Parlamenten und der Geistlichkeit. Denn der dritten der drei Fesseln, denen nach seiner Aufzählung, die freien Denker in Frankreich unterworfen waren, dem Hofe, wußte er sich zu fügen. „Den Rücksichten auf den Hof, sagt er in einem Briefe, bin ich geneigt, trotz der Forderung der Wahrheit, dasjenige in meinen historischen Schriften aufzuopfern, was Sie mir anzeigen.“ Schrieb er doch deshalb an den Grafen von Argental, ob man ihm auch wohl nicht seinen Eifer für die Toleranz in Versailles übel nehme; denn, sei er zwar kein Mönch des Klosters, so wolle er doch dem Herrn Prior nicht mißfallen. Jenen Kampf aber bestand er um so siegreicher, da das Talent und die allgemeine Meinung auf seiner Seite waren, die Parlamente mit ihrer barbarischen Criminaljustiz den Geist der Zeit wider sich hatten, und die Geistlichkeit, nicht eben glänzend durch Fülle christlicher Tugenden und häufig dem Weltgeiste dienend, sich leicht in das ungünstigste Licht stellen ließ, wie wenn ihr Widerstreben, wo sie ein solches offenbarte, nur von äußerlichen Gründen des Eigennutzes und des Hochmuthes erzeugt werde. Was war z. B. in der That wunderlicher, als daß bei einem Volke, welches das Theater mit der größten Wichtigkeit behandelte, die Geistlichkeit den Schauspielern ein ehrliches Begräbniß versagte und diejenigen, welche dieses Verfahren rügten, verfolgte, wie es Voltaire selbst in früherer Zeit erfahren hatte.

Diesen Widerspruch wußte denn auch Voltaire zu seinem Vortheile geltend zu machen, und einige tragische Ereignisse verschafften ihm wahre Triumphe. In Languedoc lebten noch einige protestantische Familien, stillschweigend von der Regierung geduldet. Ein zu denselben gehöriger Kaufmann in Toulouse, Namens Calas, hatte einen zu Geschäften untauglichen, geisteskranken Sohn, der eines Abends im väterlichen Hause aufgehängt gefunden ward. Das Volk, durch allerlei Aufregungen schon

längst gegen die Protestanten erhitzt, wurde in den Wahn gesetzt, der Vater habe den Sohn ermordet, um ihn von dem Uebergange zur katholischen Religion abzuhalten, wiewohl das bisherige Leben dieses Sohnes einen Selbstmord sehr wahrscheinlich und erklärlich machte; zudem hatte der Vater, ein Greis von siebzig Jahren, körperlich unfähig eine solche Gewaltthat zu verüben, immer nur Milde und Sanftmuth in allen Lebensverhältnissen gezeigt, und auch seinen ältern, schon früher katholisch gewordenen Sohn ohne allen Rückhalt fortwährend unterstützt. Trotz dieser Umstände wurde er dennoch gefänglich eingezogen, gefoltert, und ungeachtet aller Betheuerungen seiner Unschuld, vom Parlament zu Toulouse zum Rade verurtheilt. Dieses Urtheil wurde auf die härteste Weise (am 9. März 1762) vollzogen; erst nach dreistündigen Qualen hauchte der Unglückliche unter dem letzten Keulenschlage des Henkers sein Leben aus. Die Wittwe, durch den Urtheilsspruch des Vermögens beraubt, ging nach Genf und nahm ihre Zuflucht zu Voltaire, der ihre Vertheidigung mit Begierde ergriff, und nicht blos in Frankreich, sondern überall, wo die französische Sprache hinreichte, so starke und allgemeine Theilnahme für die Unglücklichen, so viel Abscheu gegen das Verfahren zu erregen wußte, daß der Minister Choiseul einschritt, ungeachtet er gerade damals die Parlamente zu schonen Ursache hatte. Nach einer neuen Untersuchung ward das gesprochene Urtheil für nichtig erklärt, und die Familie aus dem öffentlichen Schatze entschädigt. Voltaire ward bei diesem Anlaß mit Recht als muthiger Vertheidiger der Menschheit gegen wilden Fanatismus überall gefeiert. Die Ader eines Märtyrers schlug aber darum doch nicht in ihm. Nach seinen eigenen Briefen erachtete er es zwar als löblich, für die gute Sache zu fechten, keineswegs jedoch, für sie zum Märtyrer zu werden. Was er übrigens von den Protestanten hielt, zeigt einer dieser Briefe, worin er sagt: „Daß das Edict zu Gunsten der Protestanten nicht durchgegangen ist, thut mir leid; nicht als ob diese nicht eben solche Narren wären wie die Katholiken, aber es ist doch weise, Jeden auf seine Art närrisch sein zu lassen."

Eine ähnliche Begebenheit, wie die eben erzählte, begab sich bald darnach. Die Tochter eines Protestanten in Languedoc, Namens Sirven, entfloh aus einem Kloster, wohin man sie gebracht, um sie in der katholischen Religion zu erziehen, und stürzte sich in einen Brunnen. Das Volk vermuthete sogleich wieder, der Vater sei der Mörder. Dieser ergriff die Flucht und ward nun als Nichterschienener zum Galgen verurtheilt. Auch er nahm seine Zuflucht zu Voltaire, der es zwar bedauerte, daß Sirven nicht wirklich gehängt worden sei, weil die Sache

alsdann größere Wirkung machen würde, aber auch so die Vertheidigung desselben übernahm, und es dahin brachte, daß Sirven vom Parlament von Toulouse für gänzlich unschuldig erklärt ward.

Ein Vorfall anderer Art, der leicht zum Nachtheil der Philosophen und Voltaire's hätte ausfallen können, wurde durch die Weise, wie sich die Gegner benahmen, abermals ein Triumph für Voltaire. Ein hölzernes Crucifix zu Abbeville wurde während der Nacht zerbrochen. Das Volk in der Stadt, voll Schrecken über diese Gottlosigkeit, forschte eifrig nach dem Urheber. Der Verdacht fiel auf zwei junge Officiere, de la Barre und d'Etallonde, die als Verehrer der Philosophen, besonders Voltaire's, leichtfertige Sitten gezeigt und gotteslästerliche Reden geführt hatten; allein es gab keinen vollgültigen Beweis wegen jener That wider sie. Dessenungeachtet wurde der siebzehnjährige de la Barre (d'Etallonde war entflohen) auf die Folter gebracht, und als er bekannt hatte, zu einer grausamen Todesstrafe verurtheilt; die Zunge wurde ihm ausgerissen, die Hand abgehauen und zuletzt der Kopf abgeschlagen. Voltaire ermangelte nicht, diese empörende Grausamkeit zu seinem Vortheile zu benutzen, und heftig gegen die Urheber und Gönner des Blutgerichts zu schreiben. Dem jungen d'Etallonde gab Friedrich auf Voltaire's Verwendung eine Anstellung in seinem Heere, doch nicht ohne Aeußerungen von Mißbilligungen über den Jugendstreich, den sein Gefährte so hart hatte büßen müssen.

Siegreich und gefeiert, glaubte Voltaire, daß der Augenblick sich bald nähern werde, wo die Priester gezwungen sein würden, sich vor der Alles vernichtenden Philosophie zu beugen. Ludwig XV., der ihn persönlich gehaßt hatte, starb; Ludwig XVI. bestieg den Thron. Turgot, zum Theil wenigstens zu der Partei der Philosophen gehörig, ward in's Ministerium berufen, und wiewohl er sich nicht lange behauptete, so trat doch nach ihm ein Protestant, Necker, in eine der ersten Stellen am Staatsruder. Unter diesen Umständen entschloß sich Voltaire, obgleich ein Befehl, der ihn aus der Hauptstadt verbannte, noch nicht aufgehoben war, nach Paris zu gehen, um sich in den Mittelpunkt aller Huldigungen zu stellen.

Abgesehen davon, daß der König, trotz aller Bemühungen der Königin, nicht bewogen werden konnte ihn zu sprechen, empfing Voltaire, was sein eitles Herz nur wünschen mochte. Gelehrte und Staatsmänner drängten sich zu ihm; Franklin brachte ihm seinen Enkel, um ihn zu segnen; die Akademie ließ ihn durch drei Mitglieder feierlichst begrüßen, und sämmtliche Schauspieler erschienen vor ihm, ihn zu bitten, „sie mit

seinem Odem zu beseelen." Im Schauspielhause wurde in der Loge er selbst, auf dem Theater seine Büste, unter dem Zujauchzen des entzückten Volkes, bekränzt. Aber die Freude seines Herzens über die schmeichelhafte Aufnahme, und die Anstrengungen seines Geistes, allen Bewunderern zu genügen, erschöpften endlich den vierundachtzigjährigen Greis; wie er selbst sagte, war er nur nach Paris gekommen, seinen Ruhm und sein Grab zu finden. Er erkrankte, und starb nach wenigen Tagen am 30. Mai 1778.

Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris, welche nicht gewagt hatte, der Gewalt der Meinung zu trotzen und ihm den Eintritt in Paris zu versagen, wollte seiner Asche wenigstens keine Ruhestätte gönnen. Der Pfarrer von Saint Sulpice weigerte sich, ihn zu begraben, und das Parlament, das bei ähnlichen Vorfällen wohl eingegriffen hatte, that keinen Schritt, ihn zu zwingen, obschon die ganze Hauptstadt in Bewegung gerieth über die Schmach, die dem großen, eben erst so hoch gefeierten Manne widerfuhr. Der Streit ward endlich dadurch geendigt, daß ein Neffe des Verstorbenen ihn in der Stille nach der Abtei Selliers, zwischen Nogent und Troyes, bringen ließ. Wie endlich aber doch Voltaire's Meinungen völlig die Herrschaft gewannen und an dieser Geistlichkeit für diese Schmach eine schreckliche Rache nahmen durch Erzeugung einer widerkirchlichen Wuth, die der früheren, aus kirchlichem Eifer entsprungenen Ueberspannung wenigstens nicht nachstand, wird die folgende Geschichte lehren. Voltaire selbst war übrigens nicht weit von einem solchen Fanatismus entfernt. In einem Briefe bedauert er, daß die Philosophen nicht einig, nicht reich, nicht mächtig genug wären, um mit Feuer und Schwert die Feinde der Menschheit, die Jesuiten, zu vernichten.

Was man aber auch von diesem großen Genie als Menschen und von seinen Meinungen im Ganzen oder im Einzelnen denken möge: auf alle Fälle muß er trotz des verneinenden Geistes, der in ihm lebte, trotz seiner Frivolität und seines dämonischen Hohnes, als ein bahnbrechender Kämpe in dem Wirrsal eingerosteter Vorurtheile, Unsitten und Mißstände gelten, an denen das vorige Jahrhundert litt; und vor allem, im Verein mit Friedrich dem Großen, als Begründer der vernunftgemäßen modernen Toleranz.

Ein eben solcher Vorkämpfer, aber von tieferem Ernste beseelt, war Jean Jacques Rousseau, durch den die Aufmerksamkeit der Nation vorzugsweise auf die Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse geleitet ward. Schon Montesquieu (geb. 1689, gest. 1755) hatte zwar in

seinem geistreichen Werke „Geist der Gesetze" dieselben zum Gegenstande scharfsinniger Untersuchungen gemacht; aber er gründete seine Gedanken durchweg auf Betrachtung der Thatsachen und der Geschichte; er bemühte sich, durch detaillirte Forschung und Prüfung zur Wahrheit zu gelangen, und wenngleich er die Verfassung seines Vaterlandes verurtheilt, so erkennt man doch immer, daß er nur reformiren, nicht umstürzen wollte. Rousseau hingegen sah, wie Voltaire, eine Umwälzung als unausbleiblich an, und wirkte auf sie hin; nur that er es nicht mit den Waffen des Witzes, wie dieser, sondern mit der Sprache des beredten Gefühls. Durch eine kräftige, begeisterte und rührende Darstellung riß er seine Zeitgenossen mit sich fort, und entflammte sie für Gedanken und Meinungen, die er nicht, wie die meisten Anderen, unter dem Einflusse der Gesellschaft, sondern im Widerspruche gegen die herrschenden Sitten und Meinungen faßte, und die, zum Theil in seinen ersten Schriften, ebenso abenteuerlich wie sein Leben und seine Schicksale sind.

Er war im Jahre 1712 geboren in Genf, einem kleinen Freistaate voll republikanischen Lebens, das daselbst durch Parteiungen regsam erhalten ward, während es in den übrigen alten Republiken allmählig gar matt und still geworden war. Diesen republikanischen Geist sog Rousseau ein, und nährte ihn durch frühe Bekanntschaft mit Plutarch's Lebensbeschreibungen. Wie daher Voltaire an dem Glanze und der prächtigen Größe des Jahrhunderts Ludwig's XIV. hing, und dasselbe durch seine Bücher verherrlichte, so lebte Rousseau mit seinen Gedanken in der Freiheit der Staaten des Alterthums; und wie jener, von den Jesuiten erzogen, schon als Jüngling ein Uebergewicht des witzigen Verstandes zeigte, welches seine Lehrer in ihm einen künftigen Gegner der Religion erkennen ließ, so bildete sich in Rousseau, unter der Hand einer Erzieherin, und in einem ländlichen Aufenthalte, immer stärker die Herrschaft der Gefühle und die Liebe zur freien Natur aus.

Er war Anfangs zu nichts weniger als zum Gelehrten und Schriftsteller bestimmt, sondern ward, um den Beruf seines Vaters, eines Uhrmachers, zu erlernen, zu einem Meister in die Lehre gegeben. Empört durch eine ihm widerfahrene rohe Behandlung entfloh er nach Savoyen. In seinem sechzehnten Jahre hülflos in einer ihm fremden Welt, ließ er sich zum Uebertritte zur katholischen Religion überreden, von dem man ihn Unterstützung hoffen ließ. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, sah er sich aber nachher gezwungen, Bedienter in einem vornehmen Hause in Turin zu werden. Hier erzeugte sich in ihm aus dem lebhaften Gefühl der Erniedrigung, zu der er sich bestimmt sah, die

Ueberzeugung, daß die Ungleichheit unter den Menschen gegen die Natur und das ursprüngliche Recht, das wahre und einzig rechtmäßige Verhältniß der Menschen aber das einer vollständigen Gleichheit sei*). Ein Zufall gab ihm, während er bei der Tafel aufwartete, Gelegenheit, seine Geistesbildung zu verrathen, und bestimmte seinen Herrn, ihm eine würdigere Laufbahn zu eröffnen; aber der freiheitsliebende Jüngling verließ die günstige, aussichtsreiche Lage, in die er versetzt worden war, aus hartnäckigem Eigensinn, und begab sich zu der Frau von Warens, einer zur katholischen Kirche bekehrten Schweizerin, die er zuerst auf seiner Flucht aus Genf in Annecy hatte kennen lernen, und die seitdem nach Chambery gezogen war, wo sie von einem Jahrgelde des Turiner Hofes lebte. Im vertrauten Umgange mit dieser liebevollen Frau, in der Freiheit eines unbeschränkten Lebens und im Genusse der schönen Natur versenkte er alle Gedanken der Zukunft in das Gefühl einer glücklichen Gegenwart. Zugleich erweiterte er durch Bücher und Umgang mit unterrichteten Leuten seine Kenntnisse, und erwarb sich, durch eine weitere Ausbildung seines musikalischen Talents, in der Tonkunst ein neues Werkzeug für seine lebhafte Empfindung.

Endlich (im Jahre 1742) verließ er diesen Aufenthalt, ging nach Paris, ward bei der Gesandtschaft in Venedig angestellt, kehrte aber, weil sein stolzer und freier Geist sich hier nicht mit dem Gesandten vertragen konnte, nach Paris zurück. Und fortan beginnt erst sein schriftstellerisches Leben. Was er in seinem Emil sagt, daß Paris, obgleich es den schlechtesten Geschmack habe, doch eigentlich dazu gemacht sei, den rechten zu erzeugen, indem der Geist an dem Gegensatze sich schärfe, das gilt von ihm selbst und seiner Geistesrichtung. Seine Liebe zur Natur und der Anblick der größten Unnatur brachten hier einen Widerstreit in ihm hervor, aus welchem sich die Reihe seiner Darstellungen entwickelte, die oft nichts Anderes waren, als ein höherer Ausdruck des Heimwehes, das die ins Ausland versetzten Schweizer befällt. Seine Selbstbekenntnisse enthalten das unübertroffene Gemälde eines Herzens, das im Alter jung bleibt an Sehnsucht und Erinnerung, und das mit den Bildern einer durch Liebe beglückten, im sorgenlosen Naturgenuß verlebten Ju=

*) Diese Ansicht Rousseau's war es, die Voltaire's Haß am meisten und stärksten erregte, indem er den Unwillen der höhern Stände fürchtete, wenn diese der Meinung würden, daß solch ein Gedanke aus der Philosophie hervorgehe. „Ich verabscheue nicht minder, wie Sie", schreibt er an den Herzog von Richelieu, „ein solches System, worin ich nur zugleich den Stolz eines Narren sehe. Mit der Toleranz ist es ganz anders."

gend sich selbstquälend ergötzt, während es theils durch Nothwendigkeit, theils durch Eitelkeit in einem ganz andern Kreise festgehalten wird.

Die Regierung Frankreich's war ohne Kraft und Haltung. Ein schwacher König, ein gebietendes Kebsweib, erniedrigende Schmeichelei der Großen vor dem Letztern, und ein steter Wechsel von Ränken gewährte den widrigen Anblick eines gesellschaftlichen Zustandes, aus welchem Tugend, Sitte und selbst der Anstand entwichen war. Das Volk seufzte unter dem Druck schwerer Auflagen. Als Rousseau einst, erzählt er, in der Gegend von Lyon reiste, und in die Hütte eines Landmanns trat, seinen Hunger zu stillen, erhielt er Anfangs nur ein mit Spreu durchbackenes Gerstenbrot, bis der schüchterne Landmann aus seinem Hunger inne ward, daß er nicht einer von den Dienern der Generalpächter sei, vor denen man sich nur in den dürftigsten Umständen zeigen müsse; und nun holte derselbe ihm erst aus einem heimlichen Vorrathe bessere Nahrungsmittel, die er ihm mit Freuden anbot. Ungeachtet er aus diesem Beispiele hätte abnehmen können, daß die Klage über den Druck noch stärker als der Druck selbst war, und daß nicht wenige der Klagenden sich mehr belastet stellten, als sie es waren: so steigerte sich doch in ihm seitdem, wie er selbst sagt, der Haß gegen die reicheren und höheren Stände, welche mitten unter dem öffentlichen Elende schwelgten, und als Beschützer oder Kenner der Künste und Wissenschaften eine neue Würze in den Genuß der gesellschaftlichen Freuden brachten, aber die freien Ergießungen des Geistes, wenn sie die bestehenden ungerechten Verhältnisse des Daseins bedrohten, mit gewaltsamer Hand zurückdrängten; wie es damals Diderot, sein Freund, erfuhr, der, wegen einiger freien Aeußerungen, in dem Kerker zu Vincennes saß. Da sah Rousseau in der Geistesbildung nur eine Quelle des Unglücks, in den Wissenschaften nur die Werkzeuge des Verderbens, in dem Eigenthum nur den Ursprung aller Absonderungen und der daran sich hängenden Leidenschaften, in dem Luxus nur die Vervielfachung der thierischen Bedürfnisse und Schmerzen, und in der gesellschaftlichen Verbindung nur den Tod der Natur und ihrer Freiheit.

Von solchen Empfindungen beherrscht, fiel ihm auf einem Gange, den er eben nach Vincennes zu Diderot machte, eine von der Akademie zu Dijon gestellte Preisfrage in die Hände: Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften (im funfzehnten Jahrhundert) zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Von einem innern Drange getrieben, machte er den in ihm gährenden Vorstellungen durch Beantwortung dieser Preisfrage Luft, und ungeachtet er schon die Frage selbst

gänzlich mißverstand, indem er die Wiederherstellung der Wissenschaften im Abendlande mit dem Entstehen der Wissenschaften und Künste unter den Menschen verwechselte, der Inhalt seiner Abhandlung aber den herrschenden Ansichten gänzlich entgegenlief, gewann er dennoch durch die Neuheit seiner Behauptungen und durch den täuschenden Glanz der Beredtsamkeit, womit er Künste und Wissenschaften als die Ursachen des menschlichen Verderbens darstellte, den Preis. Er war damals (im Jahre 1750) achtunddreißig Jahre alt. Bald darauf folgte seine Untersuchung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, ein Werk, in welchem mit derselben Bitterkeit und Heftigkeit gegen die Früchte der menschlichen Verbindung gesprochen und ein eingebildeter Naturstand als die Heimath der Freiheit und Einfalt gepriesen wird.

Unterdessen war er genöthigt worden, Paris zu verlassen, weil ein von ihm ausgesprochenes Urtheil über die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der französischen Musik ihm große Ungunst zu Wege gebracht hatte. Er zog nach Genf, wo er mit Voltaire in Zwist gerieth. Seinen Ansichten gemäß, haßte er das Komödienspiel, welches Voltaire in der Nähe von Genf trieb, und wozu er die dasigen Einwohner einlud. Als nun d'Alembert gar in seiner Encyklopädie, um Voltaire zu schmeicheln, in dem Artikel Genf, dieser Stadt vorschlug, zur Verbesserung der Sitten und zur Bildung des Geschmacks ein Theater bei sich einzurichten, gab Rousseau einen mit großer Beredtsamkeit geschriebenen Brief an d'Alembert über die Schädlichkeit der Schauspiele heraus. Dies konnte ihm Voltaire nie verzeihen. In Genf trat auch Rousseau, um das durch seinen Uebertritt zur katholischen Religion verlorne Bürgerrecht wiederzugewinnen, öffentlich und feierlich zur reformirten Kirche zurück. Von Genf aus ging er nach Chambery, zu der Freundin seiner Jugend, und verfaßte eben dort das Buch über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, kehrte aber, dringend eingeladen, indem der Sturm gegen ihn sich gelegt hatte, nach Frankreich zurück. Er zog, aus Liebe zur Natur, dem Aufenthalte in Paris das Landhaus zu Montmorenci vor, wo er, im Genuß ländlicher Stille, außer einem vielgelesenen Romane, der neuen Heloise, dessen glänzende Aufnahme in der vornehmen Welt Voltaire's Eifersucht so gewaltig erregte, seine beiden berühmten und einflußreichen Werke, den Emil und den gesellschaftlichen Vertrag (Contrat social), vollendete.

In dem ersten dieser beiden Werke entwarf er, der seine eignen fünf Kinder ohne alle Mittel der Wiedererkennung in das Findelhaus geschickt hatte, Grundsätze der Erziehung, wodurch er die mütterliche Einwirkung

und die Natürlichkeit empfahl. In dem zweiten Werke untersuchte er, der dem gesellschaftlichen Dasein den Krieg angekündigt hatte, den Ursprung und die Bestimmung des Staats, gründete das Dasein desselben auf den allgemeinen Willen, entwickelte den Gedanken von der Souveränetät des Volks, und bahnte damit der nachherigen Umwälzung den Weg. Die Grundgedanken beider Schriften waren nicht neu; sie wurzelten vielmehr wesentlich in den Lehren Locke's, den Rousseau mit Vorliebe studirt hatte und in dem er den größten der Weltweisen verehrte; aber beide waren mit einem Zauber der Rede geschrieben, der die originalen Quellen verdunkelte, und jeden Gedanken als neu erscheinen ließ.

Wiewohl die Lehre vom Gesellschaftsvertrage das Wesen des bestehenden absolutistischen Staates völlig vernichtete, so wurde sie doch, da sie ein tieferes Verständniß in Anspruch nahm, ihrem Verkünder weit minder verderblich, als der Emil, dessen Sinn und Zielpunkte leichter zu fassen waren. Rousseau hatte in demselben u. A. das System einer natürlichen Religion, mit Verwerfung aller geschichtlichen Offenbarung und aller kirchlichen Gottesverehrung, entwickelt. Hierdurch erregte er gegen sich den Haß der Geistlichkeit und des Pariser Parlaments. Auf Befehl des Letztern ward sein Buch durch Henkershand verbrannt*), er selbst zum Gefängniß verurtheilt. Er floh und suchte Schutz in Genf. Aber der Magistrat besorgte von seinen politischen Grundsätzen nachtheiligen Einfluß auf die mißvergnügte Bürgerschaft, und versagte ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt. Rousseau ging nun nach Motiers-Travers in dem Gebiete von Neufchatel, und lebte daselbst unter dem Schutze des Königs von Preußen eine Zeitlang ruhig, bis es der Geistlichkeit in Genf gelang, durch den Prediger des Orts die Gemeinde gegen ihn aufzuwiegeln. Eines Abends wurden ihm die Fenster eingeworfen. Rousseau, stets von Argwohn und Besorgniß voll, nahm den Vorgang sehr wichtig, sah ringsum erbitterte, wider ihn verschworene Feinde, und begab sich auf die Petersinsel im Bieler See, um in ländlicher Abgeschiedenheit die Welt zu vergessen. Aber hier wollte ihn die Berner Regierung nicht dulden. Er nahm nun das Anerbieten des Geschichtschreibers David Hume an, ihn nach England zu begleiten. Mit

*) Voltaire erzählt dies in einem Briefe also: „Der Contrat social ist auf demselben Scheiterhaufen verbrannt mit dem faden Emil. Dieser Contrat ist nur merkwürdig durch die Grobheiten, die ein Bürger des Fleckens Genf den Königen sagt, und durch vier abgeschmackte Seiten gegen die Religion. Auch in Bern hat dieser arme Hund des Diogenes keinen Platz gefunden. Das kommt davon, wenn man die Philosophen und die Schauspiele anbellt."

Begeisterung betrat er den britischen Boden, und mit Begeisterung ward er aufgenommen. Aber nicht lange vertrug sich sein argwöhnisches und reizbares Gemüth mit dem ernsten und kalten Sinne Hume's, und er verließ England, beladen mit dem Vorwurf, daß er ein undankbarer und liebloser Mensch sei. In der That rechtfertigte er denselben durch ein höchst wunderliches Benehmen, welches er mehr und mehr zur Schau trug.

Er war nach Paris zurückgekehrt, wo der Aufenthalt ihm wieder gestattet worden. Aber ein hoher Grad von Eitelkeit und Empfindlichkeit bewog ihn, sich nicht bloß von dem Gelehrten-Verein der Hauptstadt, dem er früher angehört hatte, gänzlich zu trennen, sondern auch Alle, die ihm Wohlwollen erwiesen hatten oder erweisen wollten, mit Härte zurückzustoßen. Es gelang ihm, die öffentliche Aufmerksamkeit, die er zu vermeiden sich einbildete, und ohne die er nicht leben konnte, durch seine auffallende, einsiedlerische Lebensweise zu fesseln. Da ihm jeder Empfang von Wohlthaten die Freiheit seines Daseins zu stören schien, und er, nach den Grundsätzen der starren Weisheit, zu welchen er sich bekannte, Niemandem eine Verbindlichkeit schuldig sein wollte, lehnte er die Unterstützung, die König Georg III. ihm anerbieten ließ, ab, und begnügte sich mit dem, was ihm seine Werke einbrachten und was er durch Notenabschreiben erwarb. Da er sich von allen Seiten angefeindet und verfolgt wähnte, so versetzte ihn seltsamerweise der Tod Ludwig's XV. eben deshalb in die traurigste Stimmung. „Sehen Sie denn nicht", sagte er, „daß dieser Tod, allen Andern eine Wohlthat, für mich das höchste Unglück ist; der allgemeine Haß war sonst zwischen uns Beiden getheilt, jetzt werde ich das ganze Gewicht allein tragen müssen." Er glaubte auch, Choiseul habe Corsica unterjocht, um ihn, den die freien Corsen um eine Gesetzgebung gebeten hatten, zu kränken. So lebte er in einem raschen Wechsel der Uebergänge von Freundschaft zu Feindschaft, im steten Kampfe mit einem kranken Körper, und im Umgange mit seiner Haushälterin, die weder Reize noch Bildung besaß, eine Reihe von Jahren, bis er, überwältigt von Krankheit und Mißtrauen, zu Ermenonville, einem Landsitze unfern Paris, der einem seiner Freunde und Verehrer, dem Marquis von Girardin, gehörte, am 3. Juli 1778 plötzlich starb. Die größte Wirkung seiner Bücher, die vermittelst ihres dichterischen Reichthums und ihrer glänzenden Beredtsamkeit mehr bestachen als überzeugten, war erst dem folgenden Jahrzehnde vorbehalten. Wie Voltaire als der „Dämon", so wurde Rousseau nachmals als der „Patriarch" der Revolution betrachtet.

Neben diesen beiden Männern wirkte eine Menge anderer Schrift-

steller. Unter denselben zeichnete sich Jacques Diderot (geboren 1713, gestorben 1784) durch Kühnheit der Gedanken und Großartigkeit des Styls aus. Er hatte auch den Muth, die rhetorische Poesie des französischen Theaters verwerflich zu finden, und ihr die Wahrheit der Natur und des Gefühls in zwei prosaischen Dramen (der Hausvater und der natürliche Sohn) entgegen zu stellen, die ihre Wirkung zwar nicht in Frankreich, wohl aber in Deutschland hervorgebracht haben. Ungeachtet Diderot den Atheismus ziemlich unverhohlen predigte, wurde er doch von Katharina II. nach Rußland berufen, gefiel sich aber dort so wenig als er seiner Gönnerin, und kehrte mit dem Gelde für seine ihm abgekaufte, aber auf Lebenszeit zum Gebrauch überlassene Bibliothek nach Paris zurück. Ein großes encyclopädisches Wörterbuch, dessen Herausgabe er und d'Alembert, der Freund Friedrich's des Großen (geb. 1717, gest. 1783), unternahmen, wurde das Hauptmagazin der Aufklärung, aber auch der materialistischen Weltweisheit. In dogmatischer Form wurde der Materialismus von dem Baron Holbach, einem in Paris angesiedelten Deutschen, in dem Werke: System der Natur, vorgetragen, welches alle theologischen Begriffe widerlegte, alle Religion bekämpfte und nur die Natur als solche gelten ließ. Die Lehre, daß der Geist nur höher potenzirte Materie sei, trat hier in schneidender Schärfe auf; der Glaube an ein höchstes geistiges Wesen wurde für vernunftwidrig erklärt. Unabhängig von den Encyclopädisten, aber ihrem Geiste verwandt, warf sich Helvetius auf das Gebiet der Moral und versuchte, in seinen Büchern über den Geist (de l'Esprit) und über den Menschen (de l'homme), die Ansicht zu begründen, daß das Prinzip aller menschlichen Thätigkeit und Tugend der Eigennutz sei, die Verschiedenheit der Charaktere und Talente aber lediglich aus der verschiedenartigen Behandlung des organisirten Stoffes, welcher Mensch genannt werde, entstehe. Marmontel (geb. 1719, gest. 1799) und Raynal (geb. 1711, gest. 1796) arbeiteten ihm durch Darstellungen in die Hände, die sich mehr auf den Staat und die gesellschaftliche Verfassung bezogen. Der Letztere huldigte, in seiner Geschichte der europäischen Eroberungen und Niederlassungen in den beiden Indien, dem keckſten Geiste der Ungebundenheit; er pries die Wilden und empfahl jede Art der Revolution. Barante sagt von ihm: „Es giebt kein Verbrechen der Revolution, das nicht mit großem Geschrei von diesem Declamator herbeigerufen ist. Als er sich jedoch mitten im Tumult einer wirklichen Revolution befand, zeigte er sich gerecht mäßig und muthvoll."

Auch das Gerichtswesen wurde von der neuen Denkweise ergriffen.

Es erschien ungebildet und pedantisch, in gerichtlichen Auseinandersetzungen und Beweisführungen nicht von allgemeinen Grundsätzen der Politik oder von dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft auszugehen. Die Advocaten und die Gerichtspersonen theilten die Ansichten der Schriftsteller. So entstand eine Bewegung der Geister, die den Umsturz der bisherigen Staatsverfassung so sichtbar vorbereitete, daß ihn Voltaire und viele Andere, vorhersagten. Mit der größten Bestimmtheit und Zuversicht aber that dies Rousseau im Emil, der 1762 erschien*).

Wenn nun auch, neben dieser Richtung des französischen Geistes, Mathematik und Naturwissenschaft mit Eifer betrieben wurden, Büffon (geb. 1707, gest. 1788) die französische Beredtsamkeit auf die Beschreibung der lebendigen Natur übertrug, Lavoisier (geb. 1743, gest. 1794) durch sein antiphlogistisches System der Chemie eine neue Wendung gab, Lalande (geb. 1732, gest. 1807) und Laplace (geb. 1749, gest. 1827) die Astronomie durch tiefsinnige Forschungen und glückliche Ergebnisse bereicherten: so hielt dies jener stürmischen Bewegung nicht entfernt das Gleichgewicht; ja der Sinn für naturgemäße Entwickelung und geschichtliche Forschung wurde durch die mathematische Ansicht und Behandlung der Dinge vollends verdunkelt und zurückgedrängt.

---

4. Die deutsche Literatur.

Wurde die französische Literatur durch den Einfluß der vornehmen Welt bestimmt, so entwickelte dagegen das deutsche Schriftwesen einen mehr selbstständigen, bürgerlichen Geist. Aus dem Kerne des Mittelstandes erhob sich dasselbe, troß dem unvaterländischen Sinne der Großen, zu eigener Fülle und fruchtbarer Gediegenheit empor, und der aus dem zerrissenen Körper des Reichs entwichene Nationalgeist fand eine Heimath in den Hainen der vaterländischen Sprache und Dichtkunst.

Nachdem der dreißigjährige Krieg die alte monarchische Verfassung

*) Vous vous fiez à l'ordre actuel de la société, sans songer que cet ordre est sujet à des révolutions inévitables, et qu'il vous est impossible de prévoir ni de prévenir celle qui peut regarder vos enfans. Le grand devient petit, le riche devient pauvre, le monarque devient sujet; les coups du sort sont-ils si rares, que vous puissiez compter d'en être exempt? Nous approchons de l'état de la crise et du siècle des révolutions. Emile, livre III. p. 65. de l'édition de Deux-Ponts. Tom. II.

Deutschland's entschieden in eine völlige Vielherrschaft aufgelöst hatte, war wie aus dem politischen, so aus dem geistigen Leben der Nation alle Schwungkraft entwichen. Die Sprache selbst zeigte in ihrer seltsamen Vermischung mit Wörtern aus anderen Sprachen die Macht fremder Einflüsse, der selbst die ausgezeichneten Geister, welche Deutschland hervorbrachte, sich unterwarfen. So verfaßte Leibnitz seine Werke theils in lateinischer, vornehmlich aber in französischer Sprache. Christian Wolf, der Leibnitzen's Ideen in ein System brachte, schrieb zwar deutsch; aber die mathematische Methode, deren er sich bediente, gestattete keine Anmuth der Darstellung, und erst mehrere Jahrzehnde nach ihm traten Sulzer, Moses Mendelssohn, Garve und Eberhard mit philosophischen Schriften in ansprechender Form auf. Damals warf sich, von Franzosen und Engländern angeregt, der deutsche Untersuchungsgeist auf die Glaubenslehre. Er hielt sich, nach dem von der herrschenden Philosophie für allein gültig erklärten Standpunkte der Verstandeserkenntniß, für verpflichtet, die wunderbare und mysteriöse Seite des Christenthums zu bestreiten, bediente sich aber dabei weniger der Waffen des Witzes, als einer ernsten und gelehrten Schriftauslegung, die das „Buch der Offenbarungen" als ein bloß menschliches Geisteserzeugniß behandelte. Die Auffassungsweise, die sich allmählig daraus hervorbildete, der sogenannte vulgäre Rationalismus, fand bei einem großen Theile der gebildeten Stände der Nation Eingang, während das Volk sich von derselben unbefriedigt abwandte. Diesem flachen oder auf der Oberfläche weilenden Rationalismus gegenüber, fehlte es unter den hochgebildeten Geistern nicht an Vertretern religiöser Innigkeit. Dahin gehörte der hochsinnige Friedrich Heinrich Jakobi (geb. 1742, gest. 1819), der freilich den Glauben und die Religiosität in einem andern als im kirchlichen Sinne nahm; ferner Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788), ein tiefsinniger, von seiner Zeit wenig verstandener und fast übersehener Denker, dem erst das nachfolgende Zeitalter Aufmerksamkeit zugewendet hat; der begeisterte, durch seine Physiognomik berühmte Caspar Lavater (geb. 1741 zu Zürich, gest. 1801), und der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius (geb. 1740, gest. 1815), ein Volksschriftsteller, der unter der Form des schlichten Bauernverstandes die theologische Oberflächlichkeit des Zeitalters nachzuweisen und zu beschämen versuchte, und es eine Zeitlang, wenn nicht mit Erfolg, doch mit großem Beifall that, bis er sich auch gegen die neuen politischen Meinungen erhob, und darüber die Gunst des deutschen Publicums verlor.

Noch lebhaftere Theilnahme, als die religiösen Fragen, erweckte in

der Friedenszeit, deren Deutschland nach dem siebenjährigen Kriege genoß, die zuerst von Basedow (geb. 1723, gest. 1790) unternommene, von Wolke, Trapp, Campe, Salzmann und Anderen weiter betriebene neue Gestaltung des Lehr= und Erziehungswesens, von ihren Urhebern Philanthropie oder Menschenliebe genannt, weil als Zweck derselben angegeben wurde, die Menschheit auf den rechten Weg ihrer Bestimmung zu leiten. Seitdem der beste Theil der deutschen Geisteskraft von den theologischen Zwisten in Beschlag genommen worden war, hatten Unterricht und Erziehung, unter Leitung der Kirche, den Menschen nur in Beziehung auf Himmel und Hölle behandelt, und die Erde als ein Jammerthal, als eine Stätte der Trübsal und Thränen bezeichnet. Die Philanthropen dagegen traten mit der Verkündigung auf, daß die Erziehung zuerst das Verhältniß des Menschen zur Erde ins Auge zu fassen habe, und daß die Erde wiederum ein Paradies werden könne, wenn die körperlichen und geistigen Anlagen der Jugend früher und zweckmäßiger für sie ausgebildet und dem Bedürfniß des Lebens zugewendet würden. Schon im siebzehnten Jahrhundert hatte der mährische Bischof Amos Comenius in einem weit verbreiteten Schulbuche (orbis pictus) einen Versuch gemacht, der Jugend beim Erlernen der lateinischen Sprache zugleich Sachkenntnisse beizubringen. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Locke die Fehler der alten Unterrichtsweise bemerkbar gemacht, und nach ihm Rousseau im Emil die Natur mit ihren Geboten für die Richtschnur aller Erziehung und Unterweisung erklärt. Daß hierbei auch Irrthum mit der Wahrheit vermischt war, wurde von den deutschen Philanthropen in ihrer Begeisterung für die letztere übersehen, und lange Zeit hindurch in den Philanthropinen mit der Verwirklichung des unausführbaren Gedankens gespielt, Kinder mannigfaltige Künste und Wissenschaften treiben zu lassen, ehe ihr Geist an einfachen Bildungsstoffen und deren Formen geübt und erstarkt war. Indeß haben die Philanthropen, besonders die gemäßigten, Sturm, Lieberkühn &c., den Nutzen gestiftet, daß das dem Leben ganz entfremdete Gelehrtenschulwesen aus seiner Erstarrung geweckt und allmählig mit besseren Lehrern und Lehrweisen versorgt wurde. Einen besonders bemerkbaren Anstoß zum Fortschritt gab der Philanthropismus dem Volksschulwesen. Als Beförderer desselben hat sich ein märkischer Gutsbesitzer von Rochow, und Felbiger, Abt des Augustinerklosters in Sagan, den Maria Theresia nach Oesterreich berief, erhebliche Verdienste erworben.

Für die schöne Literatur zeigte sich im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts eine von zwei Punkten ausgehende Bewegung. In

Leipzig bildete Gottsched (geb. 1700 unweit Königsberg in Preußen und gest. 1766 als Professor in Leipzig) eine Schule; und in der deutschen Schweiz stellten sich Bodmer und Breitinger an die Spitze einer literarischen Partei. Zwischen diesen und Gottsched erhob sich ein Streit über die Grundsätze und Formen des Schönen, der wenig Ersprießliches wirkte. Zum Glück stimmten beide Parteien in dem verdienstlichen Bemühen überein, die Sprache von fremden Bestandtheilen zu reinigen, die älteren Sprachdenkmale und Geisteswerke hervorzuziehen, in denen sich ein frisches Leben offenbarte, und so die deutsche Eigenthümlichkeit sicher zu stellen. Was sie selbst an künstlerischen Erzeugnissen lieferten, war matt, geistlos und flach.

Glücklicher in eigenen Arbeiten waren der Schweizer Albrecht von Haller (geb. 1708, gest. 1777) und Friedrich von Hagedorn (geb. 1708, gest. 1754). Jener wirkte als Professor der Botanik und Medicin von 1735 bis 1745 an der neuerrichteten Universität Göttingen; nachher kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er bedeutende Aemter bekleidete, und noch im Alter von Joseph II. einen Besuch erhielt, während der in der Nähe wohnende Voltaire, zu seiner nicht geringen Kränkung vom Kaiser übergangen ward; doch galt der Besuch nicht dem Dichter, sondern dem vornehmen Gelehrten. Denn Haller trug, nach Herder's Ausdrucke, eine Alpenlast von Gelehrsamkeit auf sich. In seiner Poesie nahm er sich mehr die britischen, Hagedorn mehr die französischen Dichter zum Muster. Ohne sich mit Partei- und Sectenführung zu befassen, wurden Beide die Häupter besonderer Richtungen, wie sie sich in den späteren Schriftstellern aussprachen. Unter diesen verdienen mit Achtung genannt zu werden: Gellert, Rabener, Lichtwer, Weiße, Cronegk, die älteren Gebrüder Schlegel, Cramer, Zachariä, Götz, Gleim (der Sänger der Kriegslieder), Geßner (Maler und Dichter der Natur in weichen Idyllen), der sinnige Kleist, der ernste und kräftige Uz, und Andere.

Ramler (geb. 1725, gest. 1798), ein Berliner Dichter, schlug eine abweichende Bahn ein, indem er die Gegenstände der vaterländischen Herrlichkeit, besonders den Ruhm Friedrich's, im Geiste und Tone der römischen Dichter des Augustischen Zeitalters besang. Wetteifernd mit ihm dichteten zu Wien in gleichen oder ähnlichen Weisen die Sänger Denis und Mastalier zu Ehren des Kaiserhauses, ohne mit der fremdartigen Form einen rechten Anklang in den Gemüthern zu finden. Mit dem größten Aufwande von wirklicher Dichterkraft huldigte dem Genius des Auslandes, in den mannichfaltigsten Formen und Beziehungen, der geistreiche Wieland (geb. 1733, gest. 1813), unter dessen Händen die

Sprache eine neue und schöne Fülle entwickelte. Er war es, der den Sinn für den romantischen Rittergeist, besonders durch seinen Oberon, in Deutschland wieder erweckte. Von nachtheiligerem Einfluß dagegen war seine Nachahmung des schlüpfrigen Franzosen Crebillon und Anderer, und die Wahrheit dichterischer Darstellung gewann nichts durch die Fiction, womit er in seinen Romanen Agathon, Aristipp und anderen die griechische Welt zum Schauplatze oder Träger moderner Gefühle und Vorstellungen machte.

Selbstständiger als die bisher Genannten wirkte mit der Kraft des schöpferischen Genius Johann Winckelmann (geb. 1717 zu Stendal), der unter den armseligsten Verhältnissen, als Conrector der Stadtschule in Seehausen, zu seiner Bestimmung reifte, der Verkünder und Erklärer der Kunstwerke des Alterthums zu werden. Das Geld, wofür er in Hamburg aus der öffentlichen Versteigerung der Bibliothek des Philologen Fabricius die besten Ausgaben alter Klassiker kaufen wollte, erbettelte er unterweges bei Adeligen, Beamten und Pfarrern. Wenn er bei Tage seine Lehrstunden gehalten hatte, war er des Nachts rastlos beschäftigt, aus den erworbenen Quellen die Sprachen und den Geist der Alten zu schöpfen. Wohlhabende Einwohner der Stadt gaben ihm Freitische, um ihn gegen Hunger zu schützen, bis er (im Jahre 1748) die Stelle eines Secretairs an der Bibliothek des Grafen von Bünau in Dresden erhielt. Hier brachte er unter der Leitung seines Freundes Oeser, in dem Anschauen der Kunstwerke, welche die Auguste aufgestellt hatten, seine inneren Ahnungen zum Bewußtsein. Sein längst gehegter Wunsch, in Italien die Kunst zu studiren, kam der Wirklichkeit näher, als der päpstliche Nuntius Archinto, dessen Bekanntschaft er im Hause des Grafen Bünau machte, und Pater Rauch, der Beichtvater August's III., ihm ein Jahrgehalt verschafften, um sich in Rom aufhalten zu können, freilich unter der Bedingung, daß er zur katholischen Religion überträte. Winckelmann entschloß sich im Jahre 1754, wie Heinrich IV. seine Religion um ein Königreich verändert hatte, das Gleiche zu thun, um die antike Kunstwelt zu erobern und deren Darsteller zu werden. Im Umgange mit Mengs, einem in Rom lebenden sächsischen Maler, bildete er seinen Sinn für die alten Kunstwerke aus, und gewann, was Gelehrsamkeit allein nicht zu erwerben vermag. Durch Unterstützung seiner Gönner wurde er Bibliothekar des Cardinals Albani, und später Aufseher aller Alterthümer in und um Rom, mit einem Gehalte aus der päpstlichen Kammer. Die ihm von mehreren römischen Großen und von den Päpsten Benidict XIV. und Clemens XIII. erwiesene Aufmerksamkeit rechtfertigte er durch eine

Reihe von scharfsinnigen und geistreichen Werken über Kunst und Alterthümer, die einer umfassenden Geschichte der Kunst zur Einleitung dienten. Nach mehrjährigem, sehr glücklichem Aufenthalte in Rom wollte er noch einmal sein Vaterland und seine Freunde jenseits der Alpen sehen, und unternahm im Jahre 1768 eine Reise dahin. Allein, als er kaum Tyrol betreten hatte, veränderte sich seine heitere Stimmung. Die schroffen Felsenwände, und weiterhin in Deutschland die spitzen Dächer, versenkten ihn in Schwermuth, die ihn endlich in Regensburg zu dem Entschlusse bestimmte, sogleich nach Rom zurückzugehen. Er reiste über Wien, wo er von dem Fürsten Kaunitz und der Kaiserin Maria Theresia huldvoll empfangen wurde, nach Triest, um sich von dort nach Ancona einzuschiffen. Hier ging seine düstere Ahnung in Erfüllung. Ein Italiener, der sich unterweges zu ihm gesellt und durch geheuchelte Kunstliebe sein Vertrauen gewonnen, aber auf die antiken Goldmünzen und den vollen Geldbeutel ein Absehen hatte, ermordete ihn am 8. Juni 1768, als er, vor seinem Koffer knieend, ihm Münzen zeigen wollte. Die Geschichte der Kunst blieb nun unvollendet; aber Winckelmann's Ansichten über die höhere Geistigkeit der Schönheit erhielten dennoch weitere Entwickelung.

Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729, gest. 1781) machte, wie Winckelmann, die Schönheit zum Gegenstande philosophischer Untersuchungen, forschte dem Geiste nach, in welchem die alten Künstler gearbeitet hatten, und suchte in seinem Laokoon (1766) in das innerste Heiligthum der Künste zu dringen. Aber auf anderen Gebieten griff seine Wirksamkeit noch erfolgreicher in die Bildung der Nation ein. Er faßte eine begeisterte Liebe für das Theater, weil er an die Möglichkeit glaubte, dasselbe zur Schule für den Geist und die Sitten zu erheben. Dieses Ziel hatte er bei einigen dramatischen Arbeiten vor Augen, unter denen das Lustspiel: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, einen dem Deutschen Leben abgewonnenen Stoff treffend und für alle Zeiten anziehend in heiterer Laune veranschaulicht; während das Trauerspiel Emilia Galotti, welches den Tod, den die Römerin Virginia von der Hand ihres Vaters zur Rettung ihrer Unschuld erlitt, in moderne Hofverhältnisse versetzt, als ein Erzeugniß des Kunstverstandes und des tragischen Witzes Bewunderung verdient. Lessing's eigentlicher Beruf war die Kritik. Seine ersten literarischen Versuche bestanden in Rettungen mit Unrecht verunglimpfter historischer Namen; noch mehr bekundeten jenen Beruf die Literaturbriefe, eine kritische Zeitschrift, die er bei seinem zweiten Aufenthalte zu Berlin, in Verbindung mit Nicolai und Mendelssohn, begann. Mit einer großen, die alte wie die neue Literatur

umfassenden Belesenheit vereinte er einen hohen Grad philosophischen Scharfsinnes, dessen Ergebnisse im entschiedensten Gegensatze zu den damals herrschenden Grundsätzen der französischen Poetik standen. Die letzteren bestritt er in einem Wochenblatte, Hamburgische Dramaturgie genannt, weil er dasselbe in Hamburg schrieb, als er mit der dramaturgischen Leitung der dortigen Bühne beauftragt war; er wies darin zugleich auf das spanische Theater, und besonders auf Shakespeare hin. Freilich betrachtete er den Letztern nur als Zeugen für die Richtigkeit seiner Kunsttheorie, daß Auffassung und sinnliche Darstellung der Naturwahrheit Aufgabe der Poesie und jeder andern Kunst sei; gleichwohl brachte er, trotz dieser Theorie, noch am Abende seines Lebens, ein Werk, Nathan den Weisen, hervor, in welchem der Geist wahrer Poesie auch die ihm angemessene Form des Ausdruckes gefunden hat. Dasselbe verdankte seinen Ursprung einem theologischen Streite, der seinem kampfgeübten Geiste neuen Stoff gab, aber auch seinem Leben Störungen bereitete.

Er hatte nämlich als Bibliothekar zu Wolfenbüttel endlich eine günstige Lage gewonnen, nachdem er sich früher stets in unsicheren, oft unangemessenen Lebensverhältnissen befunden hatte, und eine Zeitlang sogar Gouvernementssecretair bei dem General Tauenzien in Breslau gewesen war. Auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand er eine Handschrift, die er, ohne den Namen des Verfassers, des älteren Reimarus zu Hamburg, unter dem Titel: Wolfenbüttelsche Fragmente, herausgab. Da dieses Buch einen starken Angriff auf das positive Christenthum enthielt, so erhob sich gegen dasselbe und gegen Lessing ein heftiger Kampf, in dem besonders der Hauptpastor Göze in Hamburg als Vertheidiger der in der evangelischen Kirche geltenden Ueberzeugung von der unumstößlichen Gewißheit und unfehlbaren Autorität der biblischen Schriften auftrat; er erklärte den Herausgeber der Fragmente für einen eben so großen Feind des Christenthums, wie es der Verfasser sei, obwohl Lessing den Fragmenten eine Vertheidigung des Christenthums aus dem Gesichtspunkte, daß die Bibel nicht die einzige Grundlage desselben sei, beigegeben hatte. Lessing setzte den Angriffen dieses Mannes eine Streitschrift in mehreren Nummern, unter dem Titel: Anti-Göze, entgegen, die ein Triumph seines Witzes und seiner Gelehrsamkeit ward; da sie jedoch die Sache auf einen Punkt trieb, auf welchem die seitherige äußere Grundlage des protestantischen Kirchenglaubens als ungenügend erschien und die innere Begründung der Schriftlehre in der Gesammtüberzeugung der Kirche, auf deren Nothwendigkeit Lessing hinwies, von den Zeitgenossen nicht verstanden, sondern auf Rückführung zur katholischen Ansicht

gedeutet und verdächtigt wurde, so fand sich am Ende Lessing's Landesherr, der Herzog von Braunschweig, bewogen, ihm die Fortsetzung dieses Streites zu untersagen. Nun aber sprach er seine im Laufe desselben ausgebildeten Ueberzeugungen in jenem berühmten Drama „Nathan der Weise" aus, worin er dem Christenthum entgegentrat, überhaupt alle positive Religion verwarf, und eine unbedingte religiöse Duldung empfahl. Von seinem redlichen Ernste und seinem auf den Grund der Dinge gehenden Forschungsgeiste zeugten noch zwei kleine Schriften, die Erziehung des Menschengeschlechts und Ernst und Falk, die letzten Früchte seines Geistes, der bald nachher, am 15. Februar 1781, in einer Art Abspannung erlag.

Der Haupt- und Grundzug seines Charakters war ein Streben nach Wahrheit, das in Kundmachung der gefundenen Ergebnisse gar keine Rücksichten kannte. „Wer nur darauf denkt, schrieb er, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen, und ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit." Doch vergaß er dabei, daß der menschliche Geist, auch bei dem redlichsten Willen, hinsichtlich eines großen Theils seiner Erkenntnisse, der Möglichkeit sich zu irren oder sich selbst zu betrügen, und dadurch der Gefahr ausgesetzt bleibt, Irriges als das Wahre auszugeben. Nach jenem rücksichtslosen Streben und nach der von ihm gegebenen Erklärung, daß er nur das Hämische, Neidische und Aehnliches für Grobheit halte, übrigens aber wünsche, daß die Höflichkeit der neuern Zeit die Bücher nicht ebenso schaal und falsch mache, als es schon der Umgang geworden sei, ist sein Benehmen in den mannichfachen Streitigkeiten seines Lebens zu beurtheilen. Sein Glaubensbekenntniß über das Ziel und den Zweck des Forschens nach Wahrheit hat er ausgedrückt in den Worten: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz immer zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist nur für Dich." Lessing glich der elektrischen Kraft; sein Stil war wie der Blitz, hell und schlagend.

Johann Gottfried Herder (geb. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gest. 1803) war zwar weniger kräftig und umstürzend, aber bei größerer Milde und Zartheit, nicht weniger vielseitig. Da sein Vater, unterster Lehrer an der Schule einer kleinen Stadt, nicht im Stande war, ihm eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, so wollte der junge

Herder mit einem russischen Wundarzte nach Petersburg gehen und die Wundarzneikunst erlernen. Schon war er bis nach Königsberg gekommen, als sich hier Gönner fanden, die seine Anlagen erkannten und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung derselben eröffneten. Er widmete sich der Theologie, durchreiste dann als Prediger mit dem Fürsten von Lübeck Deutschland und Frankreich, wurde Hofprediger bei dem Grafen von Lippe-Bückeburg, jenem portugiesischen Generalissimus, der, ein Beschützer deutschen Talentes, auch den Schriftsteller Thomas Abbt zu sich gerufen hatte, und erhielt endlich die Stellung eines Vicepräsidenten des Consistoriums in Weimar. Die Theologie gab ihm die Richtung nach dem Orient, dessen eigenthümlichen Geist er in sich sog und wiedergab mit dichterischer Lebendigkeit; daher Jean Paul von ihm sagt: in seinen Schöpfungen begegne sich indische Lebens-Müde mit griechischer Lebens-Frische. Auch für das klassische Alterthum, mit seinen abgerundeten Gestalten und seinen rhythmischen Tönen, wurde er ein begeisterter Herold, und verkündigte es seinem Volke mit gleicher Liebe, wie er des Mittelalters poetische Vorstellungen in Hymnen und in Legenden nachbildete; Alles mit so beweglichem und empfänglichem Geiste, daß er, wie die Sammlung seiner Volkslieder zeigt, die Poesie in jeder Zunge und in jeder Zone, in der gebildetsten wie in der ungebildetsten Gestalt, aufzufinden wußte; überall begleitet von der Liebe zur Humanität oder reinen Menschheit, die er in den fortschreitenden Bewegungen der Völker suchte, und in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" darstellte.

Wie aus einem bunten Blumengarten in einen Eichenhain tritt man von Herder zu Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 zu Hamburg). Begeisterung für das Vaterland und den ersten Befreier desselben, Sehnsucht nach dem Vaterlande des Menschengeschlechts und innige Hingebung an den Stifter der christlichen Religion, schmerzvolle Erhebung über die einheimischen Fürsten und selbst über den größten derselben, sehnsuchtsvolle Liebe, treue Freundschaft und zuletzt noch, aber nur auf kurze Zeit, der Glaube an die von Frankreich verheißene Freiheit der Völker: das waren die Quellen, aus denen sein Genius sich erfrischte. „Ungestüm fuhr er auf um Mitternacht, glühend war seine Seele!" Während die Poesie seiner Altersgenossen sich nur kleinliche Aufgaben setzte, oft der Tändelei sich ergab, trat Klopstock, ein drei und zwanzigjähriger Jüngling, mit dem Anfange eines großen und umfassenden Epos: der Messias, hervor. Die Religion, die in dogmatischen Formeln erstarrt und eben deshalb durch den Unglauben untergraben war, rauschte als ein Strom mächtiger Gefühle mit neuen Tönen des

Wohllauts durch dieses Gedicht; die Sprache, die bei Anderen noch mit der alten Gestaltlosigkeit rang, entfaltete in demselben ihre angestammte Kraft in neuen Weisen und Formen. Voll kühner Begeisterung „sah der Dichter der Griechen Flug nicht mehr furchtbar," und eignete sich die lyrischen Sylbenmaaße für seine Oden, den Hexameter für sein episches Werk an. Er hatte die Bedeutung des Rhythmus erkannt, und brach der Sprachmessung Bahn, die spätere Meister vollendet haben.

Unter den letzteren steht obenan Johann Heinrich Voß, der Uebersetzer der Alten und vorzugsweise Homer's. Er gehörte einem Dichterverein an, der sich in Göttingen gebildet hatte, als sich auf der dortigen, 1735 gestifteten Universität, um das Jahr 1770 eine Anzahl edler, für das klassische Alterthum und für die vaterländische Poesie gleich begeisterter Jünglinge zusammenfand. Der Charakter dieser Dichterschule war deutsche Innigkeit und Herzlichkeit, von griechischem Geiste genährt und gehoben. Aus derselben sind auch Bürger, Hölty, Miller, die Gebrüder Stolberg (Christian und Friedrich Leopold), der jüngere Cramer und Leisewitz (Verfasser des Trauerspiels: Julius von Tarent) hervorgegangen. Bürger (Johann Gottfried, geb. 1748, gest. 1794) strebte darnach, durch Benutzung volksmäßiger Stoffe ein Volksdichter zu werden, erreichte aber mit großem Talent und einer kräftigen Sprache dies Ziel nicht, weil er es zu sehr in der Nähe wähnte, und die Noth eines armseligen Hausstandes und unglücklicher Ehen den höhern Aufschwung seines Geistes gelähmt hatte.

Von allen diesen Dichtern und Schriftstellern nahmen die höheren Stände in Deutschland wenige oder gar keine Kenntniß. Klopstock wurde durch eine Pension vom Könige Friedrich V. von Dänemark in den Stand gesetzt, frei von Amtsarbeiten seinem Dichterberufe zu leben; König Friedrich II. von Preußen hat weder von Klopstock noch von Lessing etwas gewußt. Nach dem Muster dieses großen Monarchen wurde an den deutschen Höfen französisch gesprochen, geschrieben, gelesen. Kaiser Joseph, weniger französirt, hatte dagegen überhaupt keinen Sinn für die Literatur; und die Hermannsschlacht, die ihm Klopstock zueignete — gleich den anderen dramatischen Versuchen dieses Dichters steif und kalt — war nicht geeignet, ihm Geschmack dafür beizubringen.

Aus dieser niederbeugenden, wenn auch nicht erdrückenden Zurücksetzung wurde der deutsche Genius, obwohl sich selbst genug um sich Bahn zu brechen, durch eine Fürstin erhoben, die an der Spitze eines der kleinsten Staaten des Reichs, für die deutsche Bildung, durch Pflege der Großgeister der Nation, mehr gethan hat, als bis dahin die Kaiser

und die Könige, die über die deutschen Großstaaten herrschten und durch deutsche Arme gewaltig waren. Anna Amalie, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und Gemahlin des Herzogs Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar, der sie im Jahre 1758 nach zweijähriger Ehe als neunzehnjährige Wittwe mit zwei minderjährigen Söhnen zurückließ, widmete als Vormünderin und Regentin während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl August nicht nur der Landesverwaltung die einsichtigste und heilsamste Thätigkeit, sondern versammelte auch einen Kreis von ausgezeichneten deutschen Männern um sich, an welche nach und nach die ersten Geister der Nation sich anschlossen. Wieland und Knebel wurden von ihr zu Lehrern der beiden Prinzen berufen; als der siebzehnjährige Herzog im Jahre 1774 mit seinem Bruder nach Paris reiste, machte er in Straßburg die Bekanntschaft des damals fünfundzwanzigjährigen Goethe und schloß mit ihm einen Freundschaftsbund, dessen nächste Folge der Eintritt Goethe's in weimarische Staatsdienste war. Die Herzogin Amalie legte bald darauf ihre Vormundschaft nieder, hatte aber die Freude, ihren Sohn in ihrem Geiste fortwirken zu sehen, und ihr Einfluß trug nicht wenig bei, diese edle Richtung zu erhalten und zu fördern. Die Namen: Wieland, Herder, Goethe, Knebel, Bode, Böttiger, Musäus, und später Schiller, machten Weimar zur gefeiertsten Stadt Deutschland's, nach welcher von den entferntesten Gränzen, wie nach dem Wohnsitze des geistigen nationalen Priesterthums, gewallfahrtet oder wenigstens mit ehrfurchtsvoller Sehnsucht geschaut ward. Hier hat der deutsche Geist sich den Fesseln vollends entwunden, welche die literarische Herrschaft Frankreich's und die ihrer eigenen Nation abholde Gesinnung der Höfe ihm angelegt hatte; hier,

auf der Spur der Griechen und der Briten,
ist er dem höchsten Ziele zugeschritten.

Johann Wolfgang Goethe (geb. 1749 zu Frankfurt a. M., gest. 1832), ein Dichter nicht allein seines Volkes, sondern des ganzen Zeitalters, schuf eine Reihe von dichterischen Werken, deren jedes fast eine eigene Gattung ausmacht. In dem ersten derselben, Werther's Leiden, schilderte er den herben Schmerz unglücklicher Liebe; in dem zweiten, dem Götz von Berlichingen, rief er die Größe und ungestalte Herrlichkeit des Mittelalters in's Leben zurück; dann stellte er im Egmont mit dramatischer Vollendung einen Helden dar, der im Kampfe um die Freiheit seines Volkes untergeht, entfaltete mit epischer Fülle und Ruhe im Wilhelm Meister die Verhältnisse der modernen Gesellschaft, ließ in der Iphigenia auf Tauris die edelste Gestalt des griechischen Lebens erschei-

nen, und wieder die stille Heiterkeit und Genügsamkeit des deutschen Gemüths in Hermann und Dorothea, während der Widerstreit des Lebens sich zart im liebenden Dichter Torquato Tasso, heftig und tief im kühnen Zweifler Faust bewegt. Außer diesen Hauptwerken hat Goethe noch eine Anzahl kleinerer, nur im Verhältniß zu jenen minder bedeutender Erzeugnisse, unter denselben einen äußerst lieblichen Kranz lyrischer und erzählender Gedichte zu Tage gefördert. Seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung ist ein eben so anziehender als reichhaltiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Bildung im achtzehnten Jahrhundert.

Ihm nahe, wie im Leben, so in der Kunst, stand Friedrich Schiller (geb. 1759, gest. 1805), der größte dramatische Dichter der Deutschen. Denn, um mit jenem, seinem Freunde, zu reden „er wendete die Blüthe höchsten Strebens, das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“ Aus dem großen Schauspiele des menschlichen Daseins, der Geschichte, nahm er, der selbst als Geschichtsschreiber Scenen desselben dargestellt hat, bedeutsame Stoffe, um neben dem Kampfe menschlicher Leidenschaften die Macht dunkler Verhältnisse zu entfalten. Wer bedürfte der Erinnerung an Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell! Aber diese reifsten Früchte seines Geistes gehören schon dem folgenden Zeitraum an. Eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Ideal, ein tiefes Gefühl der Abhängigkeit des Erscheinenden von unsichtbaren Gewalten, eine edle Begeisterung für sittliche Größe, und eine reiche, harmonische und volltönende Sprache erwarben ihm unter den Deutschen eine verehrende Zuneigung, wie sie in diesem Grade kein anderer Schriftsteller besessen hat. Unter allen deutschen Dichtern neuerer Zeit wurde Schiller der beliebteste und gelesenste. Selbst die Masse des Volkes fühlte sich durch die Macht der hohen Klänge wunderbar ergriffen, während derjenige Dichter, der es eigentlich darauf anlegte, ein Volksdichter zu sein, Bürger, mit weit volksmäßigeren Stoffen seine Aufgabe verfehlte, weil ihm der Sinn für das Ideale gebrach, der sich mehr und mehr als die wesentliche Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes in seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Richtung ergab.

Denn hinter der Poesie blieb in Deutschland die Wissenschaft nicht zurück. Alle Erweiterungen aber, welche die einzelnen Zweige derselben erfuhren, traten eine Zeitlang gegen das riesenmäßige Unternehmen in Schatten, die Grundlagen, auf denen man seit Aristoteles das Gebäude der menschlichen Erkenntnisse sicher gestellt glaubte, aufs Neue zu untersuchen, und in Folge dieser Untersuchung den größten Theil des Gebäudes als ganz unhaltbar nachzuweisen. Immanuel Kant (geb. 1724 zu

Königsberg in Preußen, gest. daselbst als Professor 1803) that dies im Jahre 1781 in einem Werke, Kritik der reinen Vernunft, das durch seine gegen das ganze bisherige System der Vernunftwissenschaft gerichteten Zweifel den Standpunkt der Philosophie völlig veränderte, und wenn es auch selbst den Schleier, der die Wahrheit verhüllt, nicht hinwegnahm, doch manche der Truggestalten verscheuchte, die sich vorher als Wahrheit geltend gemacht hatten. Wenn der Einfluß dieser kritischen Philosophie, wie sie vorzugsweise sich nannte, nicht ein durchgängig wohlthätiger war, wenn durch das Studium derselben manche gute Köpfe in die Irrgewinde einer neuen Scholastik verstrickt wurden; so wirkte dieser Einseitigkeit doch bald der lebhafte Eifer für das klassische Alterthum entgegen, der zu derselben Zeit durch Heyne in Göttingen, und durch Friedrich August Wolf in Halle neu angeregt ward. Wie verschieden im Einzelnen die Ansichten beider Männer waren, doch strebten sie im Wesentlichen nach einem gemeinsamen Ziele, und nachdem lange genug dem Buchstaben der alten Sprachen gedient worden war, wurde nun auch der Geist der alten Schriftsteller lebendiger erfaßt, das Innere der alten Staaten und ihre Verfassungen mit tieferem Ernste und umfassenderem Blicke geprüft, und die Form antiker Darstellung auch der Wissenschaft angeeignet. Die Wirkungen zeigten sich besonders in der Geschichtschreibung, die jetzt erst unter den Deutschen zur Kunst ward, nachdem die Geschichte bis dahin nur tüchtige Forscher unter ihnen gefunden hatte. Den größten Namen auf diesem Gebiete erlangte der Schweizer Johannes Müller, besonders durch die von ihm beschriebene Geschichte seines Vaterlandes, ein Werk an Ton, Kraft und Gesinnung, wenn auch nicht an Ebenmaß und Glätte, den besten des Alterthums gleich, und sie übertreffend durch anschauliche, Alles umfassende Schilderung des Gesammtlebens der Zeiten.

So hatte sich die deutsche Literatur im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch eigene Kraft aus der Dumpfheit, Geistlosigkeit und Beschränktheit, worin sie im Anfange desselben dastand, erhoben. Aber die geistige Thatkraft der Nation war noch zu keinem Ruhepunkte gelangt; sie entwickelte vielmehr im letzten Jahrzehend des Jahrhunderts einen noch größern Umschwung der Meinungen, Gefühle und Grundsätze, der sich zugleich mit der gewaltigen und fast allgemeinen Umwälzung der Staaten- und Völkerverhältnisse verschmolz, zu deren Darstellung unser Werk mit dem folgenden Bande übergeht.

Register

über den neunten, zehnten, elften, zwölften, dreizehnten Band.

(Die römische Zahl bezeichnet die Nummer der Regenten und den Band, die arabische die Seitenzahl.)

A.

C.

D.

E.

F.

G.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Druckfehler in den Bänden IX, X, XI, XII.

Bd. IX, 68, Zeile 9 von oben lies ihm, statt ihn.
Bd. IX, 318, Zeile 19 von unten lies Doctor statt Docter.
Bd. X, 7, Zeile 3 von unten lies 225 statt 255.
Bd. X, 277, letzte Zeile lies kurfürstlichen statt kurfürstlicheu.
Bd. X, 400, Zeile 1 von unten lies kennt statt damit.
Bd. X, 401, Zeile 17 von oben lies Burgsdorf statt Bugsdorf.
Bd. XI, 229, Anmerkung, lies Georg statt Martin; ganz verstümmelt ist die vorhergehende Zeile, wo pou statt pour, de statt du steht.
Bd. XII, 365 in dem Columnentitel lies von statt vor.

Becker, Karl Friedrich

Weltgeschichte Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe. Herausgegeben von Adolf Schmidt. Mit der Fortsetzung von Eduard Arnd
Bd.: 13

Berlin 1863